Marshall Saunders.

Billy, See page 69

This book is presented to
McMaster University by
Marshall Saunders.
1932.

Der ſchöne Sepp.

Eine Selbſtbiographie.

Von

Marſhall Saunders.

Uebertragen aus dem Engliſchen

von

A. Henrich, V. D. M.

„Thue deinen Mund auf für die Stummen."
Sprüche 31 : 8.

McMaster University
LIBRARY

PHILADELPHIA:
CHARLES H. BANES, Sec. pro. tem.
1420 CHESTNUT STREET.

of the American Baptist Pub. Sty. The German book was first brought out in Hamburg Germany by the Baptist Pub. house. Then the Baptists moved to Cassel. Col. Banes had this edition for the U.S. & Canada.

Copyright 1896 by
CHAS. H. BANES

McMASTER UNIVERSITY LIBRARY

Herrn

George Thorndike Angell,

Präsident der Amerikanischen Humanen Erziehungsgesellschaft
und des Tierschutzvereins in Massachusetts

mit Hochachtung gewidmet

von der Verfasserin.

Vorwort.

Der schöne Sepp ist ein wirklicher Hund und „Schöner Sepp" ist sein Name. Er hatte in seiner Jugend einen grausamen Herrn, der ihn, so wie in der Schrift beschrieben wird, verstümmelte. Er wurde von demselben befreit und hat nun ein glückliches Heim mit angenehmen Umgebungen und erfreut sich einer ziemlichen Berühmtheit in der Nachbarschaft.

Der Charakter Lauras ist aus dem Leben und bis in die kleinsten Züge wahrheitstreu beschrieben. Die Familie Morris hat ihre Gegenstücke im wirklichen Leben und fast alle Begebenheiten beruhen auf Thatsachen.

M. Saunders.

Einleitung.

Das sehr wirkungsvolle Buch, betitelt „Black Beauty“ erschien als eine lebendige Stimme aus dem Tierreich. Aber da es nur für das Pferd spricht, machte es andre Bücher nötig und bahnte diesen den Weg. Durch die freundliche Aufnahme, die es gefunden, und das Gute, was es gewirkt hat und noch wirkt, trug es ganz natürlich dazu bei, daß sich jemand begeistert fühlen würde, ein Buch zu schreiben, um das Leben eines Hundes dem menschlichen Gefühl nahe zu bringen. Eine solche Geschichte haben wir in dem „Schönen Sepp“.

Die Geschichte spricht nicht nur für den Hund allein, sondern für das ganze Tierreich. Wir werden durch dasselbe in die Tierwelt geführt, um zu sehen, wie die Tiere sehen, und zu fühlen, wie die Tiere fühlen. Die teilnehmende Ansicht der Verfasserin in dieser Darstellung ist die starke moralische Seite des Buches.

Solche Bücher, wie dieses, sind eine Notwendigkeit in unsrem fortgeschrittenen Erziehungssystem. Die Wochenschule, die Sonntagsschule und alle Jugendbibliotheken verlangen einen Einfluß, welcher den Leser lehrt, wie

er in Teilnahme mit der Tierwelt zu leben habe; wie die Sprache der Geschöpfe, die wir aus langer Gewohnheit „stumm" nennen, und die Zeichensprache der niedrigen Ordnungen dieser abhängigen Geschöpfe zu verstehen ist. Die Kirche schuldet es ihrer Mission, den Beweisgrund des „Vogelnestes-Gebots" zu predigen und zu lehren. Das Prinzip ist durch Moses in der hebräischen Welt anerkannt und hallt wieder in der englischen Poesie von Cowper, in Burns „Meadow Mouse" und in den verschiedenen Liedern unsres eignen Longfellow.

Güte gegen das Tierreich ist der erste oder ein erster Grundsatz im Wachsen der wahren Menschenliebe. Der junge Lincoln, später Präsident der Vereinigten Staaten, watete einmal durch einen halbgefrornen Fluß, um einen Hund zu retten, und hielt inne auf einem Spaziergange mit einem Staatsmann, um einen jungen Vogel, der aus dem Nest gefallen war, wieder hinein zu legen. Ein solches Herz war zubereitet, ein Leiter von Menschen zu sein und für eine große Sache zu sterben. Das Gewissen, welches auf den Ruf eines Tieres in Not hört, gürtet sich mit Kraft, mannhafte Thaten in der Welt zu thun.

Die Geschichte des „Schönen Sepp" erweckt und erhält ein tiefes Interesse durch eine Reihenfolge von Begebenheiten aus dem Leben, von welchen jede eine Lehre ist. Die Geschichte ist der weitesten Verbreitung und des allgemeinen Lesens wert. Sie zu verbreiten, ist ein gutes Werk, denn es hilft sowohl dem menschlichen Herzen als den Geschöpfen mit lebendigem Gefühl und einfacher Sprache.

Als ich als Mitglied des Komitees zur Prüfung der Preisschriften, die der Humanen Gesellschaft gesandt worden sind, das Manuskript las, fühlte ich, daß die Schreiberin einen höheren Beweggrund hat, als die Bewerbung um den Preis; daß die Geschichte als Strom der Teilnahme aus dem Herzen geflossen war; daß sie echt war; daß sie nur eines Verlegers bedürfe, der einen bedeutenden Einfluß hat, um ihren Wert bekannt zu machen, damit sie ihre starke, erziehliche Mission erfüllen kann.

Ich freue mich, daß das Manuskript einen solchen Verleger gefunden hat, und ich bin gewiß, daß die Herausgabe dieser Geschichte die Publikationsgesellschaft ehren wird. Bei dem Schreiben des Buches, glaube ich, ist jeder Gedanke an ein Interesse ausgeschlossen gewesen. Das Buch erscheint, weil es ein Bedürfnis ist; die Zeit verlangt es. Ich denke, daß die Verleger ein Recht haben, einen etwas selbstlosen Dienst von seiten des Publikums zu erbitten, in der Verbreitung zu helfen, im Verhältnis zu ihren Kräften und Gelegenheiten.

Hezekiah Butterworth,

Mitglied des Prüfungskomitees
für die der Humanen Gesellschaft gesandten Preisschriften.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel.

Nur ein Köter 1

Zweites Kapitel.

Der grausame Milchmann 7

Drittes Kapitel.

Mein gütiger Retter und Fräulein Laura 12

Viertes Kapitel.

Wie die Morrisknaben meinem Namen etwas zusetzen . . 17

Fünftes Kapitel.

Mein neues Heim und eine selbstsüchtige Dame 23

Sechstes Kapitel.

Der Wachtelhund Billy 37

Siebentes Kapitel.

Wie man einen jungen Hund abrichtet 45

Achtes Kapitel.

Ein verdorbener Hund 50

Neuntes Kapitel. Seite
Der Papagei Bello 56

Zehntes Kapitel.
Billys Abrichtung fortgesetzt 64

Elftes Kapitel.
Goldfische und Kanarienvögel 72

Zwölftes Kapitel.
Malta, die Katze 83

Dreizehntes Kapitel.
Der Anfang eines Abenteuers 91

Vierzehntes Kapitel.
Wie wir den Einbrecher fingen 102

Fünfzehntes Kapitel.
Unsre Reise nach Riverdale 111

Sechzehntes Kapitel.
Das Landgut Dingley 125

Siebzehntes Kapitel.
Herr Wood und seine Pferde 134

Achtzehntes Kapitel.
Das Geflügel der Frau Wood 142

Neunzehntes Kapitel.
Ein Tierschutzverein 149

Zwanzigstes Kapitel.
Geschichten von Tieren 158

Seite
. . 56
. . 64
. . 72
. . 83
. . 91
. . 102
. . 111
. . 125
. . 134
. . 142
. . 149
. . 158

Einundzwanzigstes Kapitel.
Herr Maxwell und Herr Harry 173

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Was sich beim Abendessen zutrug 182

Dreiundzwanzigstes Kapitel.
Wilde Tiere fangen 191

Vierundzwanzigstes Kapitel.
Das Kaninchen und das Huhn 201

Fünfundzwanzigstes Kapitel.
Ein glückliches Pferd 211

Sechsundzwanzigstes Kapitel.
Das Kistchen mit Geld 222

Siebenundzwanzigstes Kapitel.
Ein vernachlässigter Stall 232

Achtundzwanzigstes Kapitel.
Das Ende des Engländers 243

Neunundzwanzigstes Kapitel.
Ein Gespräch über Schafe 252

Dreißigstes Kapitel.
Ein eifersüchtiger Ochse 265

Einunddreißigstes Kapitel.
Im Kuhstall 275

Zweiunddreißigstes Kapitel.
Unsre Heimkehr 284

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Seite

Abgerichtete Tiere 295

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein Feuer in Fairport 307

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Billy und der Italiener 314

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Dandy der Landstreicher 320

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Das Ende meiner Geschichte 332

Seite

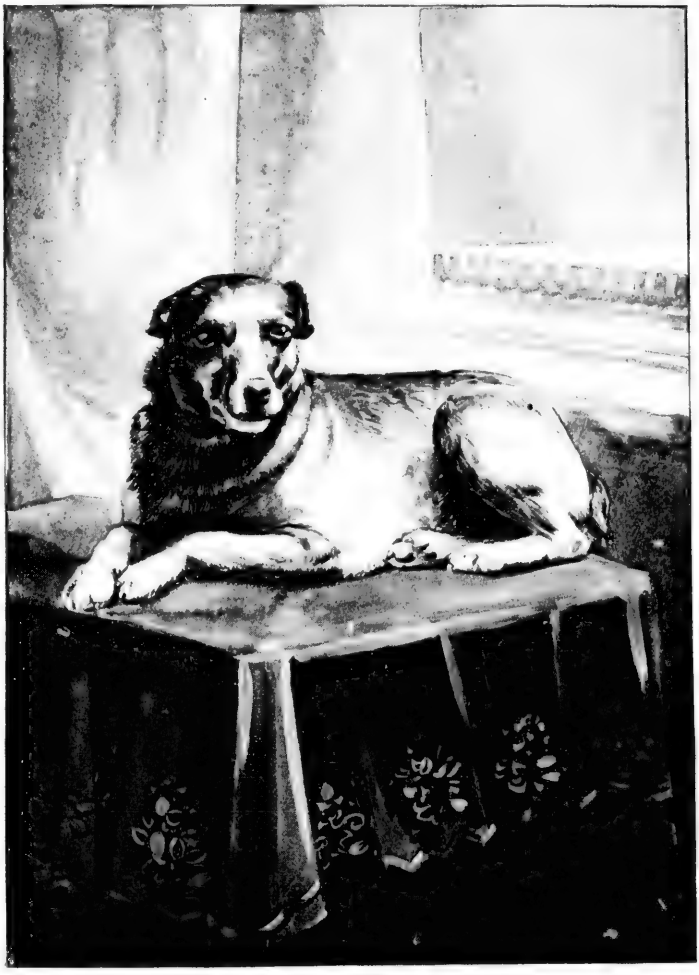
. 295

. 307

. 314

. 320

. 332



„Ich heiße ‚schöner Sepp.'"
Seite 1.

Erstes Kapitel.

Nur ein Köter.

Ich heiße „Schöner Sepp“ und bin ein brauner Hund von mittlerer Größe. Man nennt mich nicht Schöner Sepp, weil ich etwa eine Schönheit wäre. Herr Morris, der Prediger, in dessen Familie ich die letzten zwölf Jahre war, sagte, es scheine ihm, ich müßte aus demselben Grunde Schöner Sepp heißen, den sein Großvater drunten im Süden gehabt habe, einen sehr häßlichen schwarzen Sklavenknaben Amor und dessen Mutter Venus zu nennen.

Was er damit meint, weiß ich nicht; aber wenn er das sagt, dann sehen die Leute mich an und lächeln. Ich weiß, daß ich nicht schön und auch, daß ich nicht von edler Rasse, sondern nur ein Köter bin.

Wenn meine Herrin mich eintragen läßt, um die Steuer zu bezahlen, und der Beamte sie fragt, von welcher Rasse ich sei? dann sagt sie, ich sei halb Dachshund und halb Bullenbeißer; aber er schreibt mich immer als Köter ein. Ich denke nicht, daß es ihr gefiel, mich so nennen zu lassen; aber ich hörte sie doch sagen, daß

sie Köter vorziehe, weil die mehr Charakter hätten als Vollbluthunde. Ihr Vater pflegte zu sagen, er liebe häßliche Hunde wie ein Edelmann am Hofe eines gewissen Königs, weil sonst niemand sie liebe.

Ich bin jetzt ein alter Hund und schreibe, oder eigentlich lasse einen Freund meine Lebensgeschichte schreiben. Ich habe meine Herrin über ein kleines Buch lachen und weinen sehen. Sie sagte, es sei die Erzählung vom Leben eines Pferdes, und hält es mir manchmal dicht vor die Nase, daß ich die Bilder sehen soll.

Meine liebe Herrin ist mir teuer; mehr kann ich nicht sagen; ich liebe sie mehr als irgend jemanden in der Welt. Es scheint mir, daß es ihr gefallen wird, wenn ich die Lebensgeschichte eines Hundes schreibe. Sie liebt die Tiere, und es schmerzt sie, wenn sie eins mißhandeln sieht.

Ich hörte sie sagen, daß, wenn alle Knaben und Mädchen in der Welt sagen würden, kein Tier dürfe mehr grausam behandelt werden, so würde alle Mißhandlung der Tiere aufhören. Vielleicht hilft es ein wenig, wenn ich eine Geschichte erzähle.

Ich liebe Knaben und Mädchen, denn obgleich ich viele grausame Männer und Frauen gesehen habe, sind mir doch wenige so hartherzige Kinder vorgekommen. Je mehr Erzählungen über Tiere geschrieben werden, denke ich, desto besser wird es für uns sein.

Bei der Aufzeichnung meiner Geschichte scheint es mir am besten zu sein, daß ich ganz vorn anfange und gerade bis zum Ende fortfahre. Ich wurde in einem Stalle nahe bei einem Städtchen im Staate Maine geboren, das Fairport heißt. Meine erste Erinnerung ist, daß ich

dicht bei meiner Mutter warm und bequem lag und immer hungrig war. Ich hatte sechs Geschwister, und meine Mutter hatte niemals Milch genug für uns; denn da sie immer selbst halb verhungert war, konnte sie uns nicht genügend nähren.

Ich sage nur ungern viel von meinem früheren Leben. Nachdem ich so lange in einer Familie gehalten wurde, wo man nie ein hartes Wort sprach und wo niemand daran denkt, jemand oder etwas rauh zu behandeln, sodaß es sogar unrecht scheint, davon zu reden, ja, nur daran zu denken, einem armen, unvernünftigen Tier wehe zu thun.

Der Eigentümer meiner Mutter war ein Milchmann. Er hielt ein Pferd und drei Kühe und fuhr seine Milchkannen in einem alten wackeligen Karren. Ich glaube nicht, daß es einen schlimmeren Mann in der Welt gibt, als dieser Mann war. Mich schaudert, wenn ich an ihn denke. Sein Name ist Jenkins und ich bin froh, daß er jetzt für seine Grausamkeit gegen Menschen und arme, unvernünftige Tiere gestraft wird. Ich sehe meine Schadenfreude für unrecht an, aber man bedenke, daß ich eben nur ein Hund bin.

Sein erster Gruß an mich war ein Tritt, der mich in einer Ecke landete. Meine Mutter pflegte er hungern zu lassen und schlug sie mit seiner schweren Peitsche, daß sie mit Blut bedeckt war. Als ich älter wurde, fragte ich sie, warum sie nicht wegliefe? Sie antwortete, sie wolle das nicht; aber ich entdeckte, daß sie blieb, weil sie ihn liebte. So wild, grob und grausam er war, so liebte sie ihn dennoch, und ich glaube, sie würde ihr Leben für ihn gelassen haben.

Da ich jetzt alt bin, weiß ich wohl, daß es noch mehr Männer wie Jenkins in der Welt gibt. Sie sind weder Wahnsinnige noch Trunkenbolde; sie scheinen aber voller Bosheit zu sein. Es gibt wohlhabende und reiche Leute, die arme Tiere und selbst kleine Kinder so schrecklich mißhandeln, daß man ihre Greuel nicht nennen kann. Jenkins' müßiges Leben war eine Ursache seiner Grausamkeit. Nachdem er morgens seine Milchrunde gemacht hatte, that er nichts bis nachmittags spät, als nach seinem Hof und Stall zu sehen. Hätte er diese rein gehalten, sein Pferd und seine Kühe geputzt, seinen Garten gebaut, so hätte er alle seine Zeit benutzen können; aber er ordnete und reinigte nichts, bis Hof und Stall so voll allerhand Unrat lag, daß er kaum dazwischen durchkommen konnte.

Haus und Stall stand mitten in einem großen Felde ziemlich fern vom Wege, sodaß Vorbeigehende nicht sehen konnten, wie schmutzig es da war. Von Zeit zu Zeit kam freilich ein Inspektor; aber Jenkins wußte das immer vorher, räumte dann auf und putzte ein wenig.

Ich wünschte oft, daß einige seiner Kunden kommen und seine Kühe sehen möchten. Im Frühjahr und Sommer pflegte er sie in die Weide zu treiben, sonst aber standen sie immer in dem dunkelen, schmutzigen Stall, wo die Fugen so weit offen standen, daß der Schnee durchflog und fast Haufen machte. Der Boden war immer naß und schlammig; denn es war nur ein kleines Fenster an der Nordseite, wo sich höchstens gegen Abend einige schräge Sonnenstrahlen durchdrängen konnten.

Das waren geduldige Kühe, denn sie klagten nie, obgleich die kalten, eisigen Winde in bitteren Winternächten

sie fast erfrieren lassen mußten. Sie waren sehr dünn, mager und nie recht gesund, denn nicht nur litten sie Kälte, sondern auch Hunger, weil sie nur wenig schlechtes Futter bekamen.

Jenkins brachte jedesmal einen großen Zuber voll von seiner Runde hinten in seinem Karren mit heim. Dies nannte er „Abfall". Die Köchinnen seiner Milchkunden pflegten ihm das aufzuheben. Es bestand aus verdorbenem Gemüse, Schalen und Abfall von der Tafel — eine halbfaule, versäuerte Masse war's, die man keinem Vieh anbieten sollte. Konnte er nicht genug „Abfall" zusammenkriegen, so fuhr er wohl mal in die Stadt und brachte eine Ladung verwelktes, halbfaules Gemüse, das die Krämer und Händler gern los waren. Solches Futter und schlechtes Heu befähigte die armen Kühe nicht, gute Milch zu geben. Jenkins streute ein weißes Pulver in die Milch, um ihr „Substanz" zu geben, wie er sagte.

Einmal geschah durch die Milch etwas sehr Trauriges, von dem niemand etwas wußte, außer Jenkins und seinem Weibe. Sie war ein armes, unglückliches Wesen, war sehr bange vor ihrem Mann und durfte nicht viel zu ihm sagen. Sie war nicht reinlich, und ich habe nie ein schmutzigeres Haus gesehen als das ihre.

Ihre Weise war so sonderbar, daß ich jetzt glaube, keine Hausfrau werde es so machen: ich habe gesehen, wie sie Kartoffeln im Topf mit dem Besenstiel zerstampfte, wobei der Besen auf und nieder flog und der Staub in den Topf fiel. Den Teig für Brot ließ sie oft unbedeckt in der Küche stehen, und manchmal kamen die Hühner herein und setzten sich darauf.

Die Kinder pflegten in den schmutzigen Pfützen vor der Thür zu spielen. Das jüngste wurde im Frühjahr an einem Fieber krank und Frau Jenkins wünschte einen Arzt; aber ihr Mann wollte nicht. Sie machten dem Kind ein Bett dicht bei dem Ofen und seine Mutter pflegte es so gut sie konnte; all ihre Arbeit that sie dabei, und ich sah mehrmals, wie sie des Kleinen Gesicht mit dem Tuch abwischte, das sie für die Milchgefäße gebrauchte.

Niemand außer der Familie wußte etwas von der Krankheit des Kindes. Jenkins hatte einen so schlechten Namen, daß niemand sein Haus besuchte. Nach und nach wurde das Kind gesund; aber ein oder zwei Wochen danach kam Jenkins einmal mit ängstlichem Gesicht heim und sagte seiner Frau, daß der Gatte einer Dame, die Milch von ihm kaufte, an Nervenfieber krank liege. Bald darauf starb der Herr, und die Köchin erzählte dem Milchmann Jenkins, daß der Arzt sich gewundert habe, wie ihr Herr das Fieber habe bekommen können, da doch kein sonstiger Fall in der Stadt sei. — Hier wurde also jetzt eine Witwe mit drei Waisen hinterlassen, und sie wußten nicht einmal, wie ein fahrlässiger schmutziger Milchmann schuld daran war, daß sie einen guten Mann und Vater verloren.

Zweites Kapitel.

Der grausame Milchmann.

Ich habe bereits gesagt, daß Jenkins meist seine Tage in Müßiggang vergeudete. Morgens mußte er sehr früh fort, um seinen Kunden die Milch zum Frühstück zu bringen. O wie verdrießlich pflegte er zu sein, wenn er an kalten Tagen früh vor Sonnenaufgang in den Stall kam!

Er hing dann seine Laterne an einen Haken, nahm seinen Milchstuhl, und wenn die Kühe sich nicht gerade nach seinen Grillen stellten, so ergriff er einen Besen oder eine Mistgabel und schlug grausam auf sie los.

Meine Mutter und ich schliefen auf einem Haufen Stroh in der Ecke, und sobald sie seinen Schritt vernahm, weckte sie mich, daß wir ihm aus dem Wege und hinausspringen konnten, so schnell er die Thür öffnete, denn er suchte uns jedesmal einen Tritt zu versetzen, wenn wir vorbeisprangen; aber meine Mutter lehrte mich, ihm auszuweichen.

Wenn er gemolken hatte, trug er die Milch ins Haus damit seine Frau sie durchseihen und in die Kannen

gießen möchte. Er kam dann wieder und schirrte und spannte sein Pferd an. Er nannte es Toby. Es war ein armes, miserables Stück Vieh, das schon ganz heruntergebrochen war. Schwach in den Knieen, im Rücken und im ganzen Körper, konnte es schlecht voran, und Jenkins schlug nur immer zu darauf, daß es gehen mußte. Es war ein Droschkenpferd gewesen und sein Maul war so verzerrt, verdreht, verhärtet und hin und her gerissen worden, daß man's als ganz gefühllos hätte betrachten mögen; dennoch bemerkte ich, daß seine Lippen zuckten und bebten, wenn Jenkins im Winter ihm das eisige Gebiß morgens ins Maul stieß.

Armer, alter Toby! Ich lag manchmal auf meinem Stroh und wunderte mich, daß das Tier nicht laut aufschrie vor Schmerzen, Hunger und Kälte, die es im Winter besonders litt, und auch von offenen Wunden, die Jenkins mit Lumpen unter dem Geschirr zu verhüllen suchte. Aber Toby murrte und klagte nie; noch biß er je oder schlug aus; er schien ängstlich das leiseste Wort Jenkins' zu befolgen, und wenn der Unmensch ihn anschrie oder fluchte, so bebte das arme Tier zurück oder eilte voran. Es war so ängstlich darauf aus, seinem Herrn alles zu Gefallen zu thun.

Wenn Jenkins eingespannt und seine Kannen geladen hatte, machte er sich auf seine Runde. Meine Mutter — sie hieß Jessi — lief immer mit ihm. Ich fragte sie, warum sie einem so grausamen Wüstling nachliefe? Aber sie hängte den Kopf und sagte, sie bekomme manchmal einen Knochen bei seinen Kunden. Das war aber nicht alles: sie liebte Jenkins so sehr, daß sie immer bei ihm sein wollte.

Ich war nicht so sanft und geduldig wie sie, und ich wollte nicht mit ihr laufen. Sobald sie weg war, lief ich zum Hause, um mir von Frau Jenkins etwas Abfall zu holen. Sie hatte fast immer einen Brocken für mich und gab mir oft einen freundlichen Blick oder ein gutes Wort mit dem bißchen Futter, das sie mir hinwarf.

Nachdem Jenkins wieder heimgekommen, suchte ich oft meine Mutter zu bewegen, mit mir zu einigen Nachbarhunden zu laufen. Da sie das aber nicht wollte und ich immer bei ihr war, so mußten wir daheim sein und doch aus dem Wege unsres Herrn bleiben, obwohl wir ihn immer im Auge behielten. Er aber — die Pfeife im Mund — und die Hände in der Tasche — schlenderte nur so müßig umher, brummte erst über Weib und Kinder und dann über das arme Vieh.

Ich habe noch nicht gesagt, was aus meinen Geschwistern geworden ist. An einem Regentage, als wir etwa acht Wochen alt waren, kam Jenkins mit zwei oder drei seiner verlumpten, schmutzigen Kinder in den Stall und besah uns. Dann fing er an zu fluchen, daß wir so häßlich seien. Wären wir schön, meinte er, dann hätte er einige von uns verkaufen können. Meine Mutter beobachtete ihn ängstlich, und da sie Gefahr für uns fürchtete, so sprang sie mitten unter uns und sah ihn mit flehentlichen Blicken an.

Dies reizte ihn noch mehr zum Fluchen. Er ergriff eins nach dem andren von uns, und — vor seinen Kindern und meiner armen, bestürzten Mutter — brachte er die kleinen Tierchen grausam um. Einige nahm er bei den Beinen und schlug ihre Köpfe gegen die Pfosten, daß ihr Gehirn verspritzte; andre tötete er mit der

Mistgabel. Es war schauerlich. Meine Mutter lief winselnd und heulend im Stall umher, und ich lag schwach und zitternd in der Ecke, jeden Augenblick fürchtend, daß die Reihe auch an mich kommen würde. Warum er mich leben ließ, weiß ich nicht. Ich blieb allein übrig.

Seine Kinder weinten. Er schickte sie aus dem Stall und ging dann selbst. Meine Mutter trug die toten Hündchen alle in unser Nest und leckte sie, um sie zu wecken; aber sie waren tot. Für einige Tage lagen sie da bei uns, bis Jenkins sie entdeckte. Dann fluchte er fürchterlich, nahm seine Mistgabel und warf die Toten in den Hof und schaufelte ein wenig Erde darauf.

Meine Mutter war seitdem ganz verändert. Sie war schwach und elend und sah, obgleich erst vier Jahre alt, aus wie ein alter Hund. Dies war auch des schlechten Futters wegen, das sie erhielt. Sie lief auch nicht mehr mit Jenkins. Brocken von Futter, das ich ihr zu dem Häufchen Stroh in unsrer Ecke trug, wo sie lag, berührte sie wohl mit der Nase, fraß aber nicht. Eines Tags beleckte sie mich zärtlich, wedelte schwach mit dem Schwanz und verendete.

Ich saß bei ihr und fühlte mich verlassen und elend. Jenkins kam in den Stall. Ich konnte ihn nicht ansehen. Er hatte meine Mutter umgebracht. Da lag sie, eine arme, zusammengeschrumpfte Kreatur, die er zu Tode gehungert, mißhandelt und gegrämt hatte. Ihr Maul war halb offen, ihre Augen gebrochen. Sie konnte mich nie mehr freundlich ansehen, noch sich um mich herum legen, um mich warm zu halten. O wie ich ihren Mörder haßte! Dennoch saß ich still, auch als er kam und sie mit einem Fußtritt umwandte, um zu sehen, ob sie wirk-

lich tot wäre. Ich glaube, es war ihm doch ein wenig leid, denn er wandte sich zornig gegen mich und sagte: „Sie war zweimal soviel wert wie du!“

Dennoch hielt ich mich still, bis er kam und nach mir trat. Mein Herz war fast gebrochen, und ich konnte mich nicht mehr halten, sondern sprang gegen ihn und biß ihn scharf ins Bein.

„Aha!“ rief er da, „du wirst also bissig, wirst du? das will ich dir vertreiben!“ Sein Gesicht war feuerrot und zornig. Er ergriff mich im Genick und schleppte mich in den Hof, wo ein Holzklotz lag. „Will!“ rief er einem von den Kindern, „bring' mir das Beil.“ Dann hielt er mich mit einer Hand fest auf dem Klotz — ich war jetzt etwa ein Jahr alt und völlig ausgewachsen — ein Schlag, ein scharfer, plötzlicher Schmerz, und ein Ohr war ab, aber nicht so wie das öfter bei Hündchen gethan wird, sondern so dicht am Kopf, daß noch etwas von der Haut mit abgeschnitten wurde. Dann hieb er mir auch das andre Ohr ab, wandte mich schnell herum und hieb mir auch den Schwanz dicht am Körper ab.

Dann ließ er mich los und sah mich an, wie ich mich vor Schmerzen rollte und winselte. Er war so zornig, daß er nicht dachte, Vorbeigehende würden mein Winseln hören.

Drittes Kapitel.

Mein gütiger Retter und Fräulein Laura.

Ein junger Radfahrer kam eben des Weges daher. Er hörte mein Gewinsel, sprang von seinem Rad und kam den Pfad so schnell herauf, daß Jenkins ihn nicht erblickte, ehe er in unsrer Mitte war. Trotz meines Gewimmers hörte ich ihn doch sehr scharf sagen: „Was habt Ihr mit dem Hund gemacht?“

„Ich habe seine Ohren abgeschnitten, weil er mich beißen wollte, junger Herr. Es gibt ja kein Gesetz dagegen, oder doch?“

„Und auch keins, mir zu wehren, Euch eine Tracht Prügel zu geben?“ rief der junge Mann entrüstet aus; und im Nu hatte er Jenkins gepackt und schlug kräftig auf ihn los. Des Milchmanns Frau kam an die Thür und weinte, rührte sich aber nicht, ihrem Mann zu helfen. Als dieser tüchtig erschreckt, durchgehauen und von dem jungen Mann auf den Boden gestreckt worden war, rief dieser der Frau zu: „Bringt mir ein Handtuch!“

Sie zog ihre Schürze ab und lief damit herbei. Der junge Mann wickelte mich hinein, nahm mich vorsichtig

in seine Arme und trug mich den Pfad hinunter bis ans Thor. Hier standen einige Knaben, die — Mund und Ohren auf — uns beobachtet hatten. „Mein Junge", sagte er zum größten, „wenn du mir diesen Hund nachtragen willst, so sollst du einen Vierteldollar haben." Der Kleine nahm mich und so ging's fort.

Ich konnte kaum atmen und ächzte vor Schmerzen, dennoch guckte ich manchmal heraus, wohin es wohl ginge. Unser Weg führte der Stadt zu und endete vor einem Hause an der Washingtonstraße. Mein neuer Freund stellte sein Fahrrad gegen das Haus, zog die versprochene Münze für den kleinen Träger aus der Tasche, nahm mich dann sanft in seine Arme und trug mich durch einen Gang hinter das Haus.

Hier war ein kleiner Stall. Darin legte er mich auf den Boden und nahm die Schürze ab. Einige Knaben, die da herum spielten, hörte ich erschrocken ausrufen: „O Vetter Harry, was ist mit dem Hund?"

„Pst!", sagte er. „Macht keinen Lärm!"

„Du, Jäck, geh' in die Küche und bitte Maria um ein Waschbecken mit warmem Wasser und einen Schwamm, und laß die Mutter oder Laura dich nicht hören."

In einigen Minuten hatte er meine Wunden gewaschen, mit kühlender und angenehmer Salbe bestrichen und mit Streifen Kattun fest verbunden. Das that mir wohl und ich konnte mich nun einmal umsehen. Das kleine Gemach wurde offenbar nicht als Stall, sondern wohl mehr als ein Spielhaus für Kinder gebraucht. Es lagen da etliche Spielsachen umher; eine Schaukel und eine Stange, an der die Knaben sich schwingen, wenden und drehen, waren in den Ecken angebracht. An der

Wand in einem Kasten saß ein Meerschweinchen, das mich mit großem Interesse beäugelte. Es hieß Jeff, und wir wurden bald gute Freunde. Ein langhaariger französischer Springhase hüpfte umher und eine zahme, weiße Ratte saß auf der Schulter eines der Knaben und balancierte dort, was für schnelle Sprünge der Junge auch machen mochte. Es waren so viele kleine Burschen da und der Stall war so klein, daß ich denke, die Ratte fürchtete, auf dem Boden getreten zu werden. Sie sah mich mit ihren kleinen, roten Augen so scharf an und blickte gar nicht nach der sonderbaren Katze, die mich von ihrem Bett im leeren Pferdestand ebenfalls scharf musterte. Draußen im sonnigen Hof lasen einige Tauben Körner auf und ein Wachtelhund schlief behaglich in der Ecke.

Ich hatte noch nie dergleichen gesehen, und es wunderte mich so, daß ich fast meine Schmerzen darüber vergaß. Mutter und ich hatten immer Jagd auf Ratten und Vögel gemacht und einmal ein Kätzchen umgebracht. Während ich noch hin und her spekulierte, rief einer der Knaben: „Hier ist Laura!"

„Thut die Schürze weg", sagte Herr Harry, gab dem blutigen Zeug einen Tritt, und einer der Knaben steckte es in ein Faß, und dann sahen alle nach dem Hause hin.

Ein junges Mädchen kam auf dem Pfade daher. Sie schirmte mit der Hand ihre Augen. Ich dachte damals, daß ich nie ein so schönes Mädchen gesehen hätte, und das glaube ich jetzt noch. Sie war groß und schlank, hatte liebliche braune Augen und Haar, einen einnehmenden Blick. Man durfte sie nur sehen, so mußte man sie lieben. Ich stand an der Stallthür und starrte und staunte sie an.

„Welch ein sonderbarer Hund", sagte sie und stand still, mich zu betrachten. Bis dahin hatte ich gar nicht gedacht, wie sonderbar ich aussehen müsse. Jetzt wandte ich meinen Kopf, sah den weißen Verband hinten, und da ich wußte, ich sei kein passender Anblick für eine solche junge Dame, schlich ich mich in die Ecke.

„Armes Hündchen, hab' ich dir weh gethan?" sagte sie und ging dann mit einem freundlichen Blick auf die Knaben an ihnen vorbei zu dem Kasten des Meerschweinchens, hinter den ich geflüchtet war. „Was ist denn mit deinem Kopf, guter Hund?" fragte sie freundlich, als sie sich über mich beugte.

„Er hat sich erkältet", sagte einer der Jungens, „und da haben wir ihm eine Nachtmütze aufgesetzt." Sie zog sich zurück und wurde sehr blaß. „Vetter Harry, es sind Blutstropfen an diesem Kattun — wer hat den Hund verwundet?"

„Liebe Laura", sagte der junge Mann, indem er seine Hand auf ihre Schulter legte, „er ist mißhandelt worden, und da hab' ich ihn verbunden."

„Wer hat ihn mißhandelt?"

„Ich möchte es lieber nicht sagen."

„Aber ich will es wissen." Ihre Stimme war so sanft wie sonst, aber doch so ernst und entschieden, daß der junge Mann genötigt war, ihr alles zu sagen. Während er sprach, streichelte sie mich sanft mit ihren Fingern. Als er berichtet, wie er mich Jenkins' entrissen hatte, da sagte sie ruhig: „Du wirst doch den Mann strafen lassen?"

„Was soll das nützen? Er wird darum nicht aufhören, grausam zu ein."

„Es wird ihn doch davon zurückhalten."

„Mir scheint's, als ob es nichts helfen würde."

„Vetter Ha[illegible]!" — dabei richtete sie sich hoch auf und ihre braunen Augen blitzten, und auf mich hinblutend, rief sie: „Willst du das so hingehen lassen? Dem Tier ist unrecht geschehen; es blickt auf zu dir, daß du ihm Recht schaffen sollst. Der Feigling, der es für sein lebenlang verkrüppelt hat, sollte gestraft werden. Ein Kind kann über sein Weh klagen — eine arme, stumme Kreatur muß still dulden, bitter, bitter leiden und doch schweigen! Und", fuhr sie eifrig fort, als der junge Mann sie unterbrechen wollte — „und du schadest dem Manne. Wenn er so böse ist, seinen Hund zu mißhandeln, so wird er das auch seiner Frau und seinen Kindern thun. Wenn er jetzt von seiner Grausamkeit abgehalten und dafür gestraft wird, so mag er sich bessern. Und wenn auch sein böses Herz nicht verändert wird, so mag er doch aus Furcht vor Strafe sie äußerlich besser behandeln."

Der junge Mann schien überzeugt, ja, fast so beschämt, als ob er selbst meine Ohren abgehauen hätte. „Was würdest du denn gern gethan haben?" fragte er mit verlegenem Blick auf die Knaben, die ihn mit offenem Munde anstarrten, und auf Laura.

Diese zog eine kleine Uhr aus der Tasche. „Ich wünsche", sagte sie, „daß du den Mann sogleich anzeigen wirst. Es ist jetzt 5 Uhr. Ich will mit dir aufs Polizeiamt gehen, wenn es dir lieb ist."

„Sehr wohl", sagte er erheitert. So gingen sie miteinander ins Haus.

Viertes Kapitel.

Wie die Morrisknaben meinem Namen etwas zusetzen.

Die Jungens sahen den beiden so lange nach, als sie zu sehen waren; dann sagte einer, der Jäck hieß, wie ich später hörte, und der der nächste nach Laura war, indem er leicht vor sich hinpfiff:

„Drückt sich die alte Dame nicht stark aus, wenn ein Geschöpf mißhandelt wird? Ich werde es nie vergessen, wie sie's mir gab an dem Tage, als ich Jim an Wilsons schwarze Katze hetzte; sie zankte mich aus und dann weinte sie, bis ich nicht mehr wußte, wohin ich blicken sollte. Und daß dich doch! Wie konnte ich auch wissen, daß er die Katze totbeißen würde! Ich wollte sie nur aus dem Hofe getrieben haben. Kommt, laßt uns einmal nach dem Hunde sehen!"

Sie kamen nun alle in die Ecke, wo ich auf dem Boden lag, und beugten sich über mich. Ich war nicht viel an Knaben gewöhnt und wußte nicht, was sie mit mir machen würden. Aber ich bemerkte bald an ihrem

Wesen und Gespräch, daß sie viel von Hunden verstanden und sie freundlich zu behandeln wüßten. Es kam mir ganz fremd vor, daß sie mich streichelten und „guter Hund" nannten. Niemand hatte bis heute jemals mich so angesprochen.

„Er ist keine besondere Schönheit, nicht wahr?" sagte einer, den sie Tom nannten.

„Bei weitem nicht!" scherzte Jäck lachend. „Er ist so weit unterm Maßstab der Schönheit wie du, Tom!"

Dieser flog auf, und es gab eine kleine Balgerei, die aber von den andren Knaben nicht beachtet wurde. Sie betrachteten nur mich. Einer davon, ein Kleiner, der Augen wie Fräulein Laura hatte, fragte: „Mit welchem Namen hat Vetter Harry den Hund genannt?"

„Sepp", sagte ein andrer Knabe. „Der Junge, der ihn heimtrug, nannte ihn so."

„Dann könnten wir ihn «Häßlicher Sepp» heißen", sagte ein pausbäckiger Geselle mit lachendem Blick. Mich wunderte, wer der Kleine wäre? Später erfuhr ich, daß es auch einer von Lauras Brüdern war, den sie Ned nannten. Es schien kein Ende in der Liste der Morrisknaben zu sein.

„Ich denke, Laura würde das nicht lieben", sagte Jäck Morris, der eben von hinten herkam. Er war erhitzt und atmete schnell; aber er war so ruhig, als ob er gar nicht aus dem Kreise der andern um mich her fort gewesen wäre. Er hatte Tom untergekriegt. Dieser saß auf einer Kiste und betrachtete ein Loch in seiner Jacke mit trübem Blick. „Seht", fuhr Jäck nach Atem schnappend fort, „wenn wir ihn «Häßlicher Sepp» heißen, dann würde unsre «achtbare» Dame Fräulein Laura

sagen, daß wir des lieben Hundes Gefühle verletzen. «Schöner Sepp» würde ihr besser behagen."

Alle Knaben jauchzten dabei laut auf. Ich verwunderte mich nicht, daß sie lachten. War ich doch von Natur aus nur ein gemeines Tier, und nun mit diesen Bandagen muß ich zu abscheulich ausgesehen haben!

„«Schöner Sepp» soll es also sein!" riefen sie alle. „Laßt uns zur Mutter gehen und sie um etwas zu fressen bitten für unser Prachtstück!"

Nun marschierten sie alle aus dem Stall, und mir that's leid; denn solange sie bei mir waren, achtete ich das Sausen in meinen Ohren und die Schmerzen in meinem Rücken nicht viel. Bald brachten sie mir etwas schönes Futter, aber ich wollte es nicht anrühren. Da legten sie mich in meinen Kasten und gingen fort an ihr Spiel. Ich aber bebte vor Schmerzen und wünschte nur, daß die junge Dame kommen und mich mit ihren zarten Fingern streicheln möchte.

Nun wurde es Abend. Die Knaben hörten auf zu spielen und gingen ins Haus. Bald sah ich Licht durch die Fenster scheinen. Ich fühlte mich einsam und elend an diesem fremden Platz. Zurück zu Jenkins gehen hätte ich für die ganze Welt nicht mögen; aber es war die einzige Heimat, die ich je gekannt, und obwohl ich dachte, ich würde hier glücklich sein, so war ich doch noch nicht an die Veränderung gewöhnt. Dazu die schrecklichen Schmerzen in meinem Körper: mein Kopf schien wie Feuer zu brennen, und scharfe, stechende Schmerzen schossen meinen Rücken auf und ab. Zu heulen durfte ich nicht wagen, weil ich sonst den großen Hund Jim böse gemacht hätte. Er schlief im Hundehaus im Hofe.

Im Stall war's sehr still. Im oberen Boden waren einige Kaninchen schlafen gegangen, die ich umherlaufen gehört hatte. Das Meerschweinchen nestelte in der Ecke seines Kastens und die Katze und die zahme Ratte waren schon lange ins Haus geschlüpft. Endlich konnte ich die Schmerzen nicht mehr ertragen. Ich setzte mich auf in meiner Kiste und sah mich um. Es war mir, als ob ich sterben müßte, und obgleich ich so schwach war, so war doch etwas in mir, das mir anzudeuten schien, als ob ich mich irgendwo verkriechen sollte. Ich schlich aus dem Stall und an der Mauer hin nach einem Brombeergebüsch, kroch hinein und legte mich auf die feuchte Erde. Nun versuchte ich, meine Verbände abzukratzen, aber sie waren zu fest. Ich dachte an meine arme Mutter und wünschte, sie wäre hier und würde meine Wunden belecken. Obgleich sie selbst so unglücklich war, wollte sie mich doch niemals leiden lassen. Wenn ich ihr nur gehorcht hätte, so brauchte ich jetzt nicht so auszuhalten. Sie hatte mir wiederholt gesagt, nicht nach Jenkins zu beißen, weil ihn das böse machte.

Mitten in meinem Elend hörte ich eine sanfte Stimme rufen: „Sepp, Sepp!" Es war Fräulein Lauras Stimme, aber es war, als ob Gewichte an meinen Pfoten hingen, und ich konnte nicht zu ihr kriechen.

„Sepp, Sepp!" rief sie wieder. Eine brennende Lampe in ihrer Hand ging sie nach dem Stall zu. Sie hatte ein weißes Kleid an, und ich beobachtete sie, bis sie im Stall verschwand. Dann kam sie wieder heraus und stand auf dem Kieselpfad. „Sepp, Sepp, schöner Sepp, wo bist du? Du hast dich versteckt, aber ich werde dich finden." Dann kam sie gerade zu mir.

„Armes Hündchen", sagte sie, beugte sich über mich und streichelte mich. „Fühlst du dich so schlecht und bist fortgekrochen, um zu sterben? Ich habe schon Hunde das thun sehen; aber ich will dich nicht sterben lassen, Sepp." Damit stellte sie ihre Lampe auf den Boden und nahm mich in ihre Arme.

Ich war damals sehr mager, lange nicht so fett, wie ich jetzt bin; aber ich war doch ein rechter Armvoll für sie. Durch eine Hinterthür trug sie mich ins Haus, eine lange Treppe hinab, über einen Gang in eine warme Küche.

„Was der Tausend! Fräulein Laura, was bringen Sie denn da?" rief eine Magd, die am Ofen stand.

„Einen armen, kranken Hund, Maria", sagte Laura, indem sie sich setzte. „Willst du so freundlich sein, ein wenig Milch für ihn zu wärmen? Und hast du wohl einen Kasten oder Korb hier unten, worin er liegen könnte?"

„Ich denke wohl", erwiderte die Magd; „aber er ist schrecklich schmutzig; Sie werden ihn doch nicht hier im Hause schlafen lassen?"

„Nur diese Nacht, er leidet sehr; 's ist ihm etwas Schreckliches passiert, Maria." Dann fuhr Laura fort zu erzählen, wie meine Ohren abgehauen worden waren.

„Aha, das ist der Hund, von dem die Knaben erzählten", sagte das Mädchen. „Armes Tier, ich will für ihn thun, was ich nur kann." Sie brachte eine Kiste aus einer Vorratskammer und legte ein Stück Teppich gefaltet hinein, worauf ich liegen konnte. Dann wärmte sie etwas Milch in einer Pfanne, bot mir ein wenig in einer Untertasse an und beobachtete mich,

während Fräulein Laura nach oben ging und ein Fläschchen brachte, das eine Art Schlaftrunk enthielt. Hiervon tröpfelten sie etwas in die Milch und boten mir diese an. Ich leckte ein wenig, konnte aber nicht alles trinken, wie sehr Fräulein Laura mich auch dazu bewegen wollte. Sie tupfte ihren Finger in die Milch und hielt ihn mir vor; und obgleich ich die Milch nicht mochte, konnte ich doch nicht undankbar gegen sie sein, ich leckte ihren Finger ab, so oft sie ihn darhielt. Als die Milch alle war, hob Maria mich mit der Kiste auf und trug mich in die Waschstube. Hier fiel ich bald in einen festen Schlaf, aus dem ich mich die ganze Nacht nicht aufrütteln konnte, obgleich ich mehrmals roch und hörte, daß jemand zu mir kam. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß es Fräulein Laura gewesen. Wenn je ein krankes Tier im Hause war, wäre es auch nur die zahme Ratte gewesen, so stand sie mehrmals in der Nacht auf, um zu sehen, ob sie etwas zu des Tieres Linderung thun könnte.

Fünftes Kapitel.

Mein neues Heim und eine selbstsüchtige Dame.

Ich glaube nicht, daß je ein Hund in ein glücklicheres Heim gekommen ist als ich. Dank der guten Pflege, gesundem Futter und freundlichen Worten war ich in einer Woche schon fast geheilt. Herr Harry wusch, salbte und verband meine Wunden jeden Tag, bis er nach Hause ging, und einmal wusch er und die Jungens mich gehörig. Sie brachten in den Stall einen Zuber warmen Wassers und stellten mich hinein. Ich war nie in meinem Leben gebadet worden und es kam mir sehr sonderbar vor. Fräulein Laura stand dabei, lachte und rief mir zu, nicht vor dem Wasser zu erschrecken, das über mich träufelte. Ich konnte nicht umhin, mich zu wundern, was Jenkins wohl gesagt haben würde, hätte er mich in dem Zuber gesehen.

Da fällt mir ein, daß einige Tage nach meiner Ankunft bei Morris Jäck mit allen Knaben hinter ihm in den Stall gelaufen kam. Er hatte eine Zeitung in der Hand und zum großen Gaudium und Spaß las er mir folgendes vor:

„Fairport (Tageblatt), den 3. Juni: Heute morgen wurde im Polizeigericht James Jenkins zu zehn Dollar Strafe und den Gerichtskosten verurteilt, weil er einen Hund grausam gequält und verstümmelt hatte."

Dann sagte Jäck zu mir: „Was denkst du davon, Sepp? Fünf Dollar für jedes deiner Ohren und den Schwanz zugegeben. Das ist ihr Wert vor den Augen des Gesetzes. Jenkins hat seinen Spaß gehabt, und du mußt als ein Dreiviertelhund durchs Leben gehen. Ich würde einen solchen Halunken auspeitschen. Man hänge sie auf und geißele sie, bis sie Schwielen haben und selbst etwas verstümmelt sind. Wartet nur bis ich einmal Präsident bin! — Aber, alter Geselle, es gibt noch mehr derartiges. Unser Berichterstatter ist in Jenkins' Haus gewesen und hat da abscheuliche Zustände gefunden: Haus, Hof und Stall unbeschreiblich schmutzig; das Pferd trug die Zeichen grausamer Mißhandlung und ist nur Haut und Knochen; seine Kühe sind mit Dünger und Schmutz bedeckt und voll Ungeziefer. Wo ist der Inspektor, daß er nicht schärfer aufpaßt auf dergleichen Geschäfte? Milch von einem so schmutzigen Platz in der Stadt verkaufen zu lassen, das gefährdet die Gesundheit der Bewohner. Auf Nachfrage stellte sich heraus, daß Jenkins ein sehr schlechter Mensch ist, und es werden Schritte gethan, Weib und Kinder von ihm wegzunehmen."

Jäck warf das Blatt in meinen Kasten und dann rief er und die andren Knaben dreimal „Hurra!" für das „Tageblatt". Wie vergnügt ich war! Es machte nicht so viel aus für mich selbst, daß ich Jenkins entrissen war; aber daß er nun als ein so grausamer Kerl

entdeckt und bekannt war und gezügelt wurde, damit der arme Toby und die Kühe es besser bekämen.

Ich wollte etwas von der Morrisfamilie sagen. Herr Morris war Prediger an einer Kirche in Fairport; seine Frau und dann Fräulein Laura, das älteste Kind; dann kamen die Söhne: Jäck, Ned, Karl und Willie. Eine Ursache für die Gediegenheit dieser Familie lag darin, daß die Mutter eine so gute Frau war. Sie liebte ihren Mann und ihre Kinder und that alles mögliche, sie glücklich zu machen.

Herr Morris war ein sehr beschäftigter Mann. Er mischte sich selten in häusliche Angelegenheiten. Seine Frau sagte, was geschehen oder nicht geschehen sollte. Selbst damals, als ich noch ein junger Hund war, schien sie mir sehr weise zu sein. Es war nie Lärm oder Durcheinander in dem Hause; und obgleich es da viel Arbeit gab, ging doch alles ruhig und vergnügt ab; nie wurde jemand zornig und zankte, wie bei Jenkins.

In Geldangelegenheiten war Frau Morris sehr vorsichtig. Wenn die Knaben sie um Geld für Süßigkeiten, Gefrornes, teure Spielsachen und andres fragten, das Knaben zu haben wünschen, so fragte sie wohl, warum sie es verlangten? Hatten sie selbstsüchtige Pläne, so sagte sie entschieden: „Nein, meine Kinder, wir sind keine reichen Leute und müssen das Geld für eure Ausbildung sparen. Ich kann euch keine unnützen Dinge kaufen.“ Baten sie aber um Geld für Bücher oder für etwas, das ihren Lieblingstieren zu gute kam, oder für Spielzeug im Freien, so gab sie es ihnen willig.

Ihre Ansichten über Erziehung der Kinder kann ich so gut nicht erklären, wie sie selbst; darum will ich etwas

von einer Unterredung mitteilen, die sie mit einer Dame hatte, welche ihr bald nach meiner Ankunft in der Washingtonstraße einen Besuch abstattete.

Ich war gerade im Hause, wie das meistens der Fall war. Jäck sah mich einmal an und sagte: „Warum spaziert der Hund so um uns her, erst um einen und dann um den andren und betrachtet uns so scharf?"

Ich wünschte, ich hätte ihm sagen können, wie ich so lange gewohnt gewesen, Tiere so getreten, ja, unter die Füße [illegible]welt zu sehen, daß ich mich fast nicht an die Ver[illegible]ung gewöhnen könnte. Sie schien so gut, daß sie fast mehr als gut war. Ich konnte fast nicht glauben, daß sprachlose Tiere auch Rechte hätten; aber jetzt, da menschliche Wesen so gütig gegen mich waren, so wollte ich immer bei ihnen sein. Fräulein Laura verstand mich. Sie zog meinen Kopf in ihren Schoß, neigte ihr Gesicht zu mir und sagte: „Du bist gern bei uns, Sepp, nicht wahr? Bleib' nur im Haus soviel du willst. Jäck ist auch nicht böse darüber, wenn er auch ein bißchen rauh spricht. Und wenn du's müde bist bei uns, so laufe hinaus in den Garten und spiele mit Jim."

Aber nun zu der Unterredung, die ich erwähnte. Es war ein schöner Junitag, und Frau Morris saß auf einem Schaukelstuhl beim Fenster und nähte. Ich saß bei ihr auf einem Fußschemel, so daß ich auch auf die Straße sehen konnte. Hunde haben ebenso gern Veränderung und Aufregung wie die Menschen. Eine Kutsche fuhr nun vor und eine feingekleidete Dame stieg aus und kam die Treppe herauf.

Frau Morris schien erfreut und nannte sie Madame

Montague. Mir gefiel sie auch, denn es war eine Art Wohlgeruch um sie her, der mir behagte; darum setzte ich mich auf den Teppich vor dem Kamin nahe bei ihr. Die Damen besprachen Dinge, die ich nicht verstand; dann erblickte mich die fremde Frau. Sie betrachtete mich durch ein Stückchen Glas, das mit einem Kettchen von ihrem Busen hing, und zog dann ihr prächtiges Kleid zurück, daß ich es nicht berühren möchte.

Mir lag nun auch nichts mehr an ihren Parfümerien, darum ging ich weg und setzte mich meiner Herrin zu Füßen. Die Dame folgte mir mit ihren Augen. „Entschuldigen Sie, Frau Morris", sagte sie, „aber Ihr Hund da sieht sehr sonderbar aus."

„Ja", entgegnete meine Herrin ruhig, „er ist nicht ein schöner Hund."

„Und er ist ein neuer, nicht wahr?" fragte die Besucherin.

„Ja."

„Und das macht —"

„Zwei Hunde, eine Katze, fünfzehn oder zwanzig Kaninchen, eine Ratte, etwa ein Dutzend Kanarienvögel und zwei Dutzend Goldfische; ich weiß nicht wie viele Tauben, einige Bantamhühnchen, ein Meerschweinchen, und — nun, ich glaube, sonst nichts mehr."

Beide lachten, und Frau Montague sagte:

„Sie haben eine ganze Menagerie. Mein Vater erlaubte nie einem Kinde, ein Lieblingstier zu halten. Er sagte, es würde seine Töchter rauh und lärmend machen, wenn sie mit Katzen im Haus umherspringen würden, und die Knaben müßten rohe Schlingel werden, wenn sie mit Hunden herumliefen."

„Ich habe noch nie bemerkt, daß meine Kinder beim Spiel mit ihrem Lieblingsgetier roh oder grob geworden wären", erklärte Frau Morris.

„Es scheint mir auch nicht so", gab die Dame langsam zu. „Ihre Knaben betragen sich wie so gebildete Herren, als es nur welche in Fairport geben mag, und Laura — o sie ist eine vollkommene kleine Dame. Ich sehe sie so gern meinen Karl besuchen. Sie muntern ihn auf und machen ihn doch nicht unartig."

„Sie haben beim letzten Besuch in Ihrem Hause viel Vergnügen gehabt", erwiderte Frau Morris. „Nebenbei bemerkt, ich hörte sie davon sprechen, Ihrem Karl einen Hund zu verschaffen."

„O", rief die Dame fast schaudernd aus, „bitten Sie die Knaben, das zu unterlassen. Ich kann's nicht gutheißen. Ich hasse Hunde!"

„Und warum hassen Sie dieselben?" fragte Frau Morris sanft.

„Es sind schmutzige Tiere, riechen immer garstig und haben Ungeziefer an sich."

„Ein Hund", erwiderte Frau Morris, „gleicht fast einem Kinde: wenn Sie es rein und freundlich haben wollen, so dürfen Sie es nur so halten. Die Haut dieses Hundes ist so rein wie Ihre oder meine. Halt' mal still, Sepp!" Und sie strich mein Haar auf dem Rücken vorwärts und zeigte der Dame, wie schön rötlich und frei von Staub meine Haut war. Frau Montague sah mich etwas freundlicher an und hielt mir ihre Fingerspitzen dar. Ich beroch sie, aber leckte sie nicht, und sie zog ihre Hand wieder zurück.

„Sie sind mit der niederen Schöpfung nicht so

viel in Berührung gekommen wie ich", erklärte Frau Morris. „Lassen Sie mich Ihnen in wenigen Worten sagen, welche Hilfe diese Haustiere mir bei der Erziehung meiner Kinder gewesen sind, besonders bei den Knaben. Als ich in den ersten Jahren meines Ehestandes mit meinem Mann durch die schlechten Viertel der verkommenen Menschen in New York ging, pflegte ich heimzukommen und meine beiden Kinderchen in ihren Bettchen anzusehen und zu meinem Mann zu sagen: «Was können wir thun, unsre Kinder vor der Selbstsucht — diesem Fluch der Welt — zu bewahren?»"

„«Laß sie etwas für irgend jemand und nicht nur für sich selbst thun», sagte er immer. Danach habe ich zu handeln gesucht. Laura ist von Natur aus nicht selbstsüchtig. Mit ihren kleinen Kinderfingern nahm sie Bissen von ihrem eignen Munde und steckte sie Jäck zu, wenn wir's nicht sahen und hinderten. Ich habe niemals Schwierigkeit mit ihr gehabt. Aber die Knaben wurden selbstsüchtig geboren, für mich ermüdend und verächtlich selbstsüchtig. In mancher Hinsicht waren sie brav. Als sie älter wurden, waren sie achtungsvoll, gehorsam, nicht unreinlich und auch gerade nicht besonders roh; aber sie dachten nur an sich selber — jeder nur für sich, und krakeelten um ihre Rechte. In New York hatten wir nur einen kleinen Hinterhof. Als wir hierher kamen, da sagte ich: «Ich werde etwas versuchen.» Wir nahmen dies Haus, weil es einen großen Garten hatte und einen Stall, wo die Buben spielen konnten. Dann rief ich sie zusammen und sprach ernstlich mit ihnen: ihre Lebensweise gefalle mir nicht; sie thäten vom Morgen bis zum Abend alles nur und ganz und gar für sich selbst.

Wenn sie etwas für mich thun sollten, so geschah es nur unwillig. Ich wußte freilich, daß sie zur Schule gingen; aber sie hatten doch auch freie Zeit, in der sie etwas für jemand anders thun könnten. Ich fragte sie, ob sie auf diese Weise zu wahren, ernsten, christlichen Knaben heranzuwachsen erwarten könnten? und sie sagten: «Nein». Dann fragte ich sie, was wir in dieser Hinsicht thun sollten? «Sage es uns, Mutter, und wir wollen es thun.» Ich schlug ihnen nun einiges vor: jeder sollte an jedem Tage seines Lebens etwas für jemand anders thun. Alle versprachen das und baten mich um Aufgaben. Hätte ich das vermocht, so hätte ich ein Pferd und eine Kuh angeschafft und sie ihnen zu versorgen gegeben. Da ich das aber nicht erschwingen konnte, so kaufte ich ein paar Kaninchen für Jäck, ein paar Kanarienvögel für Karl, Tauben für Ned und Bantamhühnchen für Willie. Ich brachte diese Tierchen heim und gab sie ihnen zur Pflege. Sie waren überglücklich mit meiner Wahl, und es war amüsant zu sehen, wie sie sich besannen und überlegten und sorgten, um Futter und Nester für ihre Lieblinge zu schaffen und wie sie mit andren Knaben ratschlagten. Das Resultat von allem ist, daß ich vollkommen mit meinem Plan zufrieden bin. Meine Knaben sind beim Sorgen für stumme Tiere nachdenklich und freier von Selbstsucht geworden. Sie würden lieber ohne Frühstück zur Schule gehen, als daß die Bewohner des Stalles hungern sollten. Sie bekommen so eine menschliche, eine Herzenserziehung zu ihrer Schulbildung gefügt. Sodann hält sie dieses zu Hause. Ich war oft so voll Sorge wegen ihres Verkehrs mit leichtsinnigen Buben an den Straßenecken und dem losen und

noch schlimmeren Geschwätz dabei. Jetzt haben sie etwas zu thun und sind «Geschäftsleute». Sie sind immer am Hämmern und Zimmern, um Ställe und Abteilungen und Veränderungen darin zu machen, oder zu putzen, und wenn sie einen Gang zu machen haben, so kommen sie gleich wieder heim. Ich sage nicht, daß wir ihnen keine Freiheit lassen. Sie haben ihre Tage für verschiedene Ballspiele und Ausflüge in die Wälder; aber sie haben so viel zu thun zu Hause, daß sie nicht ohne besondere Zwecke gehen."

Während Frau Morris sprach, neigte ihr Besuch sich auf ihrem Stuhle vorwärts und horchte aufmerksam zu. Dann sagte sie ruhig: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir dieses gesagt haben. Ich werde meinem Karl einen Hund verschaffen."

„Das freut mich zu hören", erwiderte meine Herrin. „Es wird gut für Ihren kleinen Sohn sein. Ich möchte meine Knaben nicht ohne einen guten, treuen Hund sein lassen. Dieser hier — damit deutete sie auf mich — könnte manchem Menschen zum Vorbild dienen. Er ist geduldig, ruhig und gehorsam. Mein Mann sagt, er erinnere ihn an drei Worte in der Bibel: «Durch viel Trübsal»".

„Wie meint er das?" fragte die Dame eifrig.

„Weil er zu uns kam von einem Hause, wo es sehr übel zuging." Und Frau Morris erzählte ihrer Freundin, was sie von meinem früheren Leben wußte.

Als sie aufhörte, drückte das Gesicht ihrer Zuhörerin Schrecken und Schmerz aus: „Wie schrecklich ist es auch nur zu denken, daß es solche Scheusale in der Welt gibt wie dieser Jenkins. Und Sie sagen, daß er Frau

und Kinder hat? O Frau Morris, sagen Sie mir für gewiß und bestimmt, ob es viele solche unglückliche Familien in Fairport gibt?"

Meine Herrin zögerte einen Augenblick, dann sagte sie in tiefem Ernst: „Meine teure Freundin! Wenn Sie alle Gemeinheit, Bosheit, Grausamkeit und Laster in dieser unsrer kleinen Stadt in einer Nacht verübt wüßten, so könnten Sie nicht in Ihrem Bett ruhen."

Frau Montague sah verblüfft aus. „Ich hätte nicht geträumt", sagte sie, „daß wir so schlecht wären. Sind wir schlimmer als andre Städte?"

„Nein, nicht gerade, aber doch schlecht genug. Die Behauptung, daß die eine Hälfte der Welt nicht weiß, wie die andre Hälfte lebt, ist wieder und wieder wahr. Wie kann aber all dies Elend Sie berühren? Sie wohnen in Ihrem schönen Hause außer der Stadt. Wenn Sie hereinkommen, fahren Sie umher, machen Ihre Einkäufe und Besuche und fahren dann wieder nach Hause. Sie kommen nicht in die Straßen der Armen und diese nicht zu Ihnen. Sie sind reich und Ihre Vorfahren waren das; Sie leben abgesondert, isoliert, in Ihren eignen Kreisen."

„Aber das ist nicht recht", sagte die Dame gerührt. „Ich habe kürzlich über diese Sache nachgedacht. In den Blättern habe ich viel vom Elend der niederen Klassen gelesen, und ich denke, daß wir Reichern ihnen helfen sollten. Was könnte ich thun, Frau Morris?"

Die Thränen kamen in die Augen der Gefragten. Sie sah die kleine, schwächliche Dame vor ihr an und sagte einfach: „Liebe Frau Montague, die Wurzel von allem ist hierin, daß der Herr uns alle zu einer Familie

gemacht hat: wir alle Brüder und Schwestern sind. Das niedrigste Weib ist Ihre und meine Schwester; der Mann in der Gosse ist unser Bruder. Was sollten wir diesen Gliedern der menschlichen Familie thun, die nicht so wohl gestellt sind wie wir? Wir sollten die letzte Kruste Brot mit ihnen teilen. Wenn Gott in seiner Gnade Sie und mich nicht in andre Umgebung gestellt hätte, möchten wir in der Stellung der Armen sein. Es ist böse, sehr böse Versäumnis von uns, wenn wir diese Thatsache vergessen."

„Ja, ja, das ist es!" gab die Dame mit tiefem Gefühl zu. „Ich muß das einsehen. Sagen Sie mir, wie ich jemand helfen kann."

Frau Morris lehnte sich auf ihren Stuhl zurück. Sie sah sehr traurig aus, und doch bemerkte ich etwas wie Freude in ihrem Blick, als sie ihren Besuch ansah. „Ihre Waschfrau", sagte sie, „hat einen Trinker zum Mann und einen verkrüppelten Knaben. Ich habe sie oft am Waschzuber stehen und Ihre feinen Spitzen und besten Sachen waschen sehen, wobei ihr Thränen ins Wasser träufelten."

„Ich werde ihr nie mehr etwas schicken", warf die Dame hitzig ein, „sie soll sich nicht plagen und grämen für mich."

Frau Morris konnte sich des Lächelns nicht erwehren. „Ich habe mich nicht deutlich genug ausgesprochen: nicht das Waschen ist ihre Plage, sondern ihr Mann, der sie schlägt, und ihr Junge macht ihr Mühe und Kummer. Wenn Sie und ich ihr die Arbeit nähmen, so würde sie soviel weniger Verdienst haben und würde dadurch leiden. Sie ist eine tüchtige, sehr arbeitsame Frau und hat einen

mäßigen Verdienst. Ich würde nicht raten, ihr Geld zu geben; denn ihr Mann würde das merken und es ihr nehmen. Sie bedarf Mitgefühl. Wenn Sie ihr bisweilen einen Besuch machen und ihr so zeigen wollten, daß Sie sich für sie interessieren. Sprechen Sie mit ihrem armen schwachsinnigen Jungen und zeigen ihm ein Bilderbuch oder lesen Sie ihm etwas vor. Sie können sich gar nicht denken, wie dankbar sie sein würde und wie sehr das ihren einsamen, dornigen Pilgerweg ihr erleichtern und sie aufheitern würde."

„Ich will sie morgen besuchen", erklärte Frau Montague. „Können Sie mir sonst jemand angeben, zu dem ich hingehen könnte?"

„Sehr viele", sagte meine Herrin; „aber es ist wohl besser, nicht sogleich zu viel auf einmal zu unternehmen. Ich will Ihnen die Adressen von drei oder vier Familien geben, wo ein gelegentlicher Besuch unsäglich viel Gutes stiften würde. Das heißt, es würde Gutes stiften, wenn Sie diese Leute behandeln würden wie Ihre reichen Freunde. Geben Sie nicht zu viel Geld oder Geschenke, bis Sie sehen, was ihnen notthut. Versuchen Sie, sich für die Leute zu interessieren. Beobachten Sie ihre Lebensweise und was sie mit ihren Kindern thun, und helfen Sie diesen zu Arbeit an guten Stellen. Und vergessen Sie nicht, daß Armut nicht immer den Leuten ihre Selbstachtung raubt."

„Ja, ich will gehen!" rief Frau Montague eifrig. „Wann können Sie mir die Adressen geben?"

Frau Morris lächelte wieder, nahm dann ein Stückchen Papier und Bleistift aus ihrem Arbeitskörbchen, schrieb einige Zeilen und gab's ihrer Besucherin, die sich

erhob, um sich zu verabschieden. Meine Herrin begleitete sie zur Thür und sagte: „In betreff eines Hundes möchte ich noch bemerken: wenn Sie sich entschließen, Ihrem Karl einen Hund zu erlauben, dann wäre es wohl am besten, ihn hierher kommen und mit meinen Knaben sich beraten zu lassen. Die wissen von allen Hunden in der Stadt, die zu verkaufen sind."

„Danke! das werde ich mit Freuden thun. Wann würde es Ihnen passen?"

„Morgen, übermorgen, zu irgend einer Zeit! Lassen Sie ihn den Nachmittag und Abend bei uns bleiben, wenn's Ihnen beliebt."

„Das wird mir viel Freude machen!" Und die kleine Dame lächelte und verbeugte sich, indem sie sich auch etwas neigte und mich ein wenig streichelte. Dann spazierte sie die Stufen hinab, stieg in ihre Kutsche und fuhr fort.

Meine Herrin sah ihr mit leuchtenden Blicken nach, und ich fing an zu denken, daß die kleine Dame mir auch gefallen und lieb sein werde, wenn ich sie erst lange genug kennen würde. Zwei Tage danach war ich dessen schon gewiß, denn ich bekam einen Beweis, daß sie mir wirklich geneigt sei. Als ihr kleiner Sohn Karl in unser Haus kam, da brachte er etwas in weißes Papier gewickelt mit. Frau Morris öffnete das Päckchen und fand darin ein übersilbertes Halsband mit meinem Namen „Schöner Sepp" eingraviert. Wie mich das aber freute! Sie nahmen den kleinen alten, abgetragenen Riemen ab, den die Knaben mir anfangs gegeben, und thaten mir das neue Halsband an. Dann hob mich Frau Morris vor dem Spiegel auf, daß ich mich besehen konnte. Ich

war so vergnügt! Bis dahin hatte ich mich ein wenig meiner verstümmelten Ohren und des Stümpfchens vom Hinterteil geschämt; aber nun ich ein so schönes Halsband hatte, konnte ich mich mit irgend einem Hund sehen lassen.

„Du lieber, alter Sepp!" sprach Frau Morris, „du hast etwas Gutes gethan, daß du mir halfst, jener kleinen Frau aus ihrem selbstsüchtigen zum Anfang eines besseren Lebens zu helfen."

Ich wußte nicht, was sie meinte; aber ich wußte, daß ich recht dankbar gegen Frau Montague war für meinen neuen Halskragen, und wenn ich ihr hernach je begegnete, so blieb ich stehen und sah sie an. Manchmal sah sie mich, hielt ihre Kutsche an und sprach zu mir; ich wedelte jedesmal mit meinem Schwanz, oder vielmehr, weil ich keinen hatte, mit meinem Körper, mochte sie mich sehen oder nicht.

Der Knabe Karl Montague bekam einen schönen irländischen Hühnerhund, der „Brisk" genannt wurde. Er hatte feines, seidenartiges Haar und sanfte, braune Augen. Sein junger Herr liebte ihn sehr.

Sechstes Kapitel.

Der Wachtelhund Billy.

Als ich zu Morris' kam, wußte ich nicht, wie ein junger Hund auferzogen werden sollte. Ich hörte einmal einen kleinen Knaben, den seine Schwester viel geschlagen hatte, sagen, er sei „aus der Hand" erzogen worden: so könnte ich, weil Jenkins mich viel getreten hatte, auch sagen, ich sei mit dem Fuß auferzogen worden.

Bald nach meiner Ankunft in meinem neuen Heim konnte ich sehen, wie jemand ein kleines Hündchen auferziehen sollte. Als ich eines Tages bei Fräulein Laura im Besuchszimmer saß, kam Jäck herein. Er hielt seine hohlen Hände übereinander und sagte:

„Rat' einmal, was ich hier habe?"

„Einen Vogel?"

„Nein."

„Eine Ratte?"

„Nein."

„Eine Maus?"

„Nein, ein Hündchen."

„O Jäck", sagte sie mahnend; denn sie meinte, es möchte nicht wahr sein.

Er öffnete seine Hand, und da lag das winzigste junge Wachtelhündchen, das ich je gesehen. Es war weiß mit schwarzen und braunen Flecken. Der Körper weiß; der Schwanz schwarz mit einem braunen Fleckchen; die Ohren schwarz und sein Gesicht gleichmäßig mit Schwarz und Braun markiert. Seine Augen waren noch nicht offen, später sah man, daß sie schön braun waren. Seine Nase, die erst fleischfarbig war, wurde hernach kohlschwarz.

„Aber Jäck, seine Augen sind ja noch zu, warum hast du ihn von seiner Mutter genommen?" fragte Laura.

„Sie ist tot", klagte Jäck. „Vergiftet; sie verließ ihr Nest, sich ein wenig Bewegung im Hofe zu machen; ein boshafter Mensch hatte ein Stück vergiftetes Fleisch herein geworfen und sie fraß es. Vier von den jungen Hündchen krepierten auch. Dies allein ist übrig. Herr Robinson meinte, sein Knecht verstände es nicht, Hündchen ohne Mutter aufzuziehen; und da er selbst verreist, so will er uns dies geben; denn wir könnten kranke Tiere immer gut pflegen, meinte er."

Ich wußte, daß Herr Robinson ein Freund von Morris' war und ein Liebhaber feinen, edlen Viehes. Er führte viel von England ein. Wenn dies Tierchen von seiner Zucht kam, dann war es gewiß edler Rasse.

Fräulein Laura nahm das Hündchen und ging gedankenvoll nach oben. Ich folgte ihr nach und sah, wie sie ein kleines Körbchen nahm und Watte hineinlegte. Dann bettete sie das Tierchen hinein und besah es. Obgleich es jetzt mitten im Sommer war und das Haus

mir sehr warm schien, so bebte das kleine Wesen doch. Sie bedeckte es nun ganz mit der Watte, schloß das Fenster und stellte das Körbchen in die Sonne. Dann ging sie in die Küche und holte warme Milch. Sie tupfte ihren Finger hinein und hielt ihn dem Hündchen vor; aber es schnüffelte so dumm daran herum. „Zu jung", sagte sie und machte ihm einen Lutscher. Dazu nahm sie ein Stückchen Zeug, that ein wenig Brot hinein und wickelte einen Faden darum, tauchte es in die Milch, und als sie ihm das an die Schnauze hielt, da saugte es so gierig daran, als wenn es am Verhungern wäre; aber sie ließ es doch nur wenig haben.

Während des Tages gab sie ihm alle paar Stunden etwas mehr Milch, und ich hörte die Knaben sagen, daß sie auch in der Nacht ein- oder zweimal aufstand, Milch über einer Lampe wärmte und ihm gab. Einmal wurde die Milch kalt, ehe er sie nahm. Da schwoll er auf und wurde so krank, daß Laura ihre Mutter weckte, und sie badeten ihn in heißem Wasser, und er wurde gesund. Niemand schien zu denken, daß man sich zu viel Mühe machte für ein Wesen, das doch nur ein Hund sei. Er hat sie aber reichlich für ihre Mühe bezahlt, denn er wuchs zu einem der schönsten und liebenswürdigsten Hunde heran, die ich je gesehen. Sie nannten ihn Billy, und zwei wichtige Epochen in seinem jungen Leben waren das Öffnen seiner Augen und, daß er seinen Lutscher verschlang. Der Lappen schien ihm nichts zu schaden, aber Fräulein Laura meinte, weil er nun so stark und gierig sei, müsse er auch wie andre Hunde fressen lernen.

Er machte, solange er klein war, viel Spaß, denn er war voller Streiche, schlich sich in listiger Weise

herum, daß niemand wußte, wo er war. Da er sehr klein war und klettern konnte, geriet er manchmal in Fräulein Lauras weiten Ärmeln hinauf bis an ihre Schulter. Als eines Tages die ganze Familie im Staatszimmer saß, warf Herr Morris auf einmal seine Zeitung weg und sprang auf und ab. Seine Frau erschrak sehr und rief:

„Mein lieber Wilhelm, was ist dir?"

„'s ist eine Ratte in meinem Hosenbein", und er schüttelte es tüchtig. Da fiel der kleine Billy heraus, lag auf dem Boden auf dem Rücken und sah Frau Morris verwundert an. Er war kalt gewesen und hatte sich da ein warmes Plätzchen gesucht.

Billy that jedoch niemals wirklichen Schaden, denn Laura erzog ihn. Sobald er anfing, irgend etwas zu zerreißen oder zu beschädigen, fing sie auch zu strafen an. Seinen ersten Angriff machte er auf Herrn Morris' Filzhut. Diesen hatte der Wind einmal in der Vorhalle heruntergeweht. Billy kam des Weges und fing an seine Zähne daran zu probieren. Das schien ihm wohl zu thun, denn ein junger Hund ist fast wie ein Kind, das zahnt, und will etwas zum Beißen haben.

Fräulein Laura entdeckte ihn, und er verdrehte seine Augen ganz unschuldig gegen sie, weil er wußte, daß er unrecht thue. Sie nahm ihm den Hut, zeigte auf ihn und Billy und sagte:

„Böser Hund!" Dann gab sie ihm zwei oder drei leichte Schläge mit einem Schuhriemen. Einen kleinen Hund schlug sie nie mit der Hand oder mit einem Stock. Sie sagte, Stöcke wären für große Hunde und Ruten für kleine, wenn jemand sie gebrauchen müsse. Am besten

wäre es nur, sie zu zanken, denn ein guter Hund fühle harte Worte tiefer als Schläge.

Billy schämte sich. Nichts konnte ihn bewegen, einen Hut auch nur wieder anzusehen. Aber an andren Dingen glaubte er seine Zerzausungskunst üben zu dürfen. Eins nach dem andren mußte herhalten: Fußteppiche, Vorhänge, irgend etwas, das hin- und herflog oder flatterte, und Fräulein Laura strafte oder schalt ihn geduldig für jedes einzelne Vergehen, bis ihm endlich ein Licht darüber aufging, daß er seine Kunst an nichts versuchen dürfe als an einem Knochen. Dann wurde er ein sehr guter Hund.

Fräulein Laura war in einer Hinsicht sehr pünktlich: daß er regelmäßig gefüttert wurde. Wir bekamen unser Fressen dreimal des Tages. Niemals wurde uns gestattet, während der Mahlzeiten im Speisezimmer zu sein. Wir lagen in der Vorhalle und beobachteten, was vorging.

Hunde interessieren sich sehr für das, was man ißt. Es war ganz aufregend für uns, wenn wir die Glieder der Familie einander die verschiedenen Gerichte darreichen sahen und wenn wir die guten, warmen Speisen rochen. Billy wünschte oft, daß er auf den Tisch könnte. Er wollte, sagte er, dann schon alles vorwärts gehen lassen. Während seines Wachstums konnte er kaum genug zu fressen bekommen. Ich pflegte ihm zu sagen, er werde sich zu Tode fressen, wenn er sich nicht mäßigte.

Wenn die Mahlzeiten vorüber waren, trabten wir, Billy und ich, hinter Fräulein Laura her in die Küche. Da hatten wir jeder seinen eignen Teller. Maria, die Köchin, lachte oft darüber, daß das Fräulein uns beide nicht zusammen aus einem Geschirr fressen lassen wollte;

denn sonst, sagte sie, würde der größere mehr als sein Teil bekommen und der kleinere würde hungern. Es war interessant, Billy fressen zu sehen. Er stellte seine Füße auseinander und verschlang sein Futter wie eine Ente. Wenn sein Geschirr leer war, dann blickte er auf zu Laura um mehr; sie aber schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, Billy, besser mehr wünschen als übersatt sein. Ich glaube, daß viele kleine Hunde durch Überfüttern umkommen."

Ich habe die Morris oft sagen hören, wie manche Leute ihre Lieblingstiere thörichterweise überfüttern und sie so umbringen, oder fortwährend krank haben. Während Billy noch klein war, kam ein solcher Fall in unsrer Nachbarschaft vor. Eine Familie Dobson, die nur einige Thüren von uns wohnte, hatte eine schöne braune Stute und ein kleines Füllen, „Sam" genannt. Sie waren stolz auf das Tierchen, und Herr Dobson versprach es seinem Sohne James. Einst lud dieser Herr meinen Herrn ein, herüber zu kommen und das Füllen zu sehen. Ich lief auch mit und beobachtete Herrn Morris, während er es betrachtete. Es war ein schönes, kleines Tierchen, und ich wunderte mich nicht, daß sie so groß davon dachten. Als Herr Morris nach Hause kam, fragte ihn seine Frau, was er davon halte?

„Ich fürchte", sagte er, „es wird nicht lange leben."

„Warum nicht? Papa", rief Jäck aus, der das gehört hatte, „es ist ja so fett wie eine Robbe."

„Es würde", erwiderte mein Herr, „eher am Leben bleiben, wenn es mager und struppig wäre. Sie überfüttern es, und ich habe das Herrn Dobson gesagt, aber er wollte es nicht glauben."

Herr Morris war auf dem Lande aufgewachsen und verstand viel von Viehzucht, und ich glaubte ihm. In einigen Tagen hörten wir auch schon, daß mein Herr recht hatte: das Füllen war tot.

Dem armen James Dobson that das sehr leid. Einige Nachbarknaben besuchten ihn. Da stand er bei dem toten Füllen, und das Weinen war ihm näher als das Lachen. Jäck war auch da, und ich war ihm nachgelaufen. Obgleich er erst nichts sagte, wußte ich doch, daß er über die Dobsons entrüstet war, weil sie das Tierchen zu Tode gefüttert hatten. Auf einmal sagte er zu James: „Du brauchst das Füllen, nun es tot ist, nicht ausstopfen zu lassen."

„Wie meinst du das und warum sagst du es?" fragte der Junge mißmutig.

„Weil du es lebendig ausgestopft hast", warf Jäck spöttisch hin.

Da mußten wir aber alle so schnell wie möglich flüchten, denn der junge Dobson war hinter uns her und würde Jäck tüchtig verhauen haben, denn er war ein großer Junge.

Ich darf nicht vergessen, daß Billy regelmäßig wöchentlich einmal gewaschen wurde mit wohlriechender Seife, und auch einmal den Monat mit starker übelriechender Karbolseife. Er hatte seine eignen Waschlappen und Handtücher, und nachdem er gerieben und gebürstet war, wurde er in einen Teppich gewickelt und zum Trocknen an das Feuer gelegt.

Fräulein Laura sagt, ein kleiner Hund, der im Hause gehalten, gepflegt und getändelt worden und so verweichlicht worden ist, sollte nie gewaschen und dann

mit seinem nassen Fell hinaus gelassen werden, außer es sei denn sehr warmes Wetter.

Jim und ich waren mehr abgehärtet als Billy, und wir badeten in der See. Alle paar Tage nahmen uns die Knaben mit ans Ufer, und dann gingen wir mit ihnen ins Wasser.

Siebentes Kapitel.

Wie man einen jungen Hund abrichtet.

„Ned, mein Lieber", sagte Fräulein Laura eines Tages, „ich wünschte, du würdest Billy lehren, zu gehorchen und zu apportieren. Er ist jetzt vier Monate alt und ich werde ihn bald mit auf die Straße nehmen wollen."

„Sehr wohl, Schwester", sagte der spaßhafte Ned, indem er einen Stock ergriff; „kommt mit in den Garten, ihr Hunde!"

So gewaltig er seinen Stecken auch schwang — ich war nicht bange vor ihm, und Billy? oh! der liebte Ned.

Der Garten war aber eigentlich kein Garten, sondern ein ziemlich Stück Land, wo das Gras hier und da abgetreten war, einige Bäume verstreut standen und etliche Brombeer- und Johannisbeersträucher am Zaune waren. Eine Dame, die wohl wußte, daß Herr Morris kein hohes Gehalt hatte, sagte eines Tags, als sie aus dem Speisezimmerfenster in den Garten sah: „Meine liebe Frau Moris, warum lassen Sie den Garten nicht

umgraben? Da könnten Sie ja all Ihr Gemüse ziehen. Das wäre viel billiger als kaufen."

Frau Morris lachte recht herzlich: „Denken Sie einmal an die Hühner, Katzen, Hunde und Kaninchen und vor allem an meine Knaben! Welch eine Art von Garten würde das werden! Und würden Sie es für billig achten, denen allen ihren Spielplatz zu nehmen?"

Die Dame gab zu: „Nein, das wäre nicht schön."

Ich weiß gewiß nicht, was die Jungens ohne dies Stück Land gethan haben würden. Sie hatten gar manches Vergnügen, manches fröhliche Spiel da. Diesmal marschierte Ned um dasselbe mehrmals mit seinem Stecken auf der Schulter herum, und wir trampelten hinter ihm drein. Auf einmal machte Billy einen Seitensprung nach einem Knochen. Ned wandte sich und sagte entschieden: „Zurück!"

Billy blickte ihn ganz unschuldig an, denn er wußte nicht, was gemeint war. „Zurück!" rief Ned noch einmal. Billy meinte, er wolle spielen, legte seinen Kopf auf seine Pfoten und bellte. Ned lachte, wiederholte aber: „Zurück!" Er wollte kein andres Wort gebrauchen; hätte er gesagt: „Komm!" oder: „Hier!" oder „Geh' hinter mich", so würde das Billy verwirrt haben. Endlich, als Ned immer wieder „Zurück!" sagte und dabei auf mich wies, so schien es Billy klar zu werden, er kam zu mir und wir folgten Ned wieder um den Garten herum. Ned sah oft freundlich zurück und ich war ganz stolz darauf, daß ich's gut machte; aber plötzlich wurde ich ganz verwirrt, als Ned sich schnell umwandte und „Heraus!" rief. Die Morris gebrauchten alle die gleichen Worte bei der Abrichtung ihrer Hunde, und ich hatte

„Ich wundere mich, wo Jim ist."
Seite 47.

E.M. Saunders of Toronto—
when a boy in Halifax. The dog is
Jim in the story.

dies Wort von Fräulein Laura gehört, hatte es aber vergessen. „Guter Sepp", sagte Ned, indem er sich wandte und mich streichelte, „du hast's vergessen. Ich wundere mich, wo Jim ist? Der würde uns helfen."

Nun steckte er seine Finger in den Mund und that einen lauten Pfiff, und Jim kam von der Straße den Gang herauf getrabt. Er sah uns mit seinen großen, klugen Augen an und wedelte mit dem Schwanz, als ob er sagen wollte: „Nun was ist euch gefällig von mir?"

„Komm, alter Hellkopf, und hilf uns bei diesem Abrichtungswerk", sagte Ned, „es geht allein zu langsam. Nun Achtung, junge Herren! «Zurück!»" und er marschierte wieder um den Garten und Jim und ich folgten dicht hinter ihm, während Billy, als er sah, daß er uns nicht zum Spielen mit ihm kriegen konnte, langsam hintendrein kam.

Bald wandte Ned sich um und sagte: „Voraus!" Jim sprang vor uns hinaus, als ob er hinter etwas her wäre. Jetzt erinnerte ich mich, was „Voraus" meinte. Wir sollten einen angenehmen Wettlauf, wohin wir wollten, anstellen. Nun sprangen und hüpften wir hier und dorthin, und Ned sah zu und lachte herzlich über unsre Hopser.

Nach dem Abendbrot rief er uns wieder in den Garten und sagte, er habe uns etwas andres zu lehren. Er stülpte nun einen Zuber auf dem Boden des Vorbaues vor der Hinterthür um, setzte sich darauf und rief Jim herbei.

Nun nahm er einen kleinen Riemen aus der Tasche. Dieser hatte einen starken, angenehmen Geruch. Wir leckten alle daran und jeder Hund wünschte ihn zu haben.

„Nein Sepp und Billy", sagte Ned, indem er uns beide beim Halsband hielt, „ihr wartet ein wenig. Hier, Jim!"

Dieser beobachtete Ned scharf, und der Knabe warf den Riemen in die Mitte des Gartens und rief dann: „Bring's!" Jim regte sich nicht, bis er das Wort „Bring's!" hörte. Dann sprang er schnell, brachte den Riemen und gab ihn in Neds Hand. Ned sandte ihn noch zwei- oder dreimal, dann sagte er zu ihm: „Leg' dich!" und zu mir: „Jetzt, Sepp, kommst du an die Reihe." Er warf den Riemen jetzt unter die Brombeerbüsche, sah mich an und sagte: „Bring's!" Ich wußte gleich, was er meinte, sprang freudig hin, und weil der Riemen so stark roch, fand ich ihn auch gleich; aber sonderbar, als ich ihn ins Maul bekam, fing ich an ihn zu kauen und damit zu spielen, und als Ned rief: „Bring's!" ließ ich den Riemen fallen und lief auf Ned zu. Ich war nicht halsstarrig, aber dumm. Als der Knabe nach dem Riemen hinwies und dann seine leeren Hände ausbreitend rief: „Bring's!" das half mir drauf; ich sprang schnell und brachte den Riemen. Er ließ mich das mehrmals thun. Manchmal konnte ich den Riemen nicht finden, oder ich ließ ihn fallen; aber Ned regte sich nicht; er saß still, bis ich den Riemen brachte.

Bald danach probierte er's mit Billy; aber es wurde schon dunkel und wir konnten nicht sehen, darum nahm er Billy mit sich ins Haus.

Ich blieb noch ein Weilchen bei Jim, und er fragte mich, ob ich auch wisse, warum Ned einen Riemen für uns geworfen hätte und nicht etwa einen Knochen, oder sonst etwas Hartes. Ich wußte das natürlich nicht, und

so erklärte mir Jim, daß es um seinetwillen geschah. Er war ein Jagdhund und durfte nie etwas Hartes in seinem Maul tragen, damit er nicht hartmäulig würde, und er die Jagdbeute, die er dem Jäger bringen mußte, nicht entzwei biß. Er sagte, er sei so sorgsam abgerichtet worden, daß er sogar drei Eier zugleich im Maul tragen könnte.

Ich fragte ihn: „Warum gehst du niemals auf die Jagd, Jim? Ich habe immer gehört, daß du das verstehst, und doch gehst du nie von Haus?“ Er hing den Kopf ein wenig und sagte, er wünsche eben nicht zu gehen. Weil er aber ein aufrichtiger Hund war, sagte er mir den wahren Grund.

Achtes Kapitel.

Ein verdorbener Hund.

„Ich war die ersten drei Jahre meines Lebens ein Jagdhund", sagte er verdrießlich. „Ich gehörte einem Manne, der hier in Fairport einen Leihstall hält, und er verlieh mich manchmal zu Jagdpartien.

„Die Herren alle hatten mich gern. Ich war, wenn ich die Flinten sah, fast außer mir vor Freude; ich sprang herzu und biß sie an. Ich jagte so gern Vögel und Hasen, und selbst wenn die Tauben nahe heran kamen, bebte ich vor Eifer und mußte mich abwenden, daß ich sie nicht biß. Ich war oft den ganzen langen Tag im Walde. Ich liebte es, wenn ich nach einem Rebhuhn tüchtig suchen mußte und gelobt wurde, wenn ich dasselbe gebracht ohne es gebissen oder beschädigt zu haben.

„Ich verlor mich auch nie, denn ich bin einer von der Art Hunden, die immer wissen, wo Menschen sind. Ich roch sie nicht, denn ich war zu weit weg; aber wenn mein Herr irgendwo stand und ich weit von ihm im Umkreise lief, wußte ich genau, wo er stand, und konnte

in gerader Linie zu ihm laufen, ohne meine eigne Spur zu verfolgen.

„Aber ich muß dir von meiner Not erzählen. An einem Samstag-Nachmittag kam eine Partie junger Männer zu meinem Herrn. Sie hatten einen Hund bei sich, einen abgerichteten Wachtelhund, Namens Bob, wollten aber noch einen haben. Aus irgend einem Grunde wollte mein Herr mich nicht gehen lassen, gab aber endlich doch nach. Sie hoben mich mit Bob und den Anbißkörben hinten in den Wagen und fuhren fort aufs Land. Dieser Bob war ein lustiger Geselle, der vergnügt drein schaute und der mir auf dem Wege sagte, wieviel Vergnügen wir morgen haben würden. Die jungen Männer würden ein wenig schießen; dann würden sie die Körbe öffnen und essen und trinken, Karten spielen und unter den Bäumen schlafen; dann könnten wir uns aus den Körben mit Hühnerflügeln und -Beinen selbst bedienen, und mit allem, was unser Herz begehrte.

„Dies gefiel mir gar nicht. Ich war gewohnt, die Woche durch hart zu arbeiten, aber meine Sonntage in Ruhe zu Hause zu verleben. Ich sagte aber nichts.

„Die Nacht schliefen wir in einem ländlichen Wirtshause. Den nächsten Morgen fuhren wir an das Ufer eines kleinen Sees, wo, wie die Jäger sagten, viele wilde Enten wären, und sie waren versessen auf die Jagd. Sie setzten sich auf flache Felsen am Ufer und sagten, sie wollten aber erst trinken, ehe sie ans Werk gingen. So wurden also die Flaschen herbei geholt und mit tiefen Zügen daraus getrunken. Dann wurden sie zänkisch und voller böser Streiche und schienen das Schießen ganz zu vergessen. Einer schlug vor, sich Spaß mit den Hun-

den zu machen. Sie banden uns beide an einen Baum, warfen einen Stock ins Wasser und sagten zu uns: «Bring's!» Wir versuchten das natürlich, konnten aber nicht los, sondern rieben uns den Hals wund mit den Stricken.

„Bald darauf fing einer an, mich anzufluchen, daß ich bange vor der Flinte sei, taumelte an den Wagen, holte seine Büchse und sagte, er werde mich auf die Probe stellen.

„Er lud, ging ein wenig weg und wollte schießen; aber der Eigentümer Bobs wehrte ihm, indem er sagte, er wolle seinem Hund nicht die Beine abgeschossen haben. Er band Bob los und nahm ihn hinweg. Du kannst dir denken, wie mir zu Mute war, als dieser fremde Mensch nach mir, der ich festgebunden war, zielte und mehrmals schoß, über meinen Kopf und unter meinen Körper, sodaß der Grund um mich her aufgerissen war. Ich war in schrecklicher Angst, heulte, winselte und bettelte losgelassen zu werden.

„Die andren, die da saßen und über mich lachten, sahen das als so guten Spaß an, daß sie auch ihre Büchsen holten. Ich möchte nie mehr eine solche Stunde zubringen. Ich dachte, sie würden mich gewiß totschießen, und das würden sie auch sicher gethan haben, denn sie waren jetzt alle ganz betrunken, wenn nichts Besonderes passiert wäre.

„Der arme Bob, der fast so erschreckt war wie ich, und der zitternd und bebend unter dem Wagen lag, wurde von seinem Herrn erschossen, denn dieser war so betrunken, daß er gar nicht zielen konnte. Das arme Tier heulte einmal, streckte die Beine krampfhaft, rollte

auf die Seite und lag dann ganz still. Da wurden sie auf einmal alle nüchtern. Sie liefen zu ihm hin, aber er war tot. Sie saßen nun für eine Weile ganz still, dann warfen sie die Flaschen in den See, gruben ein seichtes Grab für Bob, hoben mich in den Wagen und fuhren langsam zur Stadt. Sie schienen keine boshaften jungen Männer zu sein. Ich denke nicht, daß sie mir wehe thun oder Bob erschießen wollten. Es war das abscheuliche Zeug in den Flaschen, das sie ihres Verstandes beraubt hatte.

„Ich war nie mehr der gleiche Hund. Mein rechtes Ohr war ganz taub, und so sehr ich auch dagegen kämpfte, war ich doch so schrecklich bange vor einer Flinte, daß ich lief und mich versteckte, wenn mir eine gezeigt wurde. Mein Herr war sehr zornig über die jungen Männer, und es schien, als ob er mich auch nicht mehr sehen möchte. Eines Tages führte er mich freundlich hierher und fragte Herrn Morris, ob er nicht einen gutmütigen Hund haben wolle, der mit den Kindern spielen könne?

„Hier hab' ich nun ein gutes Heim, und ich liebe die Morrisknaben; aber ich wünsche oft, daß ich mir abgewöhnen könnte meinen Schwanz zwischen die Beine zu nehmen und heimzuspringen, so oft ich einen Schuß höre."

„Nimm dir das nicht zu Herzen, Jim!" sagte ich. „Du solltest dich nicht grämen über etwas, das du nicht verschuldet hast. Mir ist's gewiß, daß du froh sein solltest, deine frühere Lebensweise verlassen zu haben, aus einem besonderen Grunde."

„Und der wäre?" fragte Jim gespannt.

„Um der Vögel willen. Du weißt, daß Fräulein

Laura es für unrecht hält, die schönen Tierchen umzubringen, die in den Wäldern umherfliegen."

„Das ist's aber auch", gab Jim zu, „außer man tötet sie gleich auf einmal ganz. Ich war oft böse auf Männer, wenn sie einen Vogel nur halb töteten. Ich hob den kleinen, warmen Körper auf, sah nicht gern das klare Auge vorwurfsvoll mich anblicken und fühlte nicht gern die Zuckungen des entfliehenden Lebens. Wir Tiere, wenigstens die meisten von uns, töten barmherziger. Die Menschen nur morden ihren Raub, und einige von ihnen scheinen sich am Todeskampf ihrer Opfer zu vergnügen. Ich war früher eifrig, Vögel und Hasen zu erjagen, aber ich behielt sie nicht lange vor mir, wenn sie tot waren. Ich habe oft in den Straßen stillgestanden und nach den Hüten der Damen gesehen und mich gewundert, wie sie es übers Herz bringen können, kleine tote Vöglein in solch schrecklicher Stellung zu tragen. Einige haben ihre Köpfe unter ihre Flügel, oder über die Schulter, oder nach dem Schwanz zu verdreht, und ihre Augen sehen so schrecklich aus, daß ich wünschte, ich könnte diese Damen in den Wald nehmen und sie sehen lassen, wie leicht und hübsch ein lebendiger Vogel ist, und wie ungleich sie den toten, ausgestopften Dingern sind, die sie auf ihren Hüten tragen. Bist du jemals tüchtig im Walde herumgelaufen, Sepp?"

„Niemals", sagte ich.

„Ich will dich einmal dahin mitnehmen; aber jetzt ist's spät und wir müssen zu Bett gehen. Willst du bei mir im Hundehaus schlafen oder im Stall?"

„Ich denke bei dir zu schlafen, Jim. Hunde lieben Gesellschaft ebensowohl wie die Menschen." Ich rollte

mich also ins Stroh neben Jim, und bald waren wir fest eingeschlafen.

Ich habe viele Hunde kennen gelernt, aber ich glaube nicht einen so guten gesehen zu haben wie Jim. Er war sanft und gütig und so zartfühlend, daß ein hartes Wort ihm weher that als ein Schlag. Er war unsrer Frau Morris besonders lieb, und da er so gut abgerichtet war, konnte er sich ihr sehr nützlich machen.

Wenn sie einkaufen ging, so trug er ein Päckchen für sie im Maul. Niemals verlor er eins oder ließ es irgendwo liegen. Einmal verlor sie ihr Geld und wußte es nicht. Da Jim immer hinter ihr lief, bemerkte sie ihn nicht, bis sie an ihrer Thür ihren Verlust entdeckte, aber auch sogleich, sobald sie sich umwandte, den treuen Jim, der ihre Geldtasche im Maul brachte.

Ein andermal, als eine Dame Jäck einen Vogelkäfig zum Geschenk für Karl gab, und eins von den kleinen Futtergefäßen heraus fiel, da hob Jim es auf und trug es eine lange Strecke, bis Jäck den Verlust entdeckte.

Neuntes Kapitel.

Der Papagei Bello.

Ich hörte Morris oft von Schiffen reden, die zwischen Fairport und Westindien fuhren und Ladungen von Holz und Fischen nahmen und dann von dort Sirup, Gewürze, Obst und andres brachten. Auf einem dieser Schiffe, „Mary Jane“ genannt, war ein Kajüttenjunge, der mit den Morrisknaben befreundet war und ihnen öfter Geschenke brachte. Eines Tages, nachdem ich einige Monate bei der Familie gewesen war, kam dieser Knabe und brachte in einer Hand einen Zweig Bananasfeigen und in der andren einen Papagei. Die Knaben waren entzückt über den Vogel und riefen ihre Mutter, damit sie sehe, wie schön er war.

Frau Morris schien sehr gerührt zu sein, daß der Knabe so darauf bedacht gewesen war, ihren Kindern Freude zu machen und ihnen ein solches Geschenk aus so großer Ferne zu bringen, und sie dankte ihm recht herzlich. Der Junge wurde indessen sehr schüchtern und konnte nur in ungeschickter Weise wieder und wieder sagen: „Nicht danken, nicht danken!“ Sie lächelte und

ließ ihn bei den Knaben bleiben. Sie schien mir zu denken, daß er da wohl freier und vergnügter sein würde.

Jäck hob mich auf den Tisch, daß ich den Wundervogel besser sehen möchte, den der Knabe an einem starken Bindfaden hielt, der an einem Bein des Tieres festgebunden war. Es war ein schöner Vogel von grauer Farbe mit einigen roten Federn im Schwanz, hatte klare Augen und sah sehr klug aus.

Der Knabe sagte, er sei sehr besorgt gewesen, einen jungen Papagei zu kaufen, der noch nicht sprechen könnte, da er wußte, daß die Morrisknaben keinen haben möchten, der ausländisch Gewäsch herwelschen oder fluchen würde. Er hatte ihn immer in seinem eignen Verschlag gehalten und alle seine freie Zeit dazu benutzt, ihn sprechen zu lehren. Nun sah er den Vogel erwartungsvoll an und sagte:

„Zeig' dich nun, kannst du?"

Ich wußte nicht, was er damit meinte, erfuhr es aber nachher. Ich hatte nie gehört, daß ein Vogel sprechen könnte. Er und ich standen auf dem Tisch einander gegenüber und starrten einander an. Ich dachte gerade, daß ich seinen kleinen, scharfen Schnabel nicht in meiner Haut sitzen fühlen möchte, als ich auf einmal eine Stimme hörte: „Schöner Sepp!" Jemand im Zimmer schien so zu sprechen, und ich kannte doch alle Stimmen, aber dies war eine fremde, die ich nie gehört hatte. Ich dachte, ich möchte mich geirrt haben und es müßte jemand in der Vorhalle sein; darum suchte ich von Jäck wegzukommen; aber er hielt mich fest und lachte so laut er konnte. Ich sah nach den andren Knaben, und die lachten auch alle. Auf einmal

hörte ich wieder: „Schöner Sepp! Schöner Sepp!“ Die Stimme war dicht bei mir, und doch kam sie auch nicht von dem Schiffsjungen, denn der hatte sich vor Lachen ganz aufgerollt und sein Gesicht sah aus wie eine rote Rübe.

„'s ist der Papagei, Sepp!“ rief Ned. „Sieh' ihn an, du Dummer!“ Ich sah ihn an und er drehte den Kopf nach einer Seite und rief mit der verbissensten Miene: „Schöner Sepp! Schöner Sepp!“

Ich hatte nie einen Vogel sprechen hören und kam so in Verlegenheit, daß ich wegzukommen und mich unterm Tisch zu verstecken suchte. Da fing das Tier an zu lachen: „Ha, ha, ha!“ „Guter Hund, faß ihn, Junge! Ratten, Ratten! Schöner Sepp! Schöner Sepp!“ rief er, die Worte nur so schnell wie möglich herschnatternd.

Mir war's nie so sonderbar zu Mute, und die Knaben schüttelten sich nur vor Lachen über mein sonderbares, verblüfftes Wesen. Dann fing der Papagei Jim zu rufen an: „Wo ist Jim? wo ist der gute, alte Jim? Armer, alter Hund — gebt ihm einen Knochen!“

Die Knaben brachten Jim ins Besuchszimmer, und als er die sonderbare, kleine ächzende Stimme seinen Namen rufen hörte, kam er fast außer sich. „Jimmi, Jimmi, James Augustus!“ hieß es da, denn das war Jims voller Name. Er that einen Sprung aus dem Zimmer, und die Knaben lachten so laut, daß Herr Morris von seinem Studierzimmer herab kam, um zu sehen, was los wäre. Sobald aber der Vogel Herrn Morris sah, wollte er kein Wort mehr sagen. Die Knaben jedoch sagten ihrem Vater, was das Tier ge-

sprochen hatte, und es schien ihn ganz zu erheitern, daß der Schiffsjunge sich an so viele Redensarten seiner Knaben erinnert und sie den Papagei gelehrt hatte. „Kluger Polly", sagte er freundlich, „Guter Polly!"

Jäck, der viel Beobachtungsgabe besaß, bemerkte, daß der Schiffsjunge ein wenig scheu nach Herrn Morris blickte, und fragte den Knaben: „Ist nicht das der Name, Heinrich, den du dem Vogel gegeben?"

„Nein", sagte der Junge, „ich heiße ihn Bell, Abkürzung von Beelzebub."

„Dann bitt' ich um Verzeihung", sagte Jäck höflich.

„Bell — Abkürzung von Beelzebub", wiederholte der Knabe. „Seht", fuhr er fort, „ich dachte, es sollte ein Bibelname sein, weil ihr Predigerskinder wäret. Meine Bibel hatte ich auf dieser Fahrt nicht bei mir — verzeihen Sie! — und ich konnte gerade nur an Adam oder an Salomo denken, und das schien nicht recht zu passen. Da fragte ich einen Kameraden, und er meinte, Beelzebub wär' ein passender, schöner Name, und so gab ich ihm den. 's wär' besser gewesen, ich hätt' euch ihn benamsen lassen; aber ich mußte ihn bei irgend einem Namen nennen, weil ich ihn jeden Tag lehrte."

Jäck wandte sich um und ging ans Fenster. Sein Gesicht war feuerrot, und ich hörte ihn für sich murmeln: „Beelzebub, Fürst der Teufel!" Darum dachte ich, der Schiffsjunge möchte dem Vogel einen bösen Namen gegeben haben.

Herr Morris sah den Jungen freundlich an: „Rufst du den Vogel je mit dem vollen Namen?"

„Nein", erwiderte er, „ich rufe ihn immer «Bell»; aber er selbst nennt sich «Bello»."

„Bello", sprach Herr Morris, „ist ein netter Name, und wenn ihr das Tier behaltet, so laßt das seinen Name bleiben."

„Ja, Vater", sagten die Knaben alle, und Herr Morris wollte wieder in sein Studierzimmer gehen. Auf der Schwelle fragte er den Schiffsjungen, wann sein Schiff absegeln werde? Das sollte in einigen Tagen sein, und Herr Morris notierte sich das. Am nächsten Tage nahm er Jäck mit in die Stadt. Als sie zurückkamen, brachten sie einen Regenrock für Heinrich Smith und eine schöne Bibel, in die alle ihre Namen schrieben.

Nachdem Herr Morris gegangen war, kam Fräulein Laura herein. Sie wußte nichts von dem Papagei und wunderte sich sehr darüber. Als sie sich gesetzt hatte, hielt sie ihre Hände ihm hin. Sie hatte alle Arten von Lieblingstieren so gern, daß sie an Bangesein gar nicht dachte; dennoch hütete sie sich, ihre Hand plötzlich auf ein Tier zu legen. Diesmal streckte sie ihre Finger dem Vogel zu und sagte leise und freundlich zu ihm, daß er zu ihr kommen könnte, wenn er wollte. Sie sah ihn an, als ob sie ihn gern hätte, und das sonderbare kleine Ding marschierte gerade zu ihr und legte seinen Kopf an die Spitzen ihres Kleides.

„Hübsche Dame", sagte er leise mit krächzender Stimme, „gib Bello einen Kuß."

Den Knaben gefiel das so gut, daß sie in lautes „Juchhe!" ausbrachen, und so ihre Mutter herbei brachten, die sie aber in den Stall sandte.

Bello hatte auch Freude am Spaß: „Kommt, Jungens", rief er, als Heinrich Smith ihn auf den Finger nahm. „Ha, ha, ha, kommt, laßt uns Spaß haben!

Wo ist das Meerschweinchen? Wo ist die Ratte Dävy? Wo ist die Katze Pussy? Pussy, Pussy, komm hierher! Pussy, Pussy, liebe schöne Pussy, komm her!"

Seine Stimme war rauh, scharf und deutlich, etwa wie die einer alten Frau, die nach Lumpen und Knochen zu kommen pflegte. Ich war auch mit in den Stall gelaufen und blieb da, bis er mich bemerkte und rief: „Haha, Sepp! Schöner Sepp! Wo ist dein Schwanz? Wer hat deine Ohren abgehauen?"

Es schien mir nicht freundlich von dem Schiffsjungen zu sein, daß er den Vogel das gelehrt hatte, und dieser, denk' ich, merkte, daß es mich verdroß, denn er wiederholte es öfters und lachte und kicherte vor Freude. — Ich ging fort und sah ihn nicht mehr bis den nächsten Tag, als die Knaben einen schönen, großen Käfig für ihn brachten.

Dieser wurde an ein Fenster der Vorhalle gesetzt; aber alle im Hause verliebten sich so in das Tier, daß es von Zimmer zu Zimmer gebracht wurde.

Der Papagei haßte aber den Käfig und legte oft seinen Kopf an die Drähte und bettelte: „Laßt Bello 'raus! Bello will brav sein; Bello will nicht fortlaufen."

Nach einer Weile ließ man ihn heraus, und er hielt sein Wort, und versuchte nie auszureißen. Jäck machte einen kleinen Griff an das Thürchen des Käfigs, daß der Vogel es selbst öffnen und schließen konnte, und es war amüsant zu hören, wenn er morgens rief: „Macht Platz, Kinder! Bello will spazieren gehen!" und ihn den Handgriff mit seinen Krallen drehen und ihn heraus ins Zimmer kommen zu sehen. Es war ein sehr kluger Vogel, und ich habe außer Menschen noch kein Geschöpf

gesehen, das so überlegen konnte wie er. Er wurde so viel beschmeichelt und angeredet, daß er viele Worte lernte. Einmal bewahrte er die Familie, daß sie nicht beraubt wurde.

Es war im Winter. Die Familie war beim Abendbrot im hinteren Teil des Hauses, und Billy und ich lagen in der Vorhalle und beobachteten alles. Niemand war im Vorderteil des Gebäudes. Die Lampe im Vorplatz brannte und die Thür war zu, aber nicht verschlossen. Schleichdiebe, die schon viel Schaden in Fairport gethan hatten, krochen die Treppe herauf und ins Haus, öffneten die Thür des Kleiderkämmerchens, und schnappten die Überröcke der Knaben. Sie glaubten, es sähe sie niemand, aber sie irrten sich. Bello hatte oben ein Schläfchen gehalten und war nicht heruntergekommen, als geschellt wurde. Jetzt war er auf dem Wege herab zum Speisezimmer, und ein leichtes Geräusch ließ ihn halten und durch das Treppengeländer spähen. Irgend ein Tier, das in einer anständigen sauberen Familie gehalten wird, haßt einen schmutzigen, schäbigen Menschen. Bello wußte, daß diese Bettelbuben nichts in dem Kleiderzimmer zu thun hatten.

„Bös Bub!" rief er zornig, „'naus, 'naus! Hier, Sepp, Sepp, Schöner Sepp, komm rasch! Billy, Billy, Ratten, schnell, Jim; such' die Buben! Wo ist Polizei? Ruf' Polizei!" Billy und ich drückten die Thür zum Vorplatz auf. Die Diebe liefen eben in großer Angst die Treppe hinab. Einer entkam, den andren hielt ich am Rock, bis Herr Morris kam und ihn an der Schulter faßte.

Es war ein junger Geselle, fast von Jacks Alter,

aber lange nicht so männlich, und er schimpfte und zankte über den „nichtsnutzigen Papagei".

Herr Morris nahm ihn mit ins Haus und sprach mit ihm. So erfuhr er, daß es ein armer, unwissender Junge war, den ein trunksüchtiger Vater halb verhungern ließ. Er und sein Bruder stahlen Kleider und sandten sie ihrer Schwester in Boston, die dieselben verkaufte und ihnen einen Teil des Geldes sandte.

Herr Morris fragte ihn, ob er nicht lieber sein Brot auf ehrliche Weise verdienen wollte?

„Ja", meinte er, „das hätte er schon probiert; aber es wollte ihn niemand anstellen."

Herr Morris sagte ihm, er möge nach Hause gehen, Abschied von seinem Vater nehmen und morgen früh mit seinem Bruder in dies Haus kommen. Würde er das nicht thun, sagte Herr Morris ihm ernstlich, so würde er einen Polizeidiener nach ihm senden.

Der Junge bat, daß er doch das nicht thun möchte, und am nächsten Morgen früh kam er mit seinem Bruder. Frau Morris gab ihnen ein gutes Frühstück, staffierte sie mit Kleidern aus und dann wurden sie auf der Eisenbahn zu einem ihrer Brüder aufs Land geschickt. Dieser war ein gütiger Ackermann. Ihm war telegraphiert worden, daß die Knaben kämen und wünschten Stellen zu haben, wo sie Gelegenheit hätten, sich zu ehrlichen Menschen heranzubilden.

Zehntes Kapitel.

Billys Abrichtung fortgesetzt.

Als Billy fünf Monate alt war, durfte er zum erstenmal auf die Straße. Fräulein Laura wußte, daß er gut abgerichtet war, darum zögerte sie nicht, ihn mit in die Stadt zu nehmen. Sie war nicht eine Dame, die mit einem ungezogenen Hund auf der Straße gesehen sein wollte, noch wünschte sie Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen durch laute Ausrufe an ihre Lieblingstiere. Sobald sie die Treppe hinab war, sagte sie ruhig „Zurück!" zu Billy. Es war sehr schwer für den kleinen, spieligen Billy, dicht bei ihr zu bleiben, wo so viele neue und wunderliche Dinge für ihn zu sehen waren. Er war mit allem im Hause und Garten bekannt geworden, aber die Außenwelt war so voll von allerhand Neuem, das er besehen und beriechen wollte, und er war fast außer sich, mit den schönen Hunden zu spielen, die er umherlaufen sah. Aber er that nur, was ihm befohlen wurde.

Bald kamen wir an einen Laden, und Fräulein Laura ging hinein, etwas Band zu kaufen. Zu mir sagte sie:

„Bleib' draußen!" aber Billy nahm sie mit hinein. Ich beobachtete sie durch die Glasthür und sah sie an den Ladentisch gehen und sich setzen. Billy stand hinter ihr, bis sie sagte: „Leg' dich!" Dann legte er sich zu ihren Füßen nieder.

Da lag er still, auch als sie an einen andren Ladentisch ging; aber er beobachtete sie genau, bis sie zurück kam und „Auf!" zu ihm sagte. Dann sprang er auf und folgte ihr nach auf die Straße. Sie stand in der Thür und lächelte uns an, als wir zu ihr aufblickten.

„Gute Hunde", sagte sie sanft, „sollt auch ein Geschenk haben." Wir folgten wieder hinter ihr drein nach einem andren Laden und legten uns beide vor den Ladentisch. Als wir sie nach festen Gummibällen fragen hörten, konnten wir fast nicht still bleiben. Wir beide wußten, was Ball meinte.

Nun nahm sie ihr Päckchen in die Hand und kam heraus auf die Straße. Ohne weitere Einkäufe zu machen, wandte sie sich dem Meere zu. Wir sollten einen schönen Spaziergang am Ufer machen, obgleich es ein wolkiger, trüber, rauher Tag war, an dem die meisten jungen Damen im Hause bleiben würden; aber die Morriskinder fürchteten niemals das Wetter. Selbst im stärksten Regen zogen die Knaben ihre Gummistiefel und -Röcke an und spielten draußen. Fräulein Laura ging frisch voran, ob auch der Wind ihre Kleider umherwehte. Nachdem wir die Häuser hinter uns gelassen, stellte sie einen kleinen Wettlauf mit uns an. Wir sprangen, hüpften und bellten, bis wir müde waren, und dann gingen wir ruhig mit ihr.

Nicht weit vor uns warfen einige Knaben Stöcke

ins Wasser für zwei Neufundländerhunde. Bald bekamen die Tiere Streit. Sie waren beide fast gleich groß und stark. Es war schrecklich, wie sie knurrten und sich einander faßten und bissen. Ich sah Fräulein Laura an. Hätte sie ein Wort gesagt, so wäre ich hin gesprungen, um dem Hunde zu helfen, der unterlag. Aber sie hielt mich zurück und lief selber.

Die Knaben schütteten Wasser auf die Kämpfer, zogen sie an den Schwänzen, warfen Steine auf sie, aber sie konnten sie nicht auseinander kriegen. Ihre Köpfe schienen ineinander geschlossen zu sein, und sie rissen sich hin und her, auf und ab über die Steine, und die Jungens drängten sich um sie her, schrieen, schlugen und traten nach ihnen.

„Zurück, ihr Knaben!" rief Fräulein Laura, „ich will's ihnen vertreiben." Sie zog ein Päckchen mit einem Pulver aus ihrer Tasche und streute ein wenig auf ihre Nasen, und im Nu waren sie weit auseinander!

„Aber, Fräulein, was haben Sie gethan? Was für Pulver ist's? — O, 's ist Pfeffer", riefen die Knaben.

Fräulein Laura setzte sich auf einen flachen Stein und sah mit einem sehr blassen Gesicht die Jungens an: „O, ihr Kinder, warum habt ihr die Hunde aneinander gehetzt? Es ist so grausam. Sie haben friedlich gespielt, bis ihr sie hetztet. Seht nur, wie sie ihre schöne Haut zerbissen haben und wie das Blut herabtropft!"

„Bin nicht schuld", sagte einer von ihnen trotzig.

„Jim Jones hier sagte, sein Hund könnt' meinen unterkriegen, und ich sagte, er könnte es nicht, und er konnte es auch nicht, sag' ich!"

„Und er konnt's doch!" schrie der andre Geselle,

und wenn du sagst, er konnte es nicht, dann schlag' ich dir den Kopf ein."

Die beiden rückten mit geballten Fäusten aufeinander los, und ein dritter Geselle mit boshaftem Gesicht erwischte das Papier mit dem Pfeffer, rannte herzu und schüttete ihn den beiden Kampfhähnen ins Gesicht. Das war genug, ihnen die Lust zu vertreiben. Sie nieften, husteten und spieen nun mit den Hunden um die Wette, und die übrigen Knaben spotteten und fingen an zu jubeln vor Schabernack und Freude: „Aha, ein Nieskonzert! Danke, ihr Herren! Wohl bekomm's! Wohl bekomm's!"

Fräulein Laura lachte auch. Sie konnte sich nicht enthalten, und selbst Billy und ich rollten unsre Lippen auf. Nach einem Weilchen waren die beiden ein wenig abgekühlt, und da Fräulein Laura entdeckte, daß keiner der Knaben ein Taschentuch besaß, nahm sie ihr eignes, tauchte es ins Wasser einer kühlen Quelle in der Nähe und wusch die Augen der Nieser aus.

Der Zorn der Helden war jetzt verraucht, und als das Fräulein sich wandte, um zu gehen, bat sie die Knaben freundlich: „Nicht wahr, ihr werdet die Hunde nicht mehr aneinander hetzen?"

„Gewiß nimmer!" riefen sie kräftig.

Sie ging nun langsam heim, und wenn einer der Knaben sie hiernach da und dort wieder zu sehen bekam, so erhielt sie den Ehrentitel „Fräulein Pfeffer".

Als wir nach Hause kamen, fanden wir Willy im Fenster der Vorhalle vertieft in ein Buch. Er las zu gern, und seine Mutter hieß ihn oft das Buch weglegen und mit den andren spielen. Jetzt legte Laura ihm

die Hand auf die Schulter und sagte: „Ich wollte jetzt ein wenig Ball spielen mit den Hunden, aber ich bin zu müde!“

„Geh' nur weg!“ sagte er, ihre Hand abschüttelnd, „du bist immer müde!“

Sie setzte sich auf einen Stuhl und sah ihn an.

Nun erzählte sie ihm das Abenteuer mit den Hunden, was ihn so sehr interessierte, daß ihm das Buch entfiel. Als sie fertig war, rief er: „Du bist ein Herzblatt jeden Tag. Geh' nun und ruhe aus!“ Dann entwand er ihr die Bälle, rief und lief die Treppe hinab; aber er war nicht schnell genug, ihr zu entwischen; sie erhaschte ihn und küßte ihn wiederholt. Er war der Kleinste und der Liebling der Familie und liebte Laura herzlich, obgleich er öfter ungeduldiger gegen sie sprach als die andren Knaben.

Wir hatten ein prächtiges Ballspiel mit Willy. Fräulein Laura hatte uns zu allerlei Spielen mit dem Ball abgerichtet: nach ihm zu springen, Versteck damit zu spielen und ihn zu fangen.

Billy war geschickter als ich. Ein Stück betrachtete ich als sehr pfiffig. Er spielte ganz allein mit dem Ball. So versessen war er darauf, daß er nicht genug kriegen konnte. Fräulein Laura spielte mit ihm soviel sie konnte; aber sie mußte ihrer Mutter im Hause und beim Nähen helfen und bekam Unterricht von ihrem Vater; denn ihre Ausbildung war noch nicht vollendet, da sie erst siebzehn Jahre alt war. Darum nahm Billy seinen Ball und ging allein spielen damit. Manchmal rollte er ihn über den Boden, warf ihn in die Höhe oder drückte ihn durchs Treppengeländer, horchte, bis er

„Darum nahm Billy seinen Ball und ging spielen damit."
Seite 68.

ihn unten fallen hörte, holte ihn dann und drückte ihn wieder durch. So spielte er, bis er müde war, brachte ihn dann und legte ihn zu Fräulein Lauras Füßen.

Uns waren eine Anzahl Kunststücke gelehrt worden: wir konnten niesen und husten, thun, als ob wir beteten, uns stellen tot sein, auf dem Kopf stehen, eine Leiter hinauf steigen und das A-B-C sagen. Dies war das Schwerste, und es kostete unsre Lehrerin eine lange Zeit, uns das zu lehren. Wir fingen niemals damit an, bis uns ein Buch vorgelegt wurde. Dann sahen wir es an, und Laura sagte: „Fangt an, Sepp und Billy — sagt A!" Für A gaben wir einen leisen Ton, für B etwas lauter, C noch lauter; für einige Buchstaben bellten, für andre knurrten wir; für S schlugen wir einen Purzelbaum, und wenn wir an Z kamen, stießen wir das Buch weg und sprangen fröhlich im Zimmer umher.

Kam jemand herein und ließ Laura uns eins unsrer Kunststücke machen, so pflegten die Besucher zu sagen: „Was für geschickte Hunde! Die sind nicht wie andre!"

Das war irrig. Billy und ich waren nicht klüger als mancher elende Köter, der in den Straßen von Fairport umher schlich. Güte und Geduld hatte es zuwege gebracht. Als ich bei Jenkins war, hatte er mich als einen sehr stumpfsinnigen Hund betrachtet. Er würde über den Versuch, mich etwas zu lehren, gelacht haben; aber ich war nur stumpf und trotzig, weil ich soviel hin und her getreten wurde. Ich diente Frau Morris und ihrer Tochter gern, und sie beide lehrten Billy und mich, uns im Hause nützlich zu machen. Die gute Hausfrau ging nicht gern oft drei lange Treppen auf und ab; aber Billy und ich galoppierten über die Stiegen

im Dienste unsrer lieben Herrin. Wie oft habe ich sie in der Vorhalle sagen hören: „Schicke mir einen reinen Staubbesen herab, wenn's beliebt, Laura. Sepp, hol' du ihn!" Freudig lief ich hinauf und brachte ihn herab. Dann kam Billy an die Reihe: „Billy, ich habe meine Schlüssel vergessen, geh' und hol' sie."

Nach und nach lernten wir die Namen der verschiednen Dinge und ihre Plätze, und konnten sie selbst holen. An Reinigungstagen waren wir sehr beschäftigt. Wenn Frau Morris zu weit von Maria weg war, um sie zu rufen, so schrieb sie wohl auf, was sie wünschte, und hieß uns das Papier zur Magd tragen.

Billy nahm immer die Postsachen vom Briefträger in Empfang und trug das Morgenblatt hinauf in die Studierstube unsres Herrn. Ich hob immer die Kleider auf. Wenn sie geflickt waren, faltete Frau Morris dieselben Stück für Stück und gab mir eins nach dem andren, indem sie den Namen des Eigentümers nannte, und ich trug es hin und legte es auf sein Bett. Aber es war kaum nötig, die Namen zu nennen, denn ich kannte sie am Geruch. Jeder Mensch hat für einen Hund einen starken Geruch, ob er ihn auch selbst nicht bemerken mag. Meine Herrin wußte nicht, wie sie mich in Verlegenheit brachte, wenn sie einige von Lauras Kleidern an arme Leute verschenkte. Einmal folgte ich ihrer Spur durch die ganze Stadt und fand endlich ihre Stiefelchen an den Füßen eines kleinen Mädchens in der Straße.

Ehe ich dies Kapitel schließe, muß ich etwas über Billys Schwanz sagen. Es ist gebräuchlich, dieser Art Hunde den Schwanz zu kürzen, aber nicht die Ohren; indes Billy war so jung zu uns gekommen, daß sein

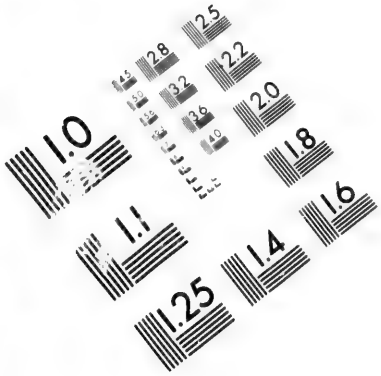
Schwanz nicht gekürzt worden war, und wir wollten es nicht gethan haben. Eines Tages kam Herr Robinson und er sagte: „Sie haben einen schönen Hund an ihm aufgezogen, aber sein Aussehen ist durch seinen langen Schwanz verdorben."

„Herr Robinson", sagte Madame Morris, indem sie Billy auf ihrem Schoß streichelte, „müssen Sie nicht sagen, daß das Tierchen einen schön proportionierten Körper hat?"

„Ja", sagte der Herr, „seine Körperteile sind alle schön und recht, außer dem einen."

„Aber", sagte sie, „da unser Schöpfer diesen schönen kleinen Körper gemacht hat, glauben Sie denn nicht, daß Er weise genug ist, zu wissen, wie lang der Schwanz sein muß, um gutes Ebenmaß hervor zu bringen?"

Herr Robinson konnte ihr darauf nicht antworten. Er lachte nur und sagte dann, er dächte, Frau Morris und ihre Tochter seien beide Sonderlinge.



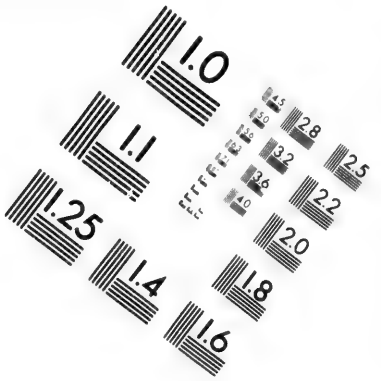
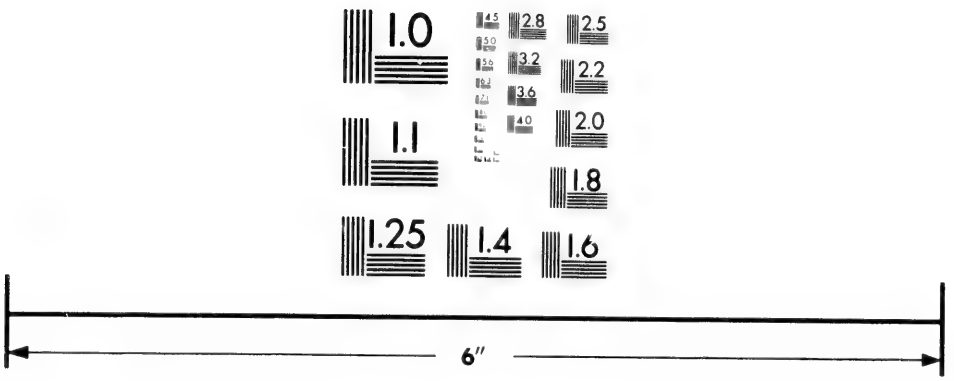
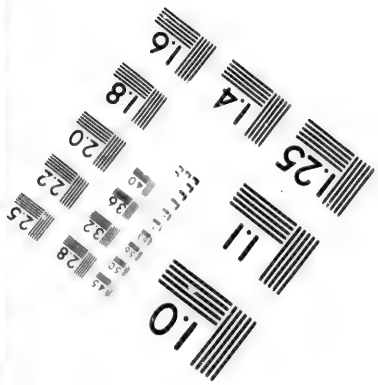
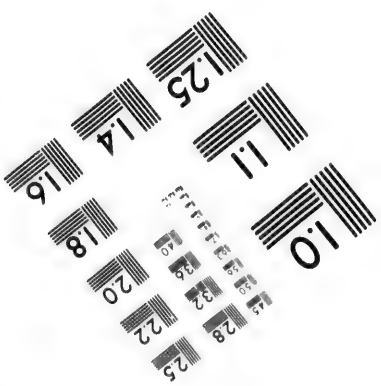


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Elftes Kapitel.

Goldfische und Kanarienvögel.

Die Morrisknaben waren alle verschieden: Jäck war scharfsinnig und geschickt; Ned war ein Spaßvogel; Willy war ein Bücherwurm, und Karl war ein eingefleischter Handelsmann. Er handelte und vertauschte Spielsachen und Bücher mit seinen Schulkameraden, und er kam nie zu kurz dabei. Er sagte, wenn er erwachsen sei, so wolle er ein Kaufmann werden, und er hatte schon einen Handel mit Goldfischen und Kanarienvögeln angefangen. Er war sehr eingenommen für seine „gelben Lieblinge"; aber nie behielt er ein paar Vögel oder einen Goldfisch, wenn er ein gutes Gebot darauf bekam.

Er schlief in einem großen, sonnigen Zimmer im oberen Stock. Nach seinem eignen Wunsch war es nur spärlich möbliert. Hier zog er seine Kanarienvögel auf und hielt seine Goldfische. Er hatte nicht gern Besucher in seinem Zimmer, denn sie erschreckten seine Kanarienvögel, wie er sagte. Nachdem am Morgen seine Mutter sein Bett gemacht hatte, wurde die Thür verschlossen, und niemand sollte hinein gehen, bis er von der Schule heimkam.

Billy und ich folgten ihm einmal unbemerkt; aber sobald er uns sah, schickte er uns schnell fort.

Einmal ging Bello hinein, um die Kanarienvögel zu sehen. Er war jetzt schon ziemlich verzogen, und ich hörte Karl hernach der Familie erzählen, daß es fast so gut wie ein Theaterstück sei, Bello hereinstolzieren zu sehen, die Federn auf seiner Brust ausgespreizt, mit stolzer Miene ihn mit krächzender Stimme rufen zu hören: „Gut' Morgen, Vögel, gut' Morgen! Wie geht's, Karl? Seh' dich gern, Junge!"

„Ich seh' dich aber nicht gern", sagte er entschieden, „komm nur nicht wieder hierher, du erschreckst meine Vögel zu Tode!" Und er sandte ihn eiligst hinab.

Wie zornig er war! Er schrie vor Fräulein Laura: „Bello liebt Vögel! Bello nicht beißen Vögel! Karl bös' Bub!"

Laura streichelte und beruhigte ihn und sagte, er solle Dävy suchen, und sie würde mit ihm spielen, denn die beiden waren warme Freunde. Es war spaßig, sie miteinander durchs Haus spazieren sehen. Vom ersten Anfang an liebte Bello die Ratte und lockte sie in seinen Käfig, wo sie sich bald heimisch machte und immer schlief. War sie abends etwa um 9 Uhr nicht da, so lief Bello im ganzen Haus herum und rief: „Dävy! Dävy! Zeit zu Bett gehen! Komm, schlaf' in Bellos Käfig."

Sie fraß gern von dem schönen, süßen Kuchen, den Bello bekam; aber er konnte sie nicht bewegen, von seinem Kaffeesatz zu fressen, den er so gern hatte.

Fräulein Laura sagte zu Karl, er hätte Bello beleidigt, darum streichelte der Junge ihn ein wenig, um es wieder gut zu machen. Auch sagte ihm seine Mutter,

es sei nicht gut, seine Kanarienvögel so abgeschlossen zu halten. Sie wären so scheu, daß sie ganz unruhig würden, wenn sie ins Zimmer käme; daß Lieblingsvögel und andre Tiere Gesellschaft lieben, aber abgeschlossen davon, scheu und schüchtern würden. Sie riet ihm, die andren Knaben in sein Zimmer zu lassen und seine kleinen Sänger auch wohl 'mal herunter zu bringen, wo die ganze Familie sich an ihrem Anblick und Gesang erfreuen könnte, und wo die Tierchen sich auch an andre als ihn allein gewöhnen könnten.

Karl sah nachdenklich drein, und seine Mutter fuhr fort, es sei ja niemand im Hause, der seinen Vögeln schaden werde, nicht einmal die Katze.

„Du könntest ja", scherzte Jäck mit ernster Miene, „für einen oder zwei Tage Eintrittsgeld verlangen, und uns zu den Vögeln einführen und Geld einnehmen."

Dies verdroß Karl ein wenig; aber Frau Morris beruhigte ihn mit einem Brief von einem ihrer Brüder, den sie eben erhalten hatte und worin er bat, daß einer der Knaben die Weihnachtsferien bei ihm auf dem Lande zubringen dürfe.

„Ich will dich gehen lassen, Karl", sagte sie.

Das gefiel ihm sehr; aber er ward doch verlegen, als er an seine Lieblinge aus der Tierwelt dachte.

„Laura und ich wollen sie versorgen und fangen die neue Behandlung mit ihnen an," tröstete ihn seine Mutter.

„Sehr wohl", sagte Karl, „dann gehe ich, sie haben jetzt keine Jungen und werden euch nicht viel Mühe machen."

Ich dachte aber, es werde ihnen viel Mühe machen.

Am ersten Morgen nach Karls Abreise folgten Billy,

Bello, Dävy und ich dem Fräulein nach oben. Sie ließ uns alle in einer Reihe sitzen, daß wir die Vögel nicht stören möchten. Es gab viel für sie zu thun hier. Erst mußten sie gebadet werden. Das geschah jeden Morgen zur gleichen Stunde. Sie füllte die kleinen weißen Gefäße mit Wasser und setzte sich dann bei uns auf einen Stuhl. Bello, Billy und Dävy sprangen auf ihren Schoß, und ich stand neben ihr. Es war ganz ergötzlich, die Vögel zu beobachten. Sie hielten ihre Köpfchen erst auf die Seite und betrachteten ihre Bäder, und dann uns. Sie wußten, daß wir fremd waren. Endlich als wir alle still blieben, gingen sie ins Wasser und ergötzten sich, indem sie mit ihren Flügeln schlugen und das Wasser umher spritzten und sich so schön wuschen. Dann flogen sie auf ihre Stäbe und sonnten sich. Dabei schüttelten sie sich und pflückten sich an den Federn. Fräulein Laura reinigte jeden Käfig und gab denn jedem etwas Raps- und Vogelsamen. Ich hörte Karl vor seiner Abreise zu ihr sagen, daß sie ihnen nicht zu viel Hanfsamen geben möchte, denn der mäste zu sehr. Er war sehr vorsichtig mit ihrem Futter. Im Sommer hatte ich oft gesehen, wie er ihnen schönes grünes Futter brachte: Pfefferkraut, Sellerie, zartes Kopfkraut, auch Obst, als: Pfirsiche, Äpfel, Birnen und Bananasfeigen. Jetzt im Winter hatte er Grünes für sie in Töpfen wachsen, die auf dem Fenstersims standen.

Außerdem gab er ihnen auch grobe Brotkrumen, Stückchen Zucker und andre Näschereien, woran sie picken konnten.

Fräulein Laura machte alles gerade so, wie er gesagt hatte; aber ich denke, sie sprach mehr zu den Tierchen,

wie er zu thun pflegte. Sie war sehr sorgsam mit ihrem Trinkwasser und wusch die kleinen Gläser für dasselbe sehr reinlich aus.

Nachdem das alles besorgt war, stellte Laura die Käfige in die Sonne und wandte sich den Goldfischen zu. Diese waren in großen Glasgloben, welche am Fenster standen. Sie nahm einen Schöpfer mit langem Stil und schöpfte die Fische aus einem in ein andres Gefäß mit Wasser. Dann reinigte sie den Behälter sorgfältig, füllte ihn mit reinem Wasser, that die Fische wieder hinein und streute Fischfutter auf das Wasser, welches die Tierchen gierig aufschnappten. Damit war ihre Arbeit für den Morgen gethan.

Sie ging nun für ein Weilchen, kam aber alle paar Stunden wieder, um zu sehen, wie es ihren Pflegebefohlnen ging. War es zu kühl, so ließ sie mehr Wärme herein, hielt das Zimmer aber auch nicht zu warm, daß die Vöglein nicht verweichlicht würden.

Bald lernten diese sie kennen, hüpften im Käfig herum, zirpten und sangen, wenn sie ihre Pflegerin kommen sahen. Sie fing dann an, einige von ihnen herunter zu bringen, für ein oder zwei Stunden sie aus den Käfigen zu lassen, und es war eine Freude, sie umher fliegen und hüpfen zu sehen, und wie sie einander jagten, Laura auf den Kopf flogen, oder in ihr Gesicht pickten, während sie da am Nähen saß und sie beobachtete. Sie waren gar nicht bange vor Billy und mir, und es war lieblich anzusehen, wie sie gegen Bello hinhüpften, der ihnen gegenüber so groß schien.

Ein Vöglein wurde während Karls Abwesenheit krank, und Fräulein Laura mußte ihm besondere Auf-

merksamkeit widmen. Sie gab ihm viel Hanfsamen, es zu mästen, und oft den hart gekochten Dotter vom Ei, legte einen Nagel in sein Trinkwasser, that einige Tropfen Weingeist in sein Bad, damit es sich nicht erkälten sollte, schüttete aber nach dem Bad das Wasser wieder aus, denn der Weingeist vergiftete dasselbe. Dann kam Ungeziefer an das Tierchen, und sie mußte um Rat an Karl schreiben. Er antwortete, sie müßte ein Säckchen mit Schwefel über das Schwinggehänge im Käfig befestigen, daß es bei seiner Bewegung den Schwefel herabstäube auf seine Federn. Dies kurierte den kleinen Sänger, so daß Karl bei seiner Heimkehr ihn gesund und rein fand.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft zu Hause fuhr Frau Montague vor und brachte einen umhüllten Käfig mit. Sie sagte, daß eine hitzige Magd beim Reinigen des Käfigs bös geworden sei über den Vogel, habe ihn geschlagen und ihm ein Bein gebrochen. Sie war sehr aufgebracht über des Mädchens Grausamkeit und hatte es fortgeschickt, und nun wünschte sie, daß Karl das Tierchen nehmen, pflegen und heilen möge, da sie nichts von solchen Sachen verstehe.

Karl war gerade aus der Schule gekommen. Er legte seine Bücher weg, nahm die Hülle von dem Käfig und sah hinein. Das arme kleine Tierchen saß in einer Ecke. Seine Augen waren halb geschlossen, das eine Beinchen hing lose da, und das Vöglein zirpte leise vor Schmerz. Karl interessierte sich sehr für den Patienten. Er ließ sich von Frau Montague helfen, und miteinander spalteten sie Zündhölzchen, rissen Zeug in Streifen und schindelten das Beinchen und umwickelten es. Dann that er es wieder in den Käfig, und es schien ruhiger

zu sein. „Ich denke", sagte er zu Frau Montague, „so wird's gehen; aber wäre es nicht besser, ihn einige Tage hier zu lassen?" Sie war gern damit zufrieden, sagte Karl noch, daß das Tierchen „Dick" heiße, und fuhr dann heim. Am nächsten Morgen, beim Frühstück, hörte ich Karl seiner Mutter erzählen, wie er, sobald er aufgewacht, aus dem Bett gesprungen sei, um zu sehen, was der Vogel mache? Während der Nacht hatte der arme thörichte Dick den Verband abgepickt, und das Bein war so schlimm wie vorher. „Ich werde eine wundärztliche Operation mit ihm vornehmen müssen!" sagte Karl.

Ich wußte nicht, was er meinte, aber ich beobachtete ihn scharf, als er nach dem Morgenessen den Käfig ins Zimmer seiner Mutter brachte. Sie hielt den Vogel, während er mit einer scharfen Schere gerade oberhalb des Bruches das Bein abschnitt. Dann that er ein wenig Vaseline an die Wunde, verband sie und ließ Dick unter der Aufsicht seiner Mutter. Frau Morris gab bei ihrer Näharbeit den ganzen Vormittag acht auf ihn, daß er den Verband nicht abpicken möchte. Als Karl heimkam, war Dick soviel besser, daß er sich auf das Stäbchen gemacht hatte und munter am Fressen war. „Armer Dick", sagte Karl, „Bein und Stumpf!" Dick zirpte einigemal schwach: „Bein und Stumpf!"

„Ei!" brach Karl in Lachen aus, „er versucht's auch zu sagen."

Dick schien fröhlich genug, aber es war doch nicht nett, ihn so herum hüpfen zu sehen und sich gegen die Drähte des Käfigs zu lehnen, daß er nicht umfiel. Als Frau Montague am nächsten Tage kam, vermochte sie seinen Anblick nicht zu ertragen. Mit Wehmut rief sie

aus: „Ich kann das verkrüppelte Tier nicht mit heimnehmen!“

Wie verschieden, mußte ich denken, ist sie von Fräulein Laura, die irgend ein Tier desto mehr liebt, wenn es irgend ein Gebrechen an sich hat. „Was soll ich thun?“ überlegte Frau Montague. „Ich werde meinen kleinen Vogel sehr vermissen; werde mir wohl einen andren kaufen müssen. Karl, willst du mir einen verkaufen?“

„Ich will Ihnen einen schenken, Madame“, rief Karl eifrig aus, „ich möchte das gern thun.“

Es gefiel Frau Morris sehr, Karl das sagen zu hören. Sie fürchtete manchmal, daß er aus Geldliebe selbstsüchtig werden möchte.

Frau Montague war sehr gütig gegen die Morrisfamilie, und Karl schien sich sehr zu freuen, daß er ihr auch einen Gefallen thun konnte. Er führte sie in sein Zimmer, damit sie selbst sich den Vogel auswählen möchte, der ihr am besten gefiel. Sie nahm einen schönen gelben, der Barry hieß. Er war ein guter Sänger und ein besonderer Liebling Karls. Er that ihn in den Käfig, wickelte diesen gut ein, denn es war ein kalter Tag, und trug ihn hinaus zum Schlitten der Dame. Diese fuhr mit einem freundlichen Lächeln weg, und Karl lief die Treppe hinauf und gab seiner Mutter einen herzlichen Kuß: „'s ist alles recht, Mutter! Ich habe ihn ihr gern gegeben.“

„Aber du wolltest diesen verkaufen?“ fragte sie.

„Frau Smith hatte gesagt, sie würde ihn nach ihrer Rückkehr von Boston nehmen; aber sie mag andren Sinnes werden und sich dort einen kaufen.“

„Wieviel würdest du für ihn gefordert haben?"

„Nun ich würde Barry nicht für weniger als zehn Dollar, ja, noch lieber ihn ga. nicht verkauft haben", sagte er und lief dann fort in den Stall.

Frau Morris streichelte mich in gedankenvoller Weise, als ich an ihr hinstrich. Dann stand sie auf, ging zu ihrem Mann und erzählte ihm, was Karl gethan hatte. Herr Morris freute sich sehr darüber. Als sie ihm jedoch vorschlug, dem Knaben einen Ersatz zu geben, sagte er: „Das möchte ich lieber nicht thun. Ein Kind zu einem guten Werk ermutigen und es dann dafür belohnen, ist nicht immer ein guter Plan." Karl blieb jedoch nicht unbelohnt. An demselben Abend brachte der Kutscher der Frau Montague ein Briefchen an Herrn Karl Morris, das dieser der Familie laut vorlas: „Mein lieber Karl! Ich bin entzückt über meinen kleinen Vogel, und er hat mir eins der Geheimnisse deines Zimmers zugeflüstert: Du hättest sehr gern fünfzehn Dollar, um etwas kaufen zu können, und ich bin gewiß, Du wirst nicht beleidigt werden, wenn eine alte Freundin Dir die Mittel bietet, daß Du dies Etwas anschaffen kannst. Ada Montague."

„Gerade was ich wollte", rief Karl freudig aus, „zu einem stehenden Becken für meine Goldfische. Hab's mir schon lange gewünscht; halten sich nicht gut in Glasgloben; aber wie in der Welt hat sie das erfahren? Ich habe nie jemand etwas davon gesagt."

Frau Morris lächelte: „Barry muß es ihr gesagt haben." Damit nahm sie das Geld von Karl zum Aufheben in Empfang.

Frau Montague gewann ihr Vöglein sehr lieb. Sie hielt es in ihrer eignen Pflege, und ich hörte sie Frau

Morris wunderbare Dinge von dem Tierchen erzählen — Dinge, die ich nicht für wahr halten könnte, wenn ich nicht wüßte, wie verständig unvernünftige Wesen bei gütiger Behandlung werden können. Sie that ihn nur nachts in seinen Käfig, und wenn sie zur Bettzeit nach ihm suchte, so versteckte er sich. Sie suchte ein Weilchen, setzte sich hin, und darauf kam er aus seinem Versteck und zirpte listig, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie sagte, er scheine Freude daran zu haben, sie zu necken. Als er einmal bei ihr im Besuchszimmer war, wurde sie an den Fernsprecher gerufen, um mit jemand zu reden. Als sie zurück kam, hatte ein Dienstmädchen die Thür zum Vorbau offen gelassen. Die Bäume davor waren voll von gelben Vögeln, und sie war besorgt, daß Barry sich unter sie gemischt hätte. Sie sah nach ihm, konnte ihn jedoch nicht entdecken. Da er wohl doch das Zimmer nicht verlassen hatte, stieg sie auf einen Stuhl, um zu sehen, ob er nicht etwa hinter irgend einem Bilde oder hinter Nippsachen sich versteckt hätte; aber sie fand keinen Barry. Müde sank sie auf das Sofa. Da hörte sie auf einmal ein listiges Zirpen und sah den kleinen Schelm auf einer Sprosse des Stuhles, den sie umhergetragen hatte. Da war er die ganze Zeit gewesen. Sie war so froh, daß sie es vergaß, ihn auszuschelten.

Es wurde ihm nicht gestattet, beim Essen im Speisezimmer herum zu fliegen, und die Magd jagte ihn vor dem Tischdecken hinaus. Dies verdroß ihn immer, und er setzte sich auf das Treppengeländer und wartete auf Gelegenheit, und sobald die Thür einen Augenblick offen war, schlüpfte er hinein. Eines Abends vor dem Thee that er das. Ein Schokoladenkuchen war auf dem Brett.

Er besah denselben so lange, bis er anfing daran zu picken. Aber Frau Montague bemerkte es und jagte ihn hinaus in die Vorhalle. Während die Familie, Herr und Frau Montague und Karl, aßen, flog Barry wieder herein, und die Dame befahl Karl, ihn hinaus zu jagen; aber Herr Montague sagte: „Warte, er sieht nach etwas.“ Er war auf dem Brett, spähte in jedes Gefäß und versuchte die Deckel aufzuheben. „Er sucht nach dem Schokoladenkuchen. Hier, Karl“, sagte Frau Montague, indem sie ein Stückchen abschnitt, „lege dies auf die Treppe für ihn.“ Barry flog Karl nach und fraß es.

Den kleinen einbeinigen Dick verkaufte Karl Morris nicht. Er wurde ein Schoßkind der Familie. Sein Käfig hing im Besuchszimmer. Hier hörte man seinen fröhlichen Gesang vom Morgen bis zum Abend, als ob ihm nichts fehlte. Sie pflegten ihn sorgfältig und schützten ihn vor Hitze und Kälte. Wer an ihm vorbeiging, gab ihm ein freundlich Wort. Sang er zu laut, so hing man einen kleinen Spiegel an seinen Käfig, daß er sich selbst besehen konnte. Dies that er oft stundenlang, denn er liebte den Spiegel sehr.

Zwölftes Kapitel.

Malta, die Katze.

Als ich die Morriskatze zum erstenmal recht sah, dachte ich, sie sei das sonderbarste Tier, das ich je gesehen. Sie war dunkelgrau, ganz wie eine Maus. Ihre Augen waren gelblichgrün, und die ersten Tage sah sie mich sehr unfreundlich an. Dann aber verlor sich ihre üble Laune, und wir wurden sehr gute Freunde. Sie war eine schöne Katze und so sanft und freundschaftlich, daß die ganze Familie sie liebte. Sie mochte drei Jahre alt sein und war von den Seeleuten auf einem Schiff aus einem fernen Lande mitgebracht worden. Man nannte sie Malta, und sie war eine sogenannte Malteserkatze.

Ich habe viele Katzen gesehen, aber nie eine so gutmütige wie Malta. Sie hatte einmal Junge, welche alle starben. Dies brach ihr fast das Herz. Sie jammerte im ganzen Hause herum, daß es traurig anzuhören war. Dann lief sie fort in den Wald und brachte ein kleines Eichhörnchen in ihrem Maul, legte, es in ihr Nest und säugte es, bis es groß genug war,

von ihr fortzulaufen. Sie war eine sehr kluge Katze, und kam auf jeden Ruf. Fräulein Laura pflegte ein kleines silbernes Pfeifchen bei sich zu führen, auf dem sie pfiff, wenn sie eins ihrer Lieblingstiere haben wollte. Es war eine schrille Pfeife, und wir konnten sie weit hören. Ich habe gesehen, wie sie an der Hinterthür stand und nach Malta pfiff, und wie das schöne Tier sich dann auf irgend einem hohen Gegenstande zeigte, denn sie konnte gut klettern, und mit einem kurzen, spaßigen „Miau, Miau!" herbeikam. Fräulein Laura streichelte sie dann, oder gab ihr etwas zu fressen, und trug sie auf der Schulter im Garten herum. Wollte sie nicht von Malta im Gesicht geleckt sein, dann mußte sie es doch an ihrem Haar geschehen lassen. Sie hatte eine kleine, rauhe Zunge, lag manchmal beim Feuer und leckte, um ihre Freundschaft zu zeigen, Billy und mich.

Die Köchin Maria liebte Katzen sehr und sie suchte Malta soviel wie möglich bei sich drunten in der Küche zu halten; aber Malta blieb nicht, sobald sie oben im Hause Musik hörte. Die Schoßtiere der Familie liebten alle Musik. Sobald als Fräulein Laura sich ans Klavier setzte, um zu singen oder zu spielen, kamen wir von allen Seiten des Hauses: Malta bettelte, hinauf gelassen zu werden; Dävy trippelte durch die Vorhalle, und Bello eilte ihr nach. War ich draußen, so lief ich ins Haus, und Jim sprang auf eine Kiste und sah durchs Fenster.

Dävys Platz war auf des Fräuleins Schulter, und ihre fleischfarbige Nase steckte die Ratte in Lauras Locken. Ich saß neben Bello und Malta unter dem Klavier,

und wir regten uns nicht, bis die Musik aufhörte. Dann gingen wir stille fort.

Malta war ohne Zweifel eine schöne Katze. Solange ich bei Jenkins war, betrachtete ich Katzen als Ungeziefer, wie Ratten, und jagte sie, wo ich konnte. Frau Jenkins hatte eine Katze, ein mageres, langbeiniges gelbes Tier, das weglief, wenn wir es anblickten.

Malta war so gut behandelt worden, daß sie vor niemand weglief, außer vor fremden Hunden. Sie wußte, daß die sie wohl mißhandeln möchten. Kamen sie plötzlich über sie, so stellte sie sich zum Kampf und war auch geschickt dazu, wenn es sein mußte. Ich sah einmal zu, als sie mit einem großen Bullenbeißer, der einem Nachbar gehörte, einen Streit hatte und es ihm tüchtig gab, wie's ihm gehörte. Ich war im Besuchszimmer und konnte nicht heraus, weil jemand die Thür geschlossen hatte. Da beobachtete ich Malta, wie sie ihren Weg sorgsam über die schmutzige Straße suchte. Sie war eine sanfte, hübsche und liebenswürdige Katze. Aber sie sah nicht so aus, als der gewaltige Hund aus einem Seitengäßchen nach ihr sprang. Sie that einen Satz zurück, und ihre Augen sprühten wie die eines kleinen Tigers. Sie sträubte ihr Haar, bis ihr Schwanz ungeheuer dick schien; und sie blies, spie und knurrte, als ob sie sagen wollte: „Rühr' mich an, und ich reiße dich in Stücke."

Aber der Hund, so groß er war, wagte sie nicht anzurühren, sondern ging scheu um sie herum, wie ein großer Elefant. Sie aber wandte ihren Körper, wie er sich drehte, und blieb dabei, schrecklich zu blasen und zu speien. Plötzlich sah ich einen Spitzhund eilig die Straße

herunter kommen. Er wollte dem Bullenbeißer helfen, und dann — o weh, Malta! Ich hatte gebellt, aber es war niemand gekommen, mich heraus zu lassen, darum sprang ich durchs Fenster.

Aber nun kam's auf einmal anders: Malta hatte den zweiten Hund kommen sehen und wußte, daß sie ihren großen Gegner los sein müsse. Mit einem schnellen, geschickten Sprung schwang sie sich auf seinen Rücken und begrub ihre scharfen Klauen tief in sein Fleisch, daß er heulte, seinen Schwanz zwischen die Beine nahm und davonrannte. Malta ritt eine kleine Strecke auf ihm; dann sprang sie ab und lief durchs Gäßchen nach dem Stall.

Ich war sehr zornig und wollte den Zorn an jemand auslassen; darum fiel ich den Spitzhund an. Der war eine verdrießliche, listige Kreatur, nicht freundlich gegen mich oder Jim gesinnt, und hätte gern Gelegenheit gehabt, Malta umbringen zu helfen.

Ich gab's ihm wie er's noch nie bekommen hatte. Will kaum glauben, daß es recht von mir war, denn Fräulein Laura sagt, Hunde sollten niemals fechten; aber er hatte schon früher Malta verfolgt, und das war nicht recht, denn sie gehörte zu unsrer Familie. Jim und ich thaten niemals seiner Katze etwas. Ich hätte ihm schon lange gern eins versetzt, und jetzt fühlte ich nach seinem Hals durch seinen dicken Pelz und riß ihn auf der Straße herum. Dann ließ ich ihn los und er war danach immer ein wohlerzogener Hund.

Malta war sehr dankbar und leckte die kleine Wunde, die der Spitz mir gebissen hatte. Ich wurde nicht wegen des zerbrochenen Fensters ausgezankt. Maria hatte mich

durchs Küchenfenster gesehen und erzählte meiner Herrin, daß ich Malta zu Hilfe geeilt wäre.

Unsre Malta war sehr klug. Sie wußte wohl, daß sie Bello und den Kanarienvögeln nichts thun dürfe, darum versuchte sie's auch nie, selbst wenn sie allein mit ihnen im Zimmer gelassen wurde, sie zu fangen. Ich habe sie in der Sonne liegen und blinzeln und mit Vergnügen auf Dicks Gesang horchen sehen. Unsre junge Dame hatte Malta gelehrt, sogar den Vögeln draußen nichts zu thun.

Sie hatte lange versucht, es Malta einzuprägen, daß es grausam sei, die kleinen Sperlinge, die um die Thür hüpften, zu fangen, und gerade nach meiner Ankunft war es ihr gelungen. Die Katze war so anhänglich an ihre junge Herrin, daß, wenn sie einen Vogel fing, sie ihn allemal brachte und zu Lauras Füßen legte. Diese hob dann das tote Tierchen auf, bemitleidete es und schalt Malta, bis sie in eine Ecke kroch. Dann legte das Fräulein das tote Tierchen etwa auf den Ast eines Baumes, und Malta paßte ihr aus der Ecke genau auf.

Eines Tages sah Laura durchs Fenster in den Garten. Malta lag auf dem Fußboden des Vorbaues und spähte nach den Sperlingen, wie sie Krümchen von der Erde aufpickten. Sie bebte und erhob sich halb jede paar Minuten, als ob sie dran wollte; hielt sich aber mühsam zurück. Nun kam eine Nachbarkatze am Zaun hergeschlichen. Sie hielt ein Auge auf die Vögel, das andre auf Malta gerichtet; diese aber wurde zornig, sprang auf und jagte den Schleichdieb fort. Dann kam sie wieder auf den Vorbau und wartete, daß die Sperlinge zurück kämen, versuchte aber nicht einmal, einen zu fangen.

Das gefiel Fräulein Laura sehr. Sie ging an die Thür und sprach leise: „Komm her, Malta!“ Das Tier erhob seinen Schwanz, miaute leise und folgte Laura ins Haus. Diese nahm Malta in die Arme und ging in die Küche. Hier bat sie die Magd um eine Untertasse voll der süßesten Milch für die „beste Katze in den Vereinigten Staaten von Amerika“.

Malta wurde für ihr Betragen sehr gepriesen, und ich habe danach nie gesehen, daß sie einen Vogel gefangen hätte. Sie wurde gut gefüttert im Hause und brauchte kein harmloses Vögelchen zu belästigen. Sie liebte auch ihr Heim und lief nie weit weg, wie Jim und ich thaten.

Als Willy einmal einige Wochen auf Besuch zu einem weit entfernt wohnenden Freunde ging, da bettelte er, daß er Malta mitnehmen dürfe. Seine Mutter sagte ihm, Katzen gingen nicht gern vom Heim; aber er meinte, er wolle gut für sie sorgen, und bat so dringend, daß Frau Morris es endlich zuließ.

Willy war kaum einige Tage fort, da schrieb er schon nach Hause, daß Malta fortgelaufen sei. Sie hätte sehr unzufrieden geschienen und immer gethan, als ob sie fort wollte, trotzdem, daß er sie stets bei sich behalten hätte.

Als der Brief Herrn Morris vorgelesen wurde, da sagte er: „Malta ist auf dem Heimwege, Katzen sind sehr scharfsinnig, ihre Heimat wiederzufinden; aber sie wird sehr müde sein. Wir wollen sie suchen.“

Willy war in einer Kutsche weggefahren. Herr Morris fuhr in einem kleinen Gefährt und nahm Fräulein Laura und mich mit. Wir fuhren langsam, und dann und wann gebrauchte Laura ihr Pfeifchen und

rief: „Malta, Malta!“ und ich bellte so laut ich konnte. Wir fuhren einige Stunden, hielten dann an einem Hause Mittagspause und fuhren danach wieder weiter durch einen dichten Wald, wo der Weg ziemlich gerade war. Auf einmal sah ich ein dunkles Wesen von fern, gerade auf uns zu traben: es war Malta. Ich bellte freudig, aber sie kannte mich nicht, sondern sprang ins Gebüsch. Ich folgte ihr bellend und lockend nach, und Fräulein Laura pfiff so laut sie konnte. Bald sahen wir einen kleinen grauen Kopf sich im Gebüsch erheben, und Malta hüpfte heraus, sah uns verwundert an und sprang dann in den Wagen und auf Lauras Schoß.

Wie glücklich das Tierchen war! Sie schnurrte vor Freude und leckte Lauras Handschuhe wiederholt; dann fraß sie von dem mitgebrachten Futter und schlief fest ein. Sie war sehr mager geworden und schlief für die ersten Tage viel.

Malta liebte die Hunde nicht, aber den Katzen war sie sehr gut. Eines Tages, als niemand bei der Hand und es im Garten auch ganz still war, da sah ich, wie sie sich in den Stall schlich und dann wieder herauskam, gefolgt von einer mageren Katze mit wehen Augen. Das Tier war zurückgelassen worden von Leuten, die in der nächsten Straße gewohnt hatten.

Malta führte diese Katze an ihr Beet von Katzenminze und beobachtete sie zärtlich, wie sie sich darin wälzte. Dann that sie das auch und sie liefen miteinander in den Stall.

Katzenminze ist ein diesen Tieren beliebtes Kräutchen, und Fräulein Laura zog es für Malta. Die kranke Katze hatte lange ihr Heim im Stall. Malta brachte

ihr jeden Tag etwas zu fressen. Nach einer Weile bemerkte Laura sie und that alles für sie, und nachdem sie gesund und in gutem Stande war, brachte sie dieselbe zu einer kränklichen Dame, wo sie eine gute Heimat hatte.

Verlassene Katzen zu füttern, war bei der Morrisfamilie nichts Neues. Manchen Sommer hatten sie, wie Madame Morris sagte, wohl ein Dutzend zu füttern. Sorglose und harte Leute gingen im Sommer weg, schlossen ihr Haus zu und sorgten nicht für die arme Katze, die den ganzen Winter bequem beim Feuer gesessen hatte. Endlich ließ die gutmütige Frau in die Fairport-Zeitung setzen, daß Leute, die für den Sommer wegzögen, doch während ihrer Abwesenheit auch für ihre Katzen sorgen möchten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Anfang eines Abenteuers.

Im ersten Winter bei Morris hatte ich ein Abenteuer. Es war die Woche vor Weihnachten, und das Wetter war kalt und frostig. Es war noch nicht viel Schnee da, aber gute Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen, und die Knaben gingen mit ihren Schlittschuhen täglich nach einem kleinen See, nahe bei Fairport. Jim und ich gingen oft mit ihnen und hatten viel Vergnügen, wenn wir auf dem Eis hinter ihnen her laufen und auch manchmal ausglitschen konnten.

An diesem Samstag-Abend waren wir eben heimgekommen. Es war draußen ganz dunkel, und ein kalter Wind wehte, darum war es sehr einladend, als wir die Vorderthür hereinkamen und sahen das rote Licht vom großen Ofen in der Vorhalle, und das lodernde Feuer im Besuchszimmer.

Mir war es sehr leid um Jim, daß er in seine Hütte gehen mußte; aber ihm lag nichts daran. Die Jungens brachten einen Teller voll warmes Fleisch und

eine Schüssel Milch für ihn hinaus, und danach ging er schlafen. Seine Hütte war komfortabel. Als ein Jagdhund war er kein sehr großer Hund, aber sein Haus war so groß wie für einen Bullenbeißer. Er sagte mir, Herr Morris und die Knaben hätten es gemacht, und er liebte es, weil es so geräumig war, daß er in der Nacht aufstehen und sich strecken konnte, wenn er in einer Lage müde war.

Es war etwas erhaben über dem Grund und der Boden war dick mit Stroh bedeckt. Oben war ein breites Seitenbrett, das mit einem Kutschenpelz bedeckt war, so daß er in kaltem Wetter warm liegen konnte.

Doch um wieder auf diesen Dezemberabend zurück zu kommen. Ich habe noch nicht vergessen, wie hungrig ich war. Kaum konnte ich still liegen, bis Fräulein Laura Thee bereitet hatte. Frau Morris wußte, daß ihre Knaben hungrig waren, darum mußte Maria Fleisch und Kartoffeln für sie braten; und — dufteten die aber köstlich!

Die hungrigen Knaben aßen alles auf; indessen hätte ich doch nichts bekommen, wenn auch etwas übrig geblieben wäre. Unsre gute Hausmutter konnte es nicht erschwingen, den Hunden gutes Fleisch zu geben, das sie für ihre Kinder gekauft hatte; darum ließ sie sich vom Metzger Leber, Knochen und zähes Fleisch geben. Dieses kochte Maria, machte Suppe und Brühe davon und mischte Brei damit.

Wir bekamen nie dreimal des Tages Fleisch. Fräulein Laura meinte, Jagdhunde möchten wohl mit Fleisch versorgt werden, aber Haushunde würden krank, wenn sie zu stark gefüttert würden. Darum bekamen wir nur

einmal am Tage Fleisch, Brot und Milch, Brei oder Hundezwieback für unsre andren Mahlzeiten.

Ich machte beim Fressen großen Lärm. Seit Jenkins meine Ohren abgehauen hatte, atmete ich schwer. Die Ohrlappen hatten das innere Ohr vor Wind und Staub geschützt; seit sie weg waren, füllten sich meine Ohren immer an, und im kalten Wetter war es schlimmer: manchmal atmete ich so schwer, daß ich zu ersticken schien. Hätte ich durch mein Maul geatmet, wie ich das bei manchen Menschen gesehen habe, so wäre es mir leichter gewesen, aber Hunde atmen immer durch die Nase.

„Du hast dich noch mehr erkältet", sagte Laura diesen Abend, als sie mein Futter dahin stellte. „Friß und dann komm und sitze bei mir am Feuer. Wie? Du willst noch mehr?"

Ich bellte nämlich leise, da füllte sie meinen Teller nochmals. Sie erlaubte nie jemand, uns beim Fressen zu necken. Einmal fand sie Willy dabei, wie er that, als ob er mir einen Knochen nehmen wollte, an dem ich nagte. „Willy", sagte sie, „was würdest du thun, wenn du dich eben recht hungrig an den Tisch setztest und dein Fleisch und deine Kartoffeln zu essen anfingst und jemand dir den Teller entreißen wollte?"

„Ich weiß nicht, was ich thun würde", sagte er lachend; „aber ich würde den Wunsch haben, ihn durchzuhauen."

„Nun", lächelte sie, „ich bin besorgt, daß Sepp dich einmal durchhauen möchte, wenn du ihn beim Fressen unterbrichst; denn sogar ein gutmütiger Hund wird nach jemand schnappen, der ihn beim Fressen stört. Darum stelle seine Geduld nicht zu sehr auf die Probe."

Willy neckte mich nachdem nie mehr, und ich war froh, denn ich war schon zwei- oder dreimal versucht worden, nach ihm zu beißen.

Nach dem Essen folgte ich Laura nach oben. Sie nahm ein Buch und setzte sich auf ihren niedrigen Stuhl, und ich legte mich auf den Fußteppich beim Herde.

„Weißt du auch, Sepp", sagte sie lächelnd zu mir, „warum du mit deinen Pfoten kratzest, ehe du schlafen gehst, und dir so eine Höhlung machst und dich auch manchmal herumdrehst, ehe du dich hinlegst?"

Ich wußte das freilich nicht und starrte sie nur an.

„Vor vielen Jahren", sagte sie mich ansehend, „waren keine Hunde in menschlichen Wohnungen, wie du bist. Es gab nur wilde Hunde, die in den Wäldern umher liefen. Dort scharrten sie im Laub, sich ein bequemes Bett zu machen, und die Gewohnheit hast du, Sepp, von ihnen geerbt, denn du stammst von ihnen ab."

Dies klang mir sehr interessant, und ich dachte, sie würde mir noch etwas mehr von meinen wilden Vorfahren erzählen; aber jetzt kamen die übrigen von der Familie gerade herein.

Dies schien mir immer die schönste Stunde zu sein, wenn die ganze Familie um das Feuer saß: Frau Morris mit ihrer Näharbeit, die Knaben mit Lesen und Studieren beschäftigt, Herr Morris in sein Blatt vertieft, und Billy und ich zu ihren Füßen.

Ich war diesen Abend sehr schläfrig und wäre fast eingeschlafen, wenn Ned mich nicht mit dem Fuß angestoßen hätte. Er neckte gern und freute sich, wenn er mich zu einer Thorheit reizen konnte. Ich wollte mein Auge aufs Feuer gerichtet halten, aber ich konnte nicht,

sondern mußte nach ihm sehen. Er hielt sein Buch zwischen sich und seiner Mutter, und seinen Kopf zurückgeworfen, that er seinen Mund weit auf, als ob er heulen wollte. Ich konnte mich durchaus nicht enthalten, sondern heulte laut. Frau Morris blickte auf und sagte: „Böser Sepp, bleib' still!"

Die Knaben lachten alle hinter ihren Büchern, denn sie wußten, was Ned that. Er fing sogleich noch einmal an, und ich wollte wieder heulen und wäre dann von meiner Herrin hinaus gejagt worden. Aber in dem Augenblick öffnete sich die Thür und ein junges Mädchen, namens Bessie Drury, kam herein.

Sie hatte eine Kappe auf und einen Shawl um ihre Schultern geworfen. So war sie gerade über die Straße von ihres Vaters Haus herüber gelaufen. „Oh, Frau Morris", sagte sie, „wollen Sie Laura hinüber kommen und heute nacht bei mir bleiben lassen? Mama hat eben eine Depesche von Bangor bekommen, daß ihre Tante, Frau Lole, sehr krank ist und sie dort haben möchte; und Papa will sie mit dem Abendzug hinbegleiten, und sie fürchtet mich allein zu lassen."

„Kannst du nicht hier bei uns über Nacht bleiben?" fragte Frau Morris.

„Nein, ich denke, Mama möchte mich lieber in unsrem Hause haben."

„Sehr wohl!" gab Frau Morris zu, „ich denke, Laura wird gern gehen."

„Ja", lächelte Laura ihrer Freundin zu, „ich werde in einer halben Stunde drüben sein."

„Danke sehr!" sagte Bessie und eilte hinweg.

Als sie fort war, blickte Herr Moris auf von seinem

Blatt: „Wird auch jemand außer diesen beiden Mädchen im Hause sein?“

„O ja“, sagte Frau Morris, „Bessies Mutter hat ihre alte Pflegerin seit zwanzig Jahren bei sich; dann sind noch zwei Mägde da und der Kutscher Donald, der oben im Stall schläft. So sind sie wohl beschützt.“

„Gut!“ sagte Herr Morris und vertiefte sich wieder in sein Blatt.

Stumme Tiere verstehen nicht alles, was sie hören; aber ich denke, die Menschen würden staunen, wenn sie wüßten, wieviel die Haustiere durch die Mienen und Stimmen der Menschen wahrnehmen. Ich wußte, daß Herr Morris seine Tochter nicht gern nach Drurys gehen ließ, wo Herr und Frau fort waren, darum entschloß ich mich, Fräulein Laura zu begleiten.

Als sie mit ihrer Handtasche am Arm herunter kam, stand ich auf und stellte mich neben sie. „Lieber alter Sepp“, sagte sie, „du darfst nicht mit.“ Aber ich drückte mich durch die Thür, während sie alle küßte.

„Geh' zurück, Sepp!“ sagte sie entschieden.

Ich mußte dann zurück stehen, aber ich winselte und bettelte, daß sie mich erstaunt ansah. „Ich komme morgen früh wieder“, sagte sie sanft; „stell' dich nicht so an!“ Dann machte sie die Thür zu und ging.

Mir war so schrecklich zu Mute. Ich lief hin und her und ans Fenster und heulte, ohne Ned ansehen zu müssen. Frau Morris blickte über ihre Brille verwundert nach mir. „Knaben“, sagte sie, „habt ihr den Hund sich je so anstellen sehen?“

„Nein, Mutter“, antworteten sie alle. Und Herr Morris sah scharf nach mir. Er hatte mich immer mehr

beachtet als ein andres Tier im Hause, und ich war sehr anhänglich an ihn. Jetzt legte ich meine Pfoten auf seine Knie.

„Mutter", wandte er sich an seine Frau, „laß den Hund gehen."

„Wohl denn", sagte sie in verstörter Weise, „Jäck, gehe eben mit ihm hinüber und erzähle Frau Drury, wie es der Hund macht, und daß wir ihr dankbar wären, wenn sie ihn bei Laura bleiben lassen wollte."

Jäck sprang auf, ergriff seine Kappe und lief mit mir die Treppe hinab, über die Straße, durch das Thor und den Fußpfad hinauf, wo die kleinen Steine alle festgefroren waren.

Drurys wohnten in einem großen weißen Hause, das mit Bäumen umgeben war und hinten einen Garten hatte. Sie waren reiche Leute und bekamen viel Gesellschaft. Während des Sommers hatte ich oft Kutschen vor der Thür und Herren und Damen in eleganten Kleidern dort gesehen und feine Dinge gerochen, die sie aßen und tranken. Drurys hielten keine Hunde und andre Haustiere, und so hatten Jim und ich keine Veranlassung zu Besuchen bei ihnen.

Jäck und ich waren bald an der Hausthür, und er zog die Glocke und übergab mich der Magd, die öffnete. Sie hörte die Botschaft für Frau Drury an, ging hinauf und ich folgte ihr. Sie sah mich über die Schulter an und lächelte.

Auf dem oberen Gang stand ein Koffer, den eine ältliche Frau packte. Bei ihr war eine Dame, und als sie mich sah, erschrak sie und rief: „O Wärterin, sieh' den abscheulichen Hund da! Woher ist der gekommen? Jag' ihn hinaus, Susanne!"

Ich stand ganz still, und die Magd erstattete Bericht von Jäcks Botschaft.

„O gewiß, gewiß!“ rief die Dame. „Wenn es einer von den Morrishunden ist, dann wird er sich gut betragen. Bitte den Knaben, seiner Mutter zu danken, daß sie Laura herüberkommen ließ, und ihr zu sagen, daß wir mit Vergnügen den Hund hier behalten wollen. Nun, Wärterin, müssen wir eilen; denn die Droschke wird in fünf Minuten hier sein.“

Ich ging in das vordere Zimmer, und hier fand ich mein liebes Fräulein Laura, und ihre Freundin Bessie war bei ihr. Sie stopften allerlei in einen Mantelsack. Schnell sprangen sie beide hinaus, um zu erfahren, wie ich hierher gekommen sei; aber ein Herr kam hastig herauf und sagte, daß das Fuhrwerk gekommen wäre. Nun gab's ein großes, eiliges Durcheinander, aber in einigen Minuten war alles vorüber; die Droschke war abgefahren und das Haus war still.

„Ihr müßt müde sein, Wärterin, darum geht zu Bett“, sagte Fräulein Bessie zu der ältlichen Frau.

„Susanne, willst du uns Abendbrot ins Speisezimmer bringen? Was wäre dir gefällig, Laura?“

„Was würdest du wünschen?“ fragte Laura.

„Heiße Schokolade und Theekuchen.“

„Dann ist mir das auch angenehm!“

„Susanne, bring' auch etwas Kuchen“, bestellte Bessie, „und etwas für den Hund. Ich bin gewiß, daß ihm die Reste von dem Truthahn munden würden, den wir zu Mittag hatten.“

Hätte ich Ohren gehabt, so hätte ich sie gespitzt, denn ich war ganz gierig nach Geflügel, und in unsrem Hause

bekam ich nichts derartiges, außer etwa einen weggeworfenen Knochen.

O, wie wir uns bei dem Essen vergnügten! Die beiden Mädchen schlürften ihre Schokolade an dem großen Tisch und plauderten und lachten, und ich hatte das ganze Gerippe eines Truthahns auf einer Zeitung, die Susanne auf den Teppich gebreitet hatte. Ich war sehr sorgsam, nichts auf den Teppich kommen zu lassen, und Fräulein Bessie lachte, bis die Thränen ihr in die Augen kamen. „Der Hund ist ein vornehmer Herr", meinte sie. „Sieh' doch, wie er die Knochen auf dem Papier mit seinen Pfoten festhält und das Fleisch mit seinen Zähnen abnagt! O Sepp, Sepp! Du bist ein spaßiger Hund!"

„Sollten wir nicht zu Bett gehen?" fragte Laura, als die Uhr elf schlug.

„Ja, das sollten wir", gab Bessie zu; „aber wo soll das Tier schlafen?"

„Weiß nicht", erklärte Laura. „Zu Hause schläft er im Stall oder bei Jim in der Hundehütte."

„Wie wäre es", fragte Bessie, „wenn Susanne ihm ein hübsches Bett beim Kochofen machte?"

Dies geschah; aber ich wollte nicht da schlafen, sondern bellte so laut, daß sie mich mit Laura nach oben nehmen mußten. Diese war fast verdrießlich über mich; aber ich konnte nichts dafür. Ich war mitgekommen, sie zu beschützen, und ich wollte sie womöglich nicht verlassen.

Fräulein Bessie hatte ein schön ausstaffiertes Zimmer mit einem weichen Teppich auf dem Boden und hübschen Vorhängen an den Fenstern. Es waren zwei einschläfrige Bettstellen darin, und die zwei Mädchen rückten sie nahe zusammen, sodaß sie sich im Bett noch unterhalten konnten.

Ehe Fräulein Bessie das Licht löschte, bat sie ihre Freundin, nicht zu erschrecken, wenn sie in der Nacht jemand gehen hören sollte, denn die Wärterin schlief im Zimmer ihnen gegenüber und würde vielleicht ein- oder zweimal kommen und nachsehen, ob sie ruhig schliefen.

Die beiden Mädchen unterhielten sich noch lange. Ehe sie einschlief, vergab mir Fräulein Laura, indem sie mir ihre Hand zum Lecken herabreichte, wo ich auf einem Pelz an ihrer Bettseite lag.

Ich war sehr müde und hatte ein gutes, weiches Lager, darum schlief ich bald fest ein; aber ich wachte beim geringsten Geräusch auf. So oft sich Laura im Bett wandte und Bessie einmal im Schlaf lachte, oder wenn die Äste an den Bäumen vom Frost krachten, wachte ich schnell auf.

In der Vorhalle stand eine große Uhr. Jedesmal, wenn sie die Stunde schlug, weckte sie mich. Einmal sprang ich plötzlich auf, denn ich träumte von meinem ersten Heim: Jenkins war mit der Peitsche hinter mir her, und meine Beine zitterten und bebten, als ob ich von ihm weg zu laufen versuchte.

Ich stand auf und schüttelte mich und ging im Zimmer umher. Die Mädchen schliefen so sanft, daß man sie kaum atmen hörte. Ich ging zur Thür und schaute hinaus. Ein schwaches Licht brannte da. Das Zimmer der Wärterin stand offen. Ich schlich mich hin und sah hinein. Sie atmete schwer und murmelte im Schlaf.

Ich ging wieder zurück auf meinen Pelz und versuchte zu schlafen, aber es ging nicht. Es war eine solche Unruhe in mir, daß ich umherwandeln mußte.

McMaster University LIBRARY

Ich ging wieder auf den Gang und stellte mich ans obere Ende der Treppe. Ich wollte noch einmal die untere Vorhalle durchstreifen und dann mich wieder schlafen legen.

Die Fußteppiche in Drurys Haus waren alle wie Samt. Meine Fußtritte hörte man hier nicht wie auf dem Öltuch in Morris' Haus. Ich schlich die Treppe hinab wie eine Katze und im Gang herum, und schnüffelte und horchte unter jeder Thür. Es war hier unten kein Licht, aber wenn ein Fremder hier gewesen wäre, so hätte ich ihn gerochen.

Als ich an das hintere Ende des Ganges kam, erstaunte ich, einen Augenblick ein Licht unter einer Thür glimmen zu sehen. Aber es war gleich wieder weg. Es war die Thür zum Speisezimmer, wo sicherlich, nachdem wir alle schon lange Abendbrot gehabt, niemand etwas zu thun hatte. Ich that meine Spürnase daran: es roch stark nach Bettlern und Vagabunden — es roch nach Jenkins — es war Jenkins.

Vierzehntes Kapitel.

Wie wir den Einbrecher fingen.

Was wollte der Elende hier im Hause, wo mein Fräulein Laura weilte? Es war mir als sollte ich von Sinnen kommen. Ich kratzte an der Thür, knurrte, bellte, und sprang dagegen und daran in die Höhe, und obgleich ich jetzt schon ein schwerer Hund war, fühlte ich mich so leicht wie eine Feder.

Es schien mir, als ob ich toll werden müsse, wenn ich die Thür nicht aufmachen könnte. Jeden Augenblick horchte und roch ich unten an der Ritze. Es war ein hastiges Treiben inwendig, ein Stuhl schien umzufallen und jemand durch ein Fenster zu klettern. Dies reizte mich noch mehr. Ich bedachte gar nicht, daß ich nur ein mittelgroßer Hund war, und daß Jenkins mich vielleicht umbringen würde, wenn er mich erwischen könnte. Ich war so zornig, daß ich nur daran dachte, wie ich ihn fassen möchte.

Bei dem Lärm, den ich machte, gab's oben ein Geschrei und Hin- und Herlaufen. Ich rannte im Gang auf und ab und die Treppe halbwegs hinan und zurück.

Ich wünschte, daß Fräulein Laura nicht herabkommen möchte; aber wie konnte ich ihr das ausdrücken? Da stand sie in ihrem weißen Nachtkleid, lehnte sich über das Geländer und hielt ihr langes Haar zurück. Ihr bleiches Gesicht war ein Bild der Verwunderung und des Schreckens.

„Der Hund ist toll geworden!" schrie Fräulein Bessie; „Wärterin, schüttet einen Krug Wasser über ihn."

Die alte Frau war verständiger. Sie kam die Treppe herab, das Band ihrer Nachthaube flatterte, und die Decke, die sie mit vom Bett genommen, schleifte hinten drein. „'s sind Diebe im Hause!" schrie sie so laut sie konnte, „und der Hund hat sie entdeckt."

Sie ging aber nicht ans Speisezimmer, sondern öffnete die vordere Thür, und rief hinaus: „Polizei, Polizei, helft, helft, Diebe, Mörder!"

Wie die Frau schrie! Schlimmer als ich! Ich schoß an ihr vorbei durch die Vorhalle, den Pfad hinab zur Pforte, wo ich jemand laufen hörte. Ich bellte einigemal laut, um Jim zu rufen, und sprang über das Thor, wie der Mann vor mir gethan hatte.

Es war in der Nacht etwas Blutgieriges in mir. Der Geruch von Jenkins muß es gewesen sein. Ich hätte ihn in Stücke zerreißen mögen. Es war mir nie so grausam zu Mute. Ich jagte ihn, wie er mich und meine Mutter behandelt hatte, und ich freute mich, daß ich es konnte.

Der alte Jim kam mir zu Hilfe. Ich stieß ihn an mit meiner Nase, damit er meine Freude über sein Kommen merken möchte. Wir schossen dahin und erreichten den Elenden an der Ecke. Ich knurrte zornig,

sprang in die Höhe und biß ihm ins Bein. Er wandte sich, und obgleich es keine helle Nacht war, so konnte ich doch das häßliche Gesicht meines früheren Plagegeistes erkennen.

Als Jim und ich nach ihm beißen wollten, wurde er sehr zornig. Er raffte eine Handvoll Steine auf und warf nach uns; aber in dem Augenblick erschallte nicht weit von uns ein sonderbarer Pfiff und dann hinter uns noch so einer. Jenkins stieß einen eignen Laut von sich und wandte sich in ein Seitengäßchen in andrer Richtung, als die Pfiffe erschallt waren.

Ich fürchtete ihn entkommen zu sehen, und obgleich ich ihn nicht halten konnte, sprang ich doch an ihm hinauf und brachte ihn auch einmal zum Fallen. O wie wütend er war! Einmal schleuderte er mich gegen die Mauer und gab mir zwei oder drei harte Schläge mit einem Prügel, den er aufgehoben hatte, und warf nach mir mit Steinen.

Ich wollte nicht von ihm lassen, obgleich ich ihn kaum sehen konnte, weil mir das Blut über die Augen herablief. Der alte Jim wurde so böse, wenn Jenkins mich angriff, daß er von hinten kam und den Dieb in die Waden biß, damit er sich ihm zuwenden möchte.

Bald kam der Flüchtling an eine hohe Mauer, hielt an und versuchte hinauf zu klettern. Zum Darüberspringen war mir die Mauer zu hoch; Jenkins wollte uns entrinnen. Was sollte ich thun? Ich bellte so laut ich konnte, damit jemand kommen möchte, und dann that ich einen Sprung und faßte ihn so fest am Bein, daß ich mit ihm hinüber fiel; Jim blieb zurück. Jenkins fiel aufs Gesicht, raffte sich aber auf und fiel über mich her, und wäre nicht Hilfe gekommen, so würde er wohl

Zepp hält den Einbrecher.
Seite 104.

Please see p. 341.

mein Gehirn an der Mauer verspritzt haben, wie er es mit meinen armen Brüderchen am Stallpfosten gethan hatte. Aber man hörte eben laufen und zwei Männer kamen über die Mauer, wo Jim hin und her lief und bellte. Ich sah sogleich an ihrer Uniform und den Prügeln in ihrer Hand, daß sie Polizeidiener waren. Im Augenblick hatten sie Jenkins gefaßt, und er ergab sich jetzt, spie aber Feuer gegen mich, wie ein bissiger Hund. „Wenn der Köter nicht gewesen wäre, dann hättet ihr mich nicht bekommen. Und" — hierbei taumelte er zurück, fluchte mich an, und sprach: „und noch dazu ist's mein eigner Hund!"

„Desto größere Schande für Euch", sagte einer der Sicherheitswächter zu ihm, „was treibt Ihr in dieser Stunde der Nacht, daß Euer eigner Hund und der eines friedlichen Predigers Euch durch die Straßen jagen?"

Jenkins wollte ihm nichts sagen, sondern fluchte. In dem Augenblick wurde oben in dem Hause, das in dem Garten stand, ein Fenster aufgemacht, und jemand rief: „Heda, was gibt's dort?"

„Wir fangen einen Dieb", gab einer der Männer zurück, „wenigstens, denk' ich, versuchte er zu stehlen. Könnten Sie uns nicht einen Strick herabwerfen? Wir haben keine Handschellen hier und einer von uns muß mit ihm auf die Wache und der andre nach Washingtonstraße, wo eine Frau «Mörder!» schreit; bitte eilig, Herr, einen Strick, wenn's gefällig ist!"

Der Herr warf ein Seil herab, Jenkins' Hände waren schnell geknebelt und er wurde durchs Thor geführt, immer böse Worte murmelnd gegen den Polizeidiener, der ihn führte.

„Brave Hunde!“ pries uns der andre Polizeidiener, der nun die Straße hinauf eilte, wo wir ihm folgten. Als wir nahe an unser Haus kamen, sahen wir Lichter darin und Leute hin und her gehen. Das Rufen der Wärterin hatte die ganze Nachbarschaft alarmiert. Die jungen Morris waren alle auf der Straße, obwohl nur halb angekleidet und bebend vor Kälte; und Drurys Kutscher, ohne Hut und sein Haar strubbelig, lief mit der Laterne umher. In den Nachbarhäusern war Licht, und manche lagen in den Fenstern oder kamen an die Thüren und fragten einander, was es gebe?

Als der Polizist mit uns erschien, da versammelten sich die Leute um ihn, seinen Bericht zu hören. Jim und ich hatten uns auf den Boden gestreckt, schnauften so hart wir konnten, während uns das Wasser aus dem Maul lief. Wir hatten uns beide tüchtig abgearbeitet. Jims Rücken war blutig von den Steinen, die Jenkins nach ihm geworfen hatte, und ich war voll Schrammen und Wunden.

Wir wurden bald entdeckt, und welch ein Aufsehen wurde über uns gemacht. „Brave Hunde! tüchtige Hunde!“ sagte jedermann und streichelte und pries uns. Wir waren sehr stolz und froh, standen auf und wedelten mit den Schwänzen, wenigstens Jim that das, und ich wedelte mit soviel ich konnte. Dann entdeckte man, wie es mit uns stand. Frau Morris weinte, packte mich in ihre Arme und trug mich ins Haus, und Jäck folgte ihr mit Jim nach. Alle gingen ins Besuchszimmer, wo ein gutes Feuer brannte, bei dem die jungen Damen, Laura und Bessie, saßen. Sie sprangen auf, als sie uns sahen, wuschen da im besten Zimmer unsre Wunden, und ließen uns da beim Feuer lagern.

„Du hast uns das Silber erhalten, braver Sepp!“ sagte Fräulein Bessie; „warte nur, bis Papa und Mama heimkommen, und sieh', was die sagen werden.“

„Nun, Jäck, weißt du etwas Näheres?“ fragte Fräulein Bessie, als die Knaben herein kamen.

„Der Polizist hat die Wärterin ausgefragt und das Speisezimmer besehen, und ist hingegangen zu berichten; und wißt ihr, was er entdeckt hat?“ fragte Jäck ganz aufgeregt.

„Nein, was denn?“

„O, der Spitzbube wollte euer Haus niederbrennen.“

Das Mädchen schrie vor Schrecken: „Wie meinst du das?“

„Nach dem, was sie entdeckt haben, schließen sie, daß er seinen Sack mit Silber füllen und es forttragen wollte. Ehe er das that, wollte er Öl im Zimmer umher gießen und es anzünden, damit man nicht erfahren möchte, daß er euch beraubt.“

„Ach, da hätten wir ja alle verbrennen können!“ klagte Fräulein Bessie. „Das Speisezimmer hätte er ja nicht verbrennen können, ohne das ganze Haus den Flammen zu überliefern!“

„Gewiß nicht“, versicherte Jäck; „das zeigt, welch ein Spitzbube er ist.“

„Weiß man das gewiß? Bruder Jäck!“ fragte Fräulein Laura.

„Sie vermuten es; weil sie Flaschen mit Öl bei seinem Sack gefunden haben, den er für das Silber gebracht hatte.“

„Wie schauerlich! Du lieber, alter Sepp! Du hast vielleicht unser Leben erhalten!“ Und die hübsche Dame

Bessie küßte meinen häßlichen, geschwollenen Kopf. Ich konnte nichts thun, als ihre kleine Hand küssen; aber hernach dachte ich immer viel an sie.

Es sind jetzt schon einige Jahre seitdem verflossen, und ich möchte ebensowohl gleich alles erzählen, bis zum Ende. Am nächsten Tage kamen Drurys heim, und alles wurde aufgeklärt in betreff des Jenkins. Am Abend ihrer Abreise lungerte er am Bahnhof herum. Er wußte genau, wer im Hause war, denn er hatte ihnen früher Milch gebracht und wußte alles um die Familie. Er hatte jetzt keine Kunden; denn nachdem Herr Harry mich ihm entrissen hatte, und der Bericht über ihn im Blatt erschienen war, wollte niemand mehr Milch von ihm kaufen. Seine Frau war gestorben, und gütige Leute hatten seine Kinder ins Asyl gethan, und Toby und die Kühe hatte er verkaufen müssen. Anstatt sich dies zur Warnung dienen zu lassen und ein besseres Leben zu führen, sank er nur tiefer, und war zu jeder bösen That fähig und bereit. Als er daher Drurys mit dem Zug abreisen sah, dachte er einen Sack voll Silber zu stehlen, dann das Haus niederzubrennen und das Silber zu verstecken, für eine Zeitlang fort zu gehen und dann das Silber sonstwo zu verkaufen. Dies alles mußte er bekennen, und dann erhielt er zehn Jahre Gefängnisstrafe, und ich hoffe, daß er dort ein besserer Mensch wird und auch bleibt.

Ich war lange wund und steif, und eines Tages besuchte mich Madame Drury. Sie hatte Hunde nicht so gern wie die Morrisfamilie. Sie versuchte es wohl, freundlich gegen mich zu sein, doch wollte es ihr nicht glücken.

Hunde nehmen auch Lächerliches wahr, sowohl als die Menschen das können, und ich steckte meine Nase in den Pelz vor dem Feuer, daß sie nicht sehen sollte, wie ich über sie lächelte.

„Du — bist — ein — guter — Hund", sagte sie langsam. „Du bist" — weiter kam sie nicht, hatte sonst nichts mehr zu sagen. Ich stand auf und stellte mich vor sie, denn ein höflicher Hund sollte doch nicht liegen bleiben, wenn ihn eine Dame anredet. Ich wedelte meinen Körper ein wenig und würde auch gern etwas gesagt haben, wenn ich hätte können, um ihr weiter zu helfen, aber es ging nicht. Hätte sie mich gestreichelt, so hätte ihr das geholfen; aber sie wollte mich nicht anrühren, und ich wußte, daß sie auch nicht von mir berührt sein wollte, darum stand ich nur vor ihr und sah sie an.

„Frau Morris", sagte sie mit verlegenem Blick, „ich liebe Tiere nicht, und ich kann ihnen auch nichts vormachen, denn sie sehen es mir an; aber können Sie diesem Hunde nicht zu wissen thun, daß ich ihm für immer dankbar bin, weil er nicht nur unser Eigentum bewahrt, denn das ist eine Kleinigkeit, sondern auch meine teure Tochter vor Schrecken und Angst, und möglich auch vor Schaden und Verlust des Lebens geschützt hat?"

„Ich denke", sagte meine Herrin, „er weiß das, denn er ist sehr klug." Dann lächelte sie mit Freuden, rief mich zu sich und legte meine Pfoten auf ihre Knie:

„Siehe diese Dame an, Sepp! Sie freut sich über dich, daß du Jenkins aus ihrem Hause gejagt hast. Kennst du Jenkins?"

Ich bellte zornig, und hinkte nach dem Fenster zu.

„Wie verständig er ist!“ rief die Dame. „Mein Mann hat nach New York gesandt, einen wachsamen Hund kommen zu lassen. Er sagt, unser Haus soll nie mehr ohne einen solchen sein. Aber ich muß jetzt gehen. Ihr Hund ist glücklich, Frau Morris, und ich kann nichts für ihn thun, ausgenommen, daß ich seiner nicht vergessen will, und daß er manchmal hinüber kommen soll. Vielleicht thut er das, wenn unser Hund hier ist. Ich will unsrer Köchin sagen, daß sie ihm etwas zu fressen geben soll, so oft sie ihn sieht. Und dies“, damit reichte sie ein niedliches Kästchen dar, „ist ein kleines Andenken an jene schreckliche Nacht für Fräulein Laura. Ich bin Ihnen sehr verbunden und hoffe darum, daß Sie ihr erlauben werden, es zu behalten.“ Dann ging sie.

Als Fräulein Laura hereinkam, öffnete sie das Kästchen und fand einen Diamantring darin. Inwendig war eingraviert: „Laura zum Andenken an den 20. Dezember 18—. Von ihrer dankbaren Freundin Bessie.“ Der Diamant war Hunderte von Dollar wert, und meine Herrin sagte ihrer Tochter Laura, daß sie den Ring noch nicht tragen solle, da es sich für sie noch nicht schicke, weil sie noch so jung sei, und da Frau Drury es auch nicht von ihr erwarte. Die Dame wünschte ihr eben ein wertvolles Geschenk zu machen, und dies sei immer viel Geld wert.

Fünfzehntes Kapitel.

Unsre Reise nach Riverdale.

Jeden zweiten Sommer wurden die Morriskinder an irgend einen Ort im Lande geschickt, daß sie frische Luft bekommen und das Landleben kennen lernen sollten. Da ihrer so viele waren, gingen sie an verschiedene Plätze.

Den Sommer, nachdem ich hinkam, gingen Jäck und Karl zu einem Onkel in Vermont, Fräulein Laura reiste zu einem andren Onkel in New Hampshire; Ned und Willy wanderten zu einer ledigen Tante in den weißen Bergen. Herr und Frau Morris blieben zu Haus.

In Fairport war's im Sommer schön und es kamen viele Leute zum Besuch dahin. Die Kinder nahmen einige von ihren Lieblingstieren mit aufs Land und ließen die andren unter der Pflege ihrer Mutter. Letztere ließ nie ein Tier mitgehen, außer, wo sie wußte, daß man es gern hatte. „Laßt eure Lieblinge nicht andre Leute beschweren, sonst werden sie dieselben nicht gern haben, und euch auch nicht", sagte sie oft zu ihnen.

Fräulein Laura ging vor den andren weg, denn sie war im Frühjahr schwächlich geworden und sah blaß

und mager aus. Anfang Juni brachen wir auf. Ich sage „wir", denn seit dem Abenteuer mit Jenkins sagte Laura, daß ich immer bei ihr sein sollte. Wenn jemand sie einlud und wollte mich nicht haben, dann ging sie auch nicht. Die ganze Familie begleitete uns an den Bahnhof, um Abschied zu nehmen. Sie machten eine Kette an mein Halsband und nahmen zwei Billets für mich: eins wurde an mein Halsband gebunden und das andre nahm Laura in ihre Tasche. Dann wurde ich in einen Frachtwagen gebracht und in einer Ecke angekettet. Ich hörte Herrn Morris sagen, daß, da wir nicht weit reisten, sei kein Frachtschein nötig.

Am Bahnhofe war ein schreckliches Durcheinander und viel Lärm. Die Dampfpfeife erschallte und die Leute liefen auf der Plattform auf und ab. Einige Männer rollten so schnell Frachtgüter in meinen Wagen, daß ich dachte, es möchte etwas über mich fallen.

Fräulein Laura stand einige Minuten an der Thür; aber die Männer häuften die Frachtgüter so hoch, daß sie mich nicht mehr sehen konnte, darum ging sie weg; Herr Morris bat einen der Männer, acht zu geben, daß ich nicht beschädigt würde, und ich hörte Geld klingen. Dann ging er auch weg.

Es war Anfang Juni, und das Wetter war, nach einem langen und kalten Frühjahr, schnell sehr heiß geworden. Ehe der Zug abfuhr, wurden die Thüren geschlossen und es wurde ganz dunkel im Wagen. Die Hitze, das Dunkel und der Geruch und Lärm machten mich ganz krank und bange. Ich durfte nicht wagen, mich zu legen, sondern saß da bebend, und wünschte nur, daß wir bald nach Riverdale kommen möchten; aber es

dauerte lange und ich mußte noch etwas aushalten. Ich dachte an verschiedene Reiseabenteuer, die andre Tiere erlebten.

Im Februar war der Neufundländerhund Pluto für Herrn Drury von New York angekommen und er erzählte Jim und mir, daß er eine schreckliche Reise gehabt habe.

Ein mit Herrn Drury befreundeter Herr hatte ihn mitgebracht. Er überzeugte sich, daß Pluto im Wagen angekettet wurde, gab dem Frachtagenten ein gutes Trinkgeld und ging dann in seinen Schlafwagen. Das arme Tier sagte uns, der Frachtagent habe eine rote Nase gehabt und an jeder Haltestelle sich Getränk geholt, aber dem armen Tier auf dem ganzen Wege von New York nach Fairport nie etwas gegeben. Als der Zug dort hielt, die Thür geöffnet und Pluto losgebunden wurde, sprang er heraus und hätte beinahe Herrn Drury umgeworfen. Er bemerkte etwas Schnee, der ins Gebäude geweht war, und war so durstig, daß er ihn aufleckte, dann stellte er sich auf die Hinterbeine und leckte das Eis am Fenster ab.

Herrn Drurys Freund war ganz entrüstet. Er suchte den Frachtagenten auf und sagte: „Wie konntet Ihr so handeln? Alle paar Stunden kamet Ihr zu mir und sagtet, der Hund sei gefüttert, getränkt und habe es bequem. Ich werde Euch anzeigen.“ Er ging dann in die Amtsstube und klagte. Da sagte man ihm, der Mann sei ein Trinker und solle entlassen werden.

Ich glaubte nicht so leiden zu müssen wie Pluto, weil die Fahrt nur wenige Stunden bis Riverdale dauern würde. Ich bemerkte, daß es immer vor einer Halte-

stelle etwas langsamer ging, und dachte ich einmal dabei, wir müßten das Ziel sicher jetzt erreichen; aber ich irrte mich. Der Wagen that einen Sprung, es gab vorn einen Krach und wir hielten stille.

Ich hörte Männer hin und her laufen und rufen, und es nahm mich wunder, was es sein möchte. In meinem Wagen war alles dunkel und still und niemand kam heran; aber der Lärm draußen hörte nicht auf, gewiß war etwas mit dem Zuge nicht in Ordnung. Vielleicht war Fräulein Laura betroffen. Es muß ihr etwas geschehen sein, sonst wäre sie [illegible]erher gekommen. Ich bellte und riß an meiner Kette, bis mein Hals wund wurde. Die Männer, die draußen auf und ab liefen, müssen mich gehört haben. Wenn ich einen Menschen in Not sehe und um Hilfe rufen höre, dann gehe ich zu ihm und sehe zu, was ihm fehlt.

Nach einer langen Zeit — es schien mir bald Mitternacht zu sein, wurde die hintere Thür des Wagens geöffnet, und ein Mann spähte herein. „Dies ist lauter Fracht für New York, Fräulein", hörte ich ihn sagen; „sie würden Ihren Hund nicht hier herein gethan haben."

„Doch, doch!" hörte ich eine mir bekannte Stimme behaupten, „ich bin ganz gewiß, daß dies der Wagen ist. Wollen Sie ihn nicht herauslassen, er muß schrecklich in Angst sein." Der Mann beugte sich und machte meine Kette los und murrte bei sich selbst, daß man mich in den unrechten Wagen gethan: „Manche Leute werfen einen Hund dahin wie einen Kohlenklumpen"; damit führte er mich streichelnd heraus.

Ich war fast außer mir vor Freude, wieder bei Fräulein Laura zu sein; aber ich hatte so viel gebellt

und meinen Hals so am Halsband gerieben, daß meine Stimme weg war. Dagegen schmeichelte ich ihr so, wedelte mich herum, öffnete und schloß mein Maul; aber es kam kein Laut hervor. Es regte meine junge Herrin ganz auf. Sie wollte lachen und weinen zugleich, preßte ihre Lippen zusammen und sagte dann: „O Sepp, halt' ein!"

„'s Bellen ist ihm vergangen, nicht wahr?" sprach der Mann, indem er mich neugierig ansah.

„Es ist böse, ein Tier in einen dunkeln und verschlossenen Wagen einzusperren", bemerkte Fräulein Laura, indem sie mit Thränen in den Augen den Weg die Treppe hinab zu finden suchte. Der Mann reichte ihr hilfreich die Hand und sagte: „Der Hund hat nicht viel gelitten, Fräulein; grämen Sie sich nicht. Wenn Sie ein Bremser auf einem Chicagozug gewesen wären, wie ich vor einigen Jahren war, und hätten das Vieh in die Viehhöfe bringen sehen, dann könnten Sie von Grausamkeit reden. Eisenbahnwagen, berechnet für eine gewisse Zahl von Schweinen, Schafen oder Rindvieh, mit zweimal so vielen hineingepreßt, und dann die Hälfte totgedrückt, getreten oder erstickt und hinausgeworfen! Ich sah einen Mann umher laufen und zanken und fluchen, weil die Eisenbahnleute ihn nicht unterwegs hineingelassen, seine Schweine zu füttern."

Fräulein Laura wandte sich und sah den Mann mit einem sehr blassen Gesicht an: „Ist es jetzt noch so?"

„Nein, nein!" sagte er hastig, „es ist jetzt besser. Sie haben neue Verhaltungsregeln, wie das Vieh behandelt werden muß; aber bedenken Sie, Fräulein, grausame Behandlung ist nicht auf die Eisenbahnen beschränkt. Große Mengen von armen Tieren leiden überall, und

wenn sie reden könnten, so würden schwere Klagen laut werden, auch über andre Leute als Eisenbahnbeamte."

Er lüftete seine Kappe und eilte weiter; Fräulein Laura suchte sich ihren Weg durch Stücke Kohlen, Holz und andres nach dem Wartezimmer der kleinen Haltestelle.

Hier ließ sie etwas Wasser aus dem Behälter in ihre Hand träufeln und ließ mich's auslecken. Dann setzte sie sich, ich legte meinen Kopf an ihr Knie, und sie streichelte sanft meinen Hals. — Es saßen mehrere Leute da im Zimmer herum, und aus ihrem Gespräch fand ich heraus, was geschehen war. Ein Frachtzug hatte auf einer Zweigbahn gestanden, um uns vorbei zu lassen. Der Weichensteller hatte unvorsichtig die Weiche offen gelassen, und als wir kamen, fuhren wir, statt nach dem Warteſaal, in die offene Weiche auf den Frachtzug zerstörend ein. Wären wir schnell gefahren, so wäre großer Schaden geschehen. Auch so noch war's schlimm genug. Unsre Lokomotive war sehr beschädigt und konnte nicht weiter; die Reisenden wurden tüchtig erschreckt, und wir mußten Geduld lernen, bis eine andre Lokomotive kam, uns nach Riverdale zu bringen.

Nach dem Unfall waren die Arbeiter so beschäftigt, daß Fräulein Laura erst niemand bekommen konnte, der mich losgemacht hätte.

Während ich nun bei ihr saß, bemerkte ich einen alten Herrn, der uns anstarrte. Er war ein sonderbarer alter Mann, der wie ein Pudelhund aussah. Er hatte braune, helle Augen, ein spitziges Gesicht und dickes weißes Haar, das er alle paar Minuten schüttelte. Er saß da, die Hände auf dem Knopf seines Stockes, und wandte seine Augen fast nicht von meiner jungen Herrin.

Plötzlich sprang er auf, kam und setzte sich neben Fräulein Laura. Dann wies er auf mich mit den Worten: „Ein häßlicher Hund!"

Die meisten Damen würden sich dadurch beleidigt gefühlt haben; Fräulein Laura aber lächelte amüsiert: „Mir scheint er hübsch", sagte sie sanft und freundlich.

„Nun", entgegnete der alte Mann, indem er mich scharf musterte, „weil es Ihr Hund ist. Was ist denn mit ihm?"

„Dies ist seine erste Reise per Eisenbahn und er ist ein wenig beängstigt."

„Kein Wunder! Gott der Herr allein weiß, was das Vieh auf dem Transport zu leiden hat", sagte der Mann und fuhr dann fort: „Meine liebe junge Dame, wenn Sie gesehen hätten, was ich sah, dann würden Sie in Ihrem Leben keinen Bissen Fleisch mehr essen."

Laura faltete die Stirn. „Ich weiß, ich habe gehört", stammelte sie. „Es muß schauerlich sein!"

„Es ist schauerlich und schrecklich!" rief der alte Herr. „Denken Sie an das Vieh in den westlichen Ebenen: Verschmachtet im Sommer, verhungert und erfroren im Winter; enthornt in die Eisenbahnzüge und auf die Dampfboote gepeitscht, dort umher gestoßen und verwundet. Viele dieser Tiere krepieren und werden ins Meer geworfen; viele werden auf den Werften getötet, damit sie nicht auf dem Wege tot hinstürzen. Was für Speise gibt das Fleisch? Drei von meiner Familie sind am Krebs gestorben. Ich bin ein Vegetarianer."

Der fremde, alte Mann sprang auf und ging im Gemach auf und ab. Ich war froh, daß er ging; denn

meiner lieben jungen Herrin war es verhaßt, auch nur von Grausamkeiten sprechen zu hören. Ihre Thränen fielen schnell und reichlich auf mich herab.

Der alte Herr hatte sehr laut gesprochen, und jedermann im Zimmer hatte gehorcht. Darunter war auch ein junger Mann mit schönem, aber kaltem Gesicht. Es schien ihn beleidigt zu haben, daß der alte Redner Fräulein Laura zum Weinen gebracht hatte.

„Meinen Sie nicht", sprach er den alten Herrn an, als dieser beim Hin- und Herspazieren an ihm vorbei kam; „meinen Sie nicht, daß in Hinsicht der Fürsorge für die Tierwelt viel dumme Weichlichkeit in der Welt herrscht? Das Vieh wurde für uns geschaffen. Es muß leiden und geschlachtet werden, um uns zu nähren. Das Rindvieh, Schafe und andre Tiere würden die Erde überfüllen, wenn wir sie nicht schlachteten."

„Zugegeben", sagte der Alte, indem er vor dem andren stehen blieb; „zugegeben, junger Mann, wenn Sie das Wort «leiden» weglassen. Der Herr hat das Rindvieh, Schafe und Schweine geschaffen. Sie sind seine Kreaturen sowohl wie wir. Wir dürfen sie töten, sind aber nicht berechtigt, sie zu quälen."

„Wir können aber nicht anders, mein Herr!"

„Ja, wir können, mein junger Mann; es ist möglich, gesundes Vieh zu ziehen, es schonend zu behandeln, schmerzlos zu schlachten und dankbar zu genießen. Wenn das geschieht, so will ich nicht mehr Vegetarianer sein. Sie sind noch ein Jüngling. Sie haben noch nicht gereist, wie ich. Ich bin von einem Ende des Landes bis zum andren gewesen. Im Norden, Süden und Westen habe ich Dinge gesehen, über die ich schauderte, und ich

sage Ihnen, der Herr wird dieses große amerikanische Volk züchtigen, wenn es sich hinsichtlich der Behandlung der ihm anvertrauten Tierwelt nicht bessert."

Der junge Mann war nachdenklich geworden und erwiderte nichts. Dagegen antwortete eine alte Dame mit lieblichem Antlitz dem alten Herrn. Ich glaube nicht, daß ich je eine so schöne, alte Frau gesehen habe. Ihr Haar war schneeweiß und ihr Gesicht voll tiefer Falten; aber sie war groß und ansehnlich, und der Ausdruck ihres Gesichts so lieblich wie der meiner teuren jungen Gebieterin. „Ich denke nicht", sagte sie sanft, „daß wir ein boshaftes Volk sind; wir sind jünger als irgend eine Nation der Welt, und ich denke, daß manche von unsren Sünden aus Gedankenlosigkeit und Unwissenheit geschehen."

„Ja, ja, Madame!" rief der alte Herr aus, „darin bin ich mit Ihnen einig."

Sie sah ihn sehr freundlich an und fuhr fort: „Ich bin auch eine Reisende gewesen und habe mit sehr vielen weisen und wohlgesinnten Leuten über die grausame Behandlung der Tiere geredet. Dabei habe ich gefunden, daß viele niemals darüber nachgedacht. Sie selbst haben nie wissentlich ein Tier mißhandelt, und wenn ihnen von unmenschlicher Behandlung eines Stückes Vieh erzählt wird, dann sagen sie verwundert: «Ei, so etwas kann doch nicht vorkommen.» Sehen Sie, diese Leute sind nie in Berührung mit dergleichen gekommen. Sobald sie aber damit bekannt werden, interessieren sie sich und wirken dagegen. «Wir müssen dies abgeschafft haben. Was läßt sich dagegen thun?»"

„Und was ist's, Madame, nach Ihrer Ansicht?"

fragte der alte Herr eifrig, indem er auf und ab wandelte.

„Gerade die Mittel", sagte die Frau, „die ich gegen das große Übel der Unmäßigkeit vorschlagen würde: Gesetzgebung und Erziehung; jene für die alten Verhärteten, und diese für die Jugend, für die Zarteren. Ich würde den Schulknaben und -Mädchen sagen, daß Alkohol das zarte Gewebe ihres schönen Körpers zerstört, und daß Grausamkeit gegen irgend welche von Gottes Kreaturen ihre jungen Seelen beflecken und beschädigen muß."

Jetzt fing der junge Mann wieder an: „Denken Sie nicht, daß Sie Mäßigkeits- und Humanitätsleute zu viel Gewicht darauf legen, unsrer Jugend erhabene und edle Ideen beizubringen, das menschliche Herz wird immer böse sein. Eure Bibel sagt euch das, nicht wahr? Ihr könnt nicht alles Böse aus den Kindern heraus ziehen."

„Das erwarten wir auch nicht thun zu können", sagte die alte Dame freundlich zu ihm; „aber ob das menschliche Herz auch verzweifelt böse ist, so sollte das uns nur noch mehr anspornen, zu erziehen, zu veredeln und im Zaum zu halten. Aber, wie dem auch sei, so weit meine Erfahrung geht, und ich habe fünfundsiebzig Jahre in dieser bösen Welt gelebt, habe ich doch entdeckt, daß das Menschenherz, obgleich, wie Sie sagen, es verzweifelt böse und grausam ist, doch zarte und weiche Züge hat, und daß Eindrücke, die in der Jugend darauf gemacht werden, nie ganz zu verwischen sind. Erinnern Sie sich nicht besser als an irgend etwas andres daran, wie Sie am Knie Ihrer Mutter standen, wie Sie den Druck ihrer Hand fühlten und den Kuß auf Ihrer Stirn?"

Jetzt war die Lokomotive angekommen. Sie pfiff, und fast jeder eilte aus dem Zimmer; der ungeduldige alte Herr unter den ersten. Fräulein Laura war eilig beschäftigt, ihren Shawlriemen zuzuschnallen, und ich stand dabei, mit dem Wunsch, ihr helfen zu können. Die alte Dame und der junge Mann waren die einzigen, die noch mit uns im Zimmer waren, und wir mußten hören, was sie sagten.

„Ja, ich erinnere mich dessen", sagte der Jüngling mit bebender Stimme und rotem Gesicht. „Sie ist jetzt tot, und ich habe keine Mutter."

„Armer Junge!" bemitleidete ihn die alte Dame und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Gott segne Sie! Ich weiß, daß Sie wohlgeneigten Herzens sind. Ich habe vier starke Jungens, und Sie erinnern mich an den Jüngsten. Wenn Sie jemals in Washington sind, dann besuchen Sie mich." Sie gab ihm ihren Namen, und er that seinen Hut ab und schien verwundert, zu erfahren, wer sie sei. Dann ging er auch und sie wandte sich an Fräulein Laura: „Soll ich Ihnen helfen, meine Liebe?"

„Wenn Sie so freundlich sein wollen", antwortete meine junge Gebieterin; „diesen Riemen kann ich nicht zuschnallen."

In einigen Sekunden war das Bündel fertig, und wir eilten freudig dem Zug zu. Es war jetzt nur noch wenige Meilen nach Riverdale, darum ließ der Zugführer mich bei Fräulein Laura bleiben. Sie breitete ihren Mantel auf den Sitz vor ihr und ließ mich darauf sitzen und zum Fenster hinaussehen. Wir fuhren durch eine schöne Gegend, alles grün und frisch in schönem

Junisonnenstrahl. Wie hell und angenehm war dieser Personenwagen gegen den dunkeln Frachtwagen! Was ein Tier am meisten ängstigt, das ist, nicht zu wissen, wohin es geht und was ihm bevorsteht. In dieser Hinsicht sind Tiere ziemlich wie Menschen.

Die alte Dame hatte sich nicht weit von Laura gesetzt, und da wir so dahinfuhren, sah sie zum Fenster hinaus und sagte leise vor sich hin:

„Was ist wie Junitage schön?
Wann kann man so vollkommen sehn?"

„Das ist sehr wahr", sagte mein Fräulein, „wie traurig, daß der Herbst kommen muß und dann der kalte Winter!"

„Nein, meine Liebe; es ist ja nur Vorbereitung auf einen folgenden Sommer."

„Ja, es ist wohl so", sagte Fräulein Laura. Dann, als sie sah, daß die Dame sich herüber beugte und meine Stumpfohren streichelte, sagte sie ein wenig schüchtern: „Sie scheinen auch Tiere gern zu haben."

„Ja, meine Liebe: ich habe vier Pferde, zwei Kühe, ein zahmes Eichhörnchen, drei Hunde und eine Katze."

„Dann sollten Sie eine glückliche Frau sein", sagte Laura lächelnd.

„Ich denke auch, daß ich das bin. Ich darf meine gehörnte Kröte «Diego» aber nicht vergessen, die ich in Kalifornien bekommen habe. Ich halte sie im Treibhause, und sie ist ganz glücklich, wenn sie Fliegen fangen und ihren hornigen Kopf zum Kratzen hinhalten kann, wenn jemand vorbei kommt."

„Ich kann nicht einsehen", sprach Laura nachdenklich, „wie jemand hart gegen Tiere sein kann."

„Ich auch nicht, mein liebes Kind. Es hat mich immer tief geschmerzt, arme Tiere mißhandeln zu sehen. Vor fast siebzig Jahren, da ich als kleines Mädchen in den Straßen von Boston wandelte, zitterte ich und wurde fast ohnmächtig über die Grausamkeit der Fuhrleute gegen überladene Pferde. Ich war zaghaft und durfte nicht zu reden wagen. Sehr oft lief ich heim und warf mich mit einem Ausbruch von Thränen in die Arme meiner Mutter und fragte sie, ob nichts für das arme Vieh gethan werden könnte? Mit verfehlter Mutterliebe suchte sie meine Gedanken von dergleichen abzuwenden. Ich wurde bewahrt vor dem Anblick oder Bericht von Grausamkeiten. Aber die Tiere mußten ebenso fortdulden, und als ich eine Frau wurde, erkannte ich meine Feigheit. Ich brachte den Gegenstand unter meinen Freunden zur Sprache und sagte ihnen, daß die ganze stumme Kreatur fortfahren würde zu seufzen, außer menschliche Wesen wären ihnen zu helfen willig. Es gelang mir, mehrere Vereine zur Verhütung von Grausamkeit zu gründen, und die haben viel Gutes gethan, und das nicht nur für Pferde und Kühe, sondern auch für die edlere Kreatur — für den Menschen selbst. Ich glaube, daß, wenn wir zum Menschen sagen: «Du darfst dein Vieh nicht überarbeiten, quälen, verkrüppeln, schmerzlich töten, oder hungern oder ohne passendes Futter, oder unbeschützt lassen», dann bringen wir ihn ein wenig näher zum Himmelreich, als er vorher war; denn «was der Mensch säet, das wird er ernten». Säet er Samen der Bosheit und Grausamkeit gegen Menschen und Vieh,

dann weiß niemand, wie schwarz seine Ernte sein wird. Sein armes Pferd, das unter seinen Schlägen erbebt, hat nicht am schwersten zu leiden. O, wenn Leute nur bedenken wollten, daß ihre bösen Werke mit zehnfacher Wucht auf ihre eignen Häupter zurückfallen würden! Aber, mein liebes Kind, ich thue, als ob ich im Besuchszimmer redete, und hier sind wir an deinem Ziel. Leb' wohl! Behalte dein freundlich Antlitz und deine sanfte Weise! Ich hoffe, daß wir uns einmal wiedersehen." Sie drückte Fräulein Lauras Hand, streichelte meinen Kopf, und im Augenblick waren wir aus dem Wagen, und sie lächelte uns noch durch das Fenster zu.

Sechzehntes Kapitel.

Das Landgut Dingley.

„Meine liebe Nichte", rief eine gesetzte Frau im mittleren Alter und mit frischem, munterem Angesicht, und schloß Laura in ihre Arme. „Wie freue ich mich, daß du gekommen bist! Und dies ist der Hund! Guter Sepp; es wartet ein Knochen für dich. Und dies ist Onkel Johann."

Ein großer Mann von gutem Aussehen trat heran und streckte eine tüchtige Hand aus, die Lauras Fingerchen ganz verschlang: „Freut mich, dich zu sehen, Laura! Nun, Sepp, wie geht's, alter Junge? Hab' von dir gehört."

So von beiden bewillkommnet zu werden, that mir sehr wohl, und ich war so froh, aus dem Zug gekommen zu sein, daß ich um ihre Füße herum hüpfte bis an den Wagen. Dies war ein großer doppelsitziger mit einem Tuch überspannter Wagen, uns vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und die Pferde standen unter einem schattigen Baum. Es waren zwei starke schwarze Pferde,

und da sie keine Scheuklappen anhatten, konnten sie uns kommen sehen. Das schien sie zu erheitern, sie spitzten ihre Ohren, scharrten im Grund, und als Herr Wood sich näherte, wieherten sie und suchten ihre Nasen an ihm zu reiben, und ich sah deutlich, daß sie ihn liebten.

„Ruhig nun, Cleve und Pacer", sagte er; „nun zurück, zurück jetzt!"

Frau Wood, Fräulein Laura und ich waren nun im Wagen; Herr Wood sprang hinein, ergriff die Zügel, und es ging vorwärts. O, wie diese Rappen dahinschossen! Ich saß neben Herrn Wood und atmete die köstliche Luft und den würzigen Duft von Gras und Blumen. Wie froh war ich, auf dem Lande zu sein! Wie wollte ich in den Feldern herum springen! Ich wünschte, daß noch ein Hund bei mir wäre! Ob Herr Wood wohl einen hielt? Ich wußte, daß ich das bald erfahren würde, denn wohin auch Fräulein Laura kam, sie wollte gleich wissen, ob und was für Getier da sei.

Wir fuhren etwas über eine Meile auf einem Landwege, wo auf beiden Seiten Häuser zerstreut standen. Fräulein Laura beantwortete Fragen hinsichtlich ihrer Familie und stellte solche über Herrn Harry, der auf der Hochschule und noch nicht nach Hause gekommen war. Ich habe, denke ich, noch nicht gesagt, daß derselbe der Sohn von Frau Wood war. Sie war Witwe und hatte einen Sohn, als sie sich mit Herrn Wood vermählte. Herr Harry war also nicht verwandt mit Morris' Familie, obwohl sie ihn Vetter nannten.

Ich war sehr froh, zu hören, daß er bald heimkommen würde; denn ich hatte noch nicht vergessen, daß ich

nie Fräulein Laura kennen gelernt hätte, oder in ein so trautes Heim gekommen wäre, wenn Herr Harry nicht das bewerkstelligt hätte.

Bald hörte ich Fräulein Laura fragen: „Onkel Johann, habt ihr einen Hund?"

„Ja, Laura, heute haben wir einen, aber morgen nicht mehr."

„O Onkel, wie meinst du das?"

„Nun, Laura, Tiere gleichen in etwas den Menschen: es gibt gute und böse. Unser Hund ist eine knurrige, widerspenstige und bissige Kreatur, und als ich hörte, daß Sepp kommen würde, da sagte ich: «Nun werden wir einen guten Hund auf den Hof bekommen, und dann ist's aus mit dem bösen.» Darum habe ich Bruno angebunden und werde ihn morgen totschießen. Es muß etwas geschehen, sonst könnte er noch jemand beißen."

„Onkel", sagte Laura, „es sterben doch nicht alle, die von Hunden gebissen werden?"

„Nein, gewiß nicht", entgegnete Herr Wood; „nach meiner nicht maßgebenden Meinung wird über das Gift von einem Hundebiß und über den Tod von Wasserscheu viel Unsinn geschwätzt. Seit ich geboren bin, haben oft Hunde nach mir geschnappt und mich gebissen, und ich habe nie ein Symptom von Wasserscheu gehabt und will auch keins haben. Ich denke, daß die Hälfte derer, die von Hunden gebissen werden, sich selbst in die Furcht hinein ängstigen, daß sie vergiftet seien. Ich las kürzlich von den Polizisten einer großen Stadt in England, die allerlei Hunde — auch als toll betrachtete — fangen müssen, daß sie wiederholt ge-

bissen werden und gar nicht an krank werden denken. Laß aber einen Herrn oder eine Dame auf der Straße von einem Hund gebissen werden, und sie härmen sich ab, bis ihr Blut in Fieberhitze kocht, und sie eilen hinüber nach Paris, daß Pasteur sie heilen soll. Sie bilden sich ein, daß sie die Wasserscheu haben, und weil sie sich das einbilden, darum haben sie das Leiden auch. Ich glaube, daß, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf diesen meinen rechten Daumen gerichtet hätte und mir einbildete, ich hätte eine Wunde da, und immer darin pickte und die Stelle plagte, daß ich dann sehr bald wirklich eine Wunde haben würde und zum Arzt müßte, damit ich geheilt werden möchte. — Aber Hunde sollten eben nicht beißen, und ich wollte auch niemand empfehlen, sich beißen zu lassen."

„Aber, Onkel", fragte Fräulein Laura, „gibt es denn keine Wasserscheu?"

„O ja, ich muß sagen, daß es solche gibt. Ich glaube, daß eine genaue Prüfung der Totenliste von Boston zeigt, daß nur zwei Menschen in dem Zeitraum von 32 Jahren daran gestorben sind. Hunde sind wie alle andern Kreaturen. Sie können krank werden, und man muß acht geben auf sie. Ich denke, meine Pferde würden toll werden, wenn ich sie hungern lassen, oder überfüttern, oder überarbeiten, oder müßig stehen, oder im Schmutz verkommen, oder verdursten lassen würde. Wenn jemand ein Stück Vieh hat, dann soll er's versorgen, so geht es gut. Wenn es Zeichen von Krankheit hat, dann schließe er es ab und beobachte es. Ist's unheilbar, dann werde es getötet. So kann Wasserscheu verhütet werden. Man töte alle nutzlosen, herrenlosen und bösen

Hunde. Geht das nicht, so sorge man für Wasser genug, wo sie es erreichen können. Ein Hund, der Wasser genug hat, wird niemals toll werden. Meinem Hund fehlt durchaus nichts; er ist nur voller Bosheit; aber wenn ich ihn losließe und er liefe durchs Dorf mit heraushängender Zunge, dann stehe ich dafür, daß es «toller Hund!» hieße. Wie dem auch sei, ich werde ihn erschießen, denn ich kann keinen bösen brauchen. Man halte soviel Vieh wie man will, und behandle es gut, wenn aber ein bösartiges darunter ist — weg damit! denn es ist immer gefährlich für Menschen und Vieh. Es ist sonderbar, wie's manche Leute mit ihren Hunden machen. Sie halten solch Ungeziefer, wieviel auch andre Leute geplagt werden, selbst wenn sie den Nachbarn das Brot aus dem Munde reißen. Aber das ist nicht die Schuld des vierbeinigen Hundes. Ein menschlicher Hund ist am schlimmsten. Es gibt ein Rudel Hunde, welche Schafe zerreißen, hier in Riverdale, deren Herren sie nicht vom Verderben abhalten wollen oder können. Einige davon sehen ganz zahm aus. Die Eigentümer gehen zu Bett, und die Hunde machen es ebenso, bis das Haus und die Familie still ist — dann schleichen sich Rover oder Fido weg, um arme Tiere zu plagen, die sich nicht wehren können. Ihr Durst nach Schafsblut ist so stark wie der Schnapsdurst bei Menschen, und die Hunde laufen so weit, um ihr Genüge zu haben, wie der Mensch um seinen Schnaps. Es steckt in ihnen und du kannst diese Gier nicht austreiben."

„Herr Windham hat's seinem ausgetrieben", sagte Frau Wood.

Ihr Mann brach in lautes Lachen aus: „Ja, das

hat er; das hat er! Ich muß Laura davon erzählen! Herr Windham ist ein Nachbar von uns, und im letzten Sommer sagte ich ihm wiederholt, daß sein Collierhund meine Shropshireschafe plage. Er wollte mir nicht glauben, aber ich war gewiß, und in einer Nacht, als Harry zu Hause war, paßte er dem Hund auf und fing ihn am Strick. Ich band ihn an und sandte nach seinem Herrn. Du solltest dessen Gesicht und das des Hundes gesehen haben. Er sagte zwei Worte: «Du Halunke!» und der Hund warf sich zu seinen Füßen, wie wenn er geschossen wäre. Es war ein schöner Hund, war aber durch böse Gesellschaft verführt worden. Herr Windham fragte mich, wo meine Schafe wären? «In der Weide.» «Haben Sie auch Ihren alten Schafbock Bolton noch?» Ich sagte «Ja». Darauf verlangte er ein langes Seil, welches ich ihm gab. Mich wunderte, was er damit wolle. Er befestigte das eine Ende an das Halsband des Hundes, nahm das andre in die Hand, und wir gingen nach der Weide, weil er uns bat mitzugehen, und dort ersuchte er Harry, den Bock zu fangen. Das war aber nicht nötig, denn das Tier kam zu uns wie ein Hund. Harry pfiff, und als Bolton kam, band Herr Windham das andre Ende des Strickes an des Bockes Hörner und ließ ihn gehen. Bolton war erschrocken und lief, indem er den Hund mit sich fortriß. Wir ließen sie aus der Weide in ein offnes Feld, und hier gab's ein Jagen über das Feld, wie ich nie gesehen habe. Harry lehnte sich gegen den Zaun und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen herabrollten. Dann wurde Bolton zornig und fing an den Hund zu bekämpfen und stieß ihn mit seinen Hörnern. Wir machten

dem Kampf ein Ende, denn der arme Dusch hatte allen Mut verloren. Herr Windham machte das Seil los und befahl ihm, heim zu gehen, und wenn ich je einen Hund laufen sah, dann war's dieser.

„Frau Windham hielt viel auf den Hund, und ihr Mann wollte ihn nicht umbringen; aber er sagte, Dusch müsse die Schafe in Ruhe lassen, wenn er am Leben bleiben wolle. Er hat auch von dem Tag an nie mehr ein Schaf beunruhigt, und wenn man ihm ein wenig Wolle zeigt, dann nimmt er den Schwanz zwischen die Beine und läuft so schnell er kann nach Hause. Doch nun muß ich aufhören zu reden, denn wir sind nahe beim Gut; hier ist unsre Grenze und dort ist das Haus. Du wirst einen Unterschied an den Bäumen sehen, seit du hier warst."

Wir waren zu einer Wendung des Weges gekommen, wo er auch sanft aufwärts ging. Wir fuhren zu einem Thor hinein und durch Reihen von Bäumen zu einem langen, niedrigen, roten Hause mit einem Vorbau rundherum. Es war eine breite Durchfahrt und auf der andren Seite standen die Hofgebäude. Diese waren auch rot angestrichen, und es waren Bäume davor, die Herr Wood seine Windbrecher nannte, weil sie im Winter Schutz gegen Schneewehen boten.

Mir schien's ein lieblicher Platz zu sein. Fräulein Laura war schon früher hier gewesen, doch nicht seit kurzem; darum sah sie sich auch ganz eifrig um.

„Willkommen auf dem Landgut Dingley, Sepp!" sagte Frau Wood freundlich zu mir, als sie mich vom Wagen springen sah. „Komm herein, daß ich dich mit Pussy bekannt mache."

„Warum, Tante Hatty, wird dies Gut «Dingley» genannt?“ fragte Laura. „Es sollte Woods Landgut heißen.“

„Dingley ist aus Dingle geworden, Laura; du kennst das schöne Thälchen hinter der Weide. Das nennen sie ein Dingle, und so wurde dies Gut «Dinglehof» genannt, bis die Leute auf Dingley verfielen. Sieh', hier kommt Lolo, Sepp zu grüßen.“

Durch den Gang her, der an der Seite des Hauses hinlief, kam eine große wie eine Schildkröte gefleckte schöne Katze. Sie hatte ein hübsch kariertes Gesicht, und sie schwang ihren großen Schwanz und miaute freundlich, ihre Herrin zu grüßen. Als sie aber mich sah, welch ein Gesicht machte sie da! Sie sprang auf den Tisch in der Vorhalle, krümmte ihren Rücken, daß ihre Füße fast aufgehoben wurden, und blies und speite nach mir und sträubte ihre Haare zu Berge vor Zorn über mich.

„Arme Lolo“, sagte Frau Wood und ging zu ihr, „Sepp ist ein guter Hund und nicht wie Bruno. Sepp thut dir nichts.“ Ich wedelte mich ein wenig und sah sie freundlich an; aber sie wollte nichts von mir wissen, sondern sagte nur böse Katzenworte zu mir. Sie war ein junges Ding und hatte nur einen Hund kennen gelernt, und das war ein böser; nun glaubte sie, alle Hunde wären wie er.

Einige Zimmer hatten ihren Eingang von der Vorhalle aus und eins davon war das Eßzimmer, wo sie Abendbrot nahmen. Ich lag auf einem Teppich vor der Thür und beobachtete sie. Es stand da ein kleiner Tisch mit einem weißen Tuch gedeckt und darauf stand feines

Geschirr und Glaswaren und verschiedene gute Speisen. Ein kleines französisches Mädchen, namens Adele, ging von der Küche hin und her und brachte ihnen warme Pfannkuchen, gebackene Eier und heißen Kaffee. Sobald sie fertig waren, gab mir Frau Wood die beste Mahlzeit, die ich je hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Herr Wood und seine Pferde.

Am Morgen nach unsrer Ankunft in Riverdale war ich frühe auf und ging ums Haus herum. Ich schlief im Holzschuppen und konnte heraus, wann ich wollte. Dies Gebäude war hinten am Haus. Dabei war auch ein Schuppen für Gerätschaften und eine Wagenremise und ein Bretterweg, der nach dem Hof führte. Diesen Gang benutzte ich und sah in das nächste Gebäude, den Pferdestall. Die Thür stand offen, und die Morgensonne blickte eben herein. Es waren mehrere Pferde da; einige standen mit ihren Köpfen nach vorn und andre nach hinten. Anstatt angebunden zu sein, waren Thüren an ihren Plätzen und sie konnten stehen wie sie wollten.

Ein Mann war am andren Ende des Stalles beschäftigt, und ehe er mich sah, wußte ich, daß es Herr Wood war. Welch einen netten, sauberen Stall er hatte! Aus Jenkins' Stall kam immer ein abscheulicher Gestank; hier schien die Luft so rein wie draußen. In den Wänden waren hier und da kleine Gitter für frische Luft,

aber sie waren so, daß keine Zugluft die Tiere treffen konnte. Herr Wood ging von einem Pferd zum andren, gab ihnen Heu und redete jedes mit freundlichen Worten an. Endlich entdeckte er mich. „Ei, guten Morgen, Sepp! Du bist frühe auf. Komm den Rossen nicht zu nah', guter Hund!" sagte er, als ich neben ihm hineinstrich. „Sie könnten dich für einen zweiten Bruno ansehen und dich schlagen oder beißen. Ich hätte den Schelm längst erschießen sollen. 's ist hart, einen guten Hund für einen bösen leiden zu lassen, aber das ist der Welt Lauf. Nun, alter Gesell, was denkst du von meinem Pferdestall? Ziemlich gut, nicht wahr?" So fuhr Herr Wood, während er seine Pferde fütterte und striegelte, fort zu mir zu sprechen, und ich bemerkte, daß er sehr stolz auf sie war.

Ich liebe es sehr, wenn Menschen mich anreden. Herr Morris liest mir oft seine Predigten vor, und Fräulein Laura teilt mir Geheimnisse mit, die sie nach meiner Meinung sonst niemand sagen würde.

Ich beobachtete Herrn Wood genau, während er einen großen grauen Karrengaul, namens Dötschmann, striegelte. Er nahm eine Bürste in seine rechte und den Striegel in seine linke Hand und striegelte und bürstete jeden Teil der Haut des Rosses und wischte dann alles ab mit einem Tuch. „Gutes Putzen hilft soviel wie zwei Maß Hafer, Sepp!" sagte er zu mir.

Dann beugte er sich und untersuchte die Hufe des Tiers. „Deine Hufeisen sind zu schwer, Dötschmann! Der thörichte Schmied meint, er verstehe mehr von Pferden als ich. «Schneide die Sohle und den Frosch nicht», sage ich zu ihm; «schneide den Huf nicht zu viel und

raspele ihn nicht. Mache das Hufeisen passend für den Huf, und nicht den Huf für das Eisen.» Und dann sah er mich an, als ob er sagen wollte: «Bekümmere dich um deine Sache!» Nun, wir werden ihm ferne bleiben. 's ist schwer, alte Hunde neue Künste lehren. Ich habe dich angeschafft, um für mich zu arbeiten, aber nicht deine Kraft zu verzehren, um schwere Hufeisen zu tragen." Herr Wood hörte für einige Minuten auf zu reden und pfiff ein Liedchen. Dann fing er wieder an: „Ich habe Pferde studiert, Sepp. Über vierzig Jahre habe ich sie studiert und bin überzeugt, daß das Durchschnitts-Roß mehr weiß, als der Durchschnitts-Fuhrmann, der's gebraucht. Wenn ich an die dummen Narren denke, die geduldige Pferde umher treiben, sie schlagen und mißverstehen und mit ihnen thun, als ob sie Erdklöße mit einem Fünkchen Leben darin wären: dann möchte ich die Pferde aus- und die Kerls einspannen und sie jagen und peitschen und ihre Mäuler hin- und herreißen, bis ich dächte, sie würden ungeduldiger ausgespannt werden als die Pferde. Betrachte diesen «Dötschmann», welch ein Körperbau! Du könntest denken, er hätte weniger Nerven als ein Felsblock; aber er hat eine so zarte Haut wie ein Mädchen. Sieh', wie er bebt, wenn ich ein wenig zu hart striegele. Der Tollhäusler, von dem ich ihn gekauft habe, wußte nicht, was mit ihm anzufangen sei. Er hatte ihn als ein zuverlässiges Pferd gekauft und doch stampft und schlägt er aus, wenn der Junge sich nähert. «Euer Junge hat eine zu schwere Hand, Herr Jones», sagte ich, als er mir erklärte, wi das Pferd es mache. «Ihr könnt Euch drauf verlassen, daß ein vierfüßiges Wesen im Gegensatz zu einem zwei-

beinigen einen Grund für alles hat, was es thut.» «Aber er ist nur ein Zugpferd», sagte Herr Jones. «Zugpferd oder nicht Zugpferd», sagte ich. «Nach Ihrer Beschreibung hat das Pferd eine zarte Haut, und wenn's auch noch so groß ist.» Der alte Mann murrte und sagte, er wolle keine Vollblut-Windbeutel in seinem Stalle, und da hab' ich dich gekauft, nicht wahr, Dötschmann?" Und Herr Wood streichelte ihn freundlich und ging in den nächsten Stand.

In jedem Stand war ein Behälter mit Wasser, der einen Deckel hatte, der auf und zu geschoben werden konnte. Ich erfuhr nachher, daß das Wasser zugedeckt wurde, wenn das Pferd zu warm war, sonst konnte jedes soviel trinken wie es wollte. Herr Wood sorgte für gutes Wasser genug für all sein Vieh, und jedes Stück hatte seinen eignen Platz zum Trinken. Sogar mir war ein eignes Schälchen mit Wasser in den Holzschuppen gestellt, obgleich ich leicht in den Hof laufen konnte, wenn ich trinken wollte. Sobald als ich gekommen war, befahl Frau Wood Adele, es mir dahin zu stellen und gefüllt zu halten; und als ich sie dankbar anblickte, sagte sie: „Jedes Tier sollte seinen eignen Platz zum Fressen und Schlafen haben, Sepp, das ist nicht mehr als billig."

Die nächsten Pferde, die Herr Wood striegelte, waren die Rappen „Cleve und Pacer". Bei letzterem war etwas nicht richtig im Maul, und Herr Wood hob ihm die Lippen auf und untersuchte es genau. Dies konnte er, denn es waren große Fenster im Stall und war so hell darin wie im Hause.

„Keine dunkeln Ecken hier, Sepp, nicht wahr?"

sagte Herr Wood, als er an mir vorbei ging, eine Flasche vom Brett zu holen. „Als dieser Stall gebaut wurde, da sagte ich: Keine Drecklöcher für faule Leute hier! Die Sonne soll in die Ecken scheinen und die Pferde sollen keinen Gestank riechen, denn den hassen sie, und sie sollen auch nicht vor dem Licht des Tages zurückscheuen, wenn sie herauskommen, weil sie in einer dunklen Höhle von einem Stall gestanden haben, und ich habe noch nie ein krankes Pferd gehabt.“ Er goß nun etwas aus der Flasche in eine Untertasse und ging damit zu Pacer. Ich folgte ihm und stand draußen. Herr Wood schien eine Wunde im Maul des Pferdes zu waschen, und das schien etwas zu schmerzen: „Ruhig, ruhig, mein Schönster, es wird bald vorüber sein.“

Das Pferd blickte ihn mit seinen klugen Augen an, als ob es wüßte, daß sein Herr ihm wohlthun wollte. „Sieh' nur diese Lippen an, Sepp, zart und fein wie unsre eignen, und doch gibt's rohe Schlingel, die sie herumreißen, als ob sie von Eisen wären. Ich wünschte, der Herr möchte Pferden Sprache geben, wenn auch nur für eine Woche. Ich sage dir, sie würden einige von uns in Angst jagen. So, Pacer, jetzt sind wir fertig. Ich will dir nicht viel Arznei geben, denn ich glaube nicht daran. Wenn ein Pferd ernstlich krank ist, dann sag' ich, man hole einen tüchtigen Vieharzt. Manches gute Pferd ist durch viele Arznei zu Tode gebracht worden. Nun Scamp, mein Hübscher, wie geht's dir heute morgen?“

In der Abteilung neben Pacer stand eine kleine, kohlschwarze Stute mit einem mageren Kopf, dünnen Beinen und einem eignen ruhelosen Wesen. Sie war

ein rechter Springer, hatte kein übriges Fleisch, aber Muskeln wie Draht und war gut für schwere Arbeit. Da sie einen bösartigen Blick hatte, dachte ich, es sei nicht sicher so nahe bei ihren Hufen.

Herr Wood schmeichelte ihr viel und ich sah, daß sie sein Günstling war. „Pfefferbüchse", sagte er, als sie ihn beißen zu wollen schien, „du weißt, wenn du mich beißest, dann beiß' ich wieder. Ich denke, ich habe dich untergekriegt", sagte er stolz, indem er ihren glänzenden Hals streichelte; „aber wie ließest du mich tanzen! Weißt du noch, wie ich dich für ein Liedchen kaufte, weil du eine böse Gewohnheit hattest, dich wie der Blitz um irgend etwas, vor dem du scheutest, herum zu wenden und in andre Richtung zu schießen? Und wie habe ich dich kuriert, kleine Schönheit? Schlug ich dich und machte dich trotzig? Ich nicht. Ich ließ dich herum und herum gehen. Ich wandte und drehte dich, je öfter, desto besser für mich; bis ich's endlich in deinen schönen Kopf hinein brachte, daß Wenden und Drehen dein Gehirn taumelig mache, und daß es besser für dich sei, mich Meister sein zu lassen.

Du bist mir seit jenem Tage gehorsam gewesen, nicht wahr? Pferd oder Mensch oder Hund taugen nicht viel, bis sie gehorchen gelernt haben. Ich habe dich niedergeworfen und will's wieder thun, wenn du mich beißest, darum nimm dich in acht."

Scamp warf ihren schönen Kopf herum und nahm Herrn Woods Hemdärmel in ihr Maul, hielt aber ihr pfiffiges, braunes Auge auf ihn gerichtet, um zu sehen, wie weit sie gehen dürfe. Sie biß ihn aber nicht. Ich glaube, daß sie ihn liebte; denn als er ging, wieherte

sie laut und er mußte zurückkommen und ihr schmeicheln und sie streicheln.

Danach habe ich sie oft beobachtet, wenn sie auf dem Gut herum arbeitete. Sie schien immer zu ziehen und zu eilen mit ihrer Ladung und viel arbeiten zu wollen. Herr Wood fuhr gewöhnlich mit ihr. Die Knechte liebten sie nicht und konnten sie auch nicht regieren. Sie war eben nicht gehörig eingefahren worden.

Nachdem Herr Wood im Stalle fertig war, stand er in der Thür. Es waren sechs Pferde da: Dötschmann, Cleve, Pacer, Scamp, eine braune Stute, Ruby genannt, und ein junges Pferd, das Herrn Harry gehörte und das Schnellfuß hieß.

„Was denkst du von ihnen allen?" sagte Herr Wood, indem er mich anblickte; „ist es nicht eine schöne Anzahl? Kein Vollblut darunter, aber so wertvoll, als wenn sie ein Stammregister hätten so lang wie dieser Bretterweg. Viel Betrug mit diesen Geschlechtsregistern bei Pferden. Die meinigen haben ihre Mähnen und Schwänze und den freien Gebrauch ihrer Augen, und das ist mehr Freiheit, als manche Vollbluts haben. Ich möchte den sehen, der mich überreden könnte, Scheuklappen oder Überzäume oder sonst ein Plageding an meine Pferde zu thun. Wissen die Schwachköpfe nicht, daß Scheuklappen die Verursacher von — nun ich will nicht sagen wieviel — Unfällen sind, Sepp, sonst möchtest du denken, ich übertreibe; und der Überzaum reißt eines Pferdes Hals auf aus seiner schönen natürlichen Wölbung und drückt Sehnen, Knochen und Gelenke zusammen, bis ein Pferd fast toll wird. O Sepp, dies ist eine grausame Welt für Menschen und Vieh. Du, ohne Ohren und Schwanz,

bist ein stehender, lebendiger Beweis davon. Und jetzt muß ich gehen und grausam werden, und den Hund erschießen. Das muß geschehen, ehe sonst jemand bei der Hand ist. O, wie ungern ich das Leben nehme!"

Er schritt langsam nach dem Gerätschuppen, ging hinein und führte an der Kette einen großen braunen Hund heraus. Das war Bruno. Er knurrte und biß nach der Kette, obgleich Herr Wood ihn schonend führte. Als er mich sah, that er als ob er mich zerreißen wollte. Nachdem Herr Wood ihn hinter die Scheuer gebracht, kam er zurück und holte seine Flinte. Ich lief weg, denn ich wollte den Knall nicht einmal hören, und konnte nur Mitleiden mit Bruno haben.

Fräulein Lauras Zimmer war an einer Seite des Hauses im zweiten Stock. Es war ein kleiner Altan außen vor, und als ich näher kam, sah ich sie außen stehen mit einem Umschlagtuch. Ihr Haar fiel über ihre Schultern herab, und sie sah in den Garten, wo viele weiße und gelbe Blumen blühten.

Ich bellte und sie sah nach mir: „Lieber, alter Sepp! ich will mich anziehen und hinunter kommen." Sie eilte ins Zimmer, und ich lag auf dem Vorbau, bis ich ihren Schritt hörte, und aufsprang. Dann machten wir einen Spaziergang, bis die Glocke zum Frühstück rief, Laura war so hungrig, daß ihre Tante sagte, das Landleben sei schon gut für sie gewesen.

Achtzehntes Kapitel.

Das Geflügel der Frau Wood.

Nach dem Frühstück band Frau Wood eine große Schürze um und ging in die Küche: „Hast du Abfall für die Hühner, Adele? Aber gib mir ja nichts Salziges.“

Das französische Mädchen gab ihr einen Teller voll Futter, und Frau Wood fragte Laura, ob sie mitgehen und ihre Hühner sehen wollte? Wir gingen dann miteinander zum Geflügelhaus. Auf dem Wege dahin sahen wir Herrn Wood auf der Treppe des Gerätschuppens sitzen und seine Flinte putzen. „Ist der Hund tot?“ fragte Fräulein Laura.

„Ja!“ sagte er.

Sie seufzte: „Armes Tier! 's thut mir leid, daß er erschossen werden mußte. Onkel, welches ist die schonendste Weise, einen Hund zu töten? Manchmal, wenn sie alt werden, sollten sie doch abgethan werden.“

„Man kann sie erschießen oder vergiften“, sagte er. „Ich schoß Bruno durch den Kopf in seinen Nacken; dahin muß man zielen; ein wenig zur Seite des Schei-

tels. Wenn du mich erinnern willst, so will ich dir im Hause ein Rundschreiben zeigen, das die rechte Weise zeigt, wie Tiere abgethan werden sollten. Die Gesellschaft in Boston zur Verhütung von Grausamkeit verbreitet die Schrift, und es ist ein Werk der Barmherzigkeit.

„Du weißt nichts vom Schlachten des Viehes, Laura, und es ist gut; denn dabei geht's so grausam her und auch von Leuten, die sich selbst ziemlich gut dünken. Ich möchte meine Lämmer nicht für ein Königreich in der Weise schlachten sehen, wie zu meines Vaters Zeit. Nie werde ich das erste Schlachten vergessen, das ich sah. Es würde mich auch nicht mehr angreifen, wenn ich jetzt jemand hängen sehen würde. Der weiße Ochse, Hatty, — sagte er zu seiner Frau — du erinnerst dich an das, was ich dir davon erzählt habe: er mußte geschlachtet werden, und mein Vater ließ den Metzger holen. Ich war nur ein Knabe, und es schauderte mich, das Leben des mir bekannten Tieres nehmen zu sehen. Der Schlächter — toller Hanswurst! schlug achtmal, ehe er die rechte Stelle traf. Der Ochs brüllte und richtete seine großen schwarzen Augen auf meinen Vater, und ich fiel in Ohnmacht."

Fräulein Laura wandte sich weg und Frau Wood folgte ihr, und bemerkte: „Wenn du je eine Katze abthun willst, Laura, so gib ihr Cyanida Potassium. Ich tötete neulich eine alte, kranke Katze für Frau Windham. Wir thaten einen halben Theelöffel voll davon in einen langstieligen, hölzernen Löffel und gossen es ihr auf die Zunge so weit in den Hals, als wir konnten. Arme Puß! sie war in einigen Sekunden tot. Weißt du, ich

las kürzlich etwas Spaßiges, wie man Katzen Medizin beibringen kann. Sie haſſen dergleichen, und man kann ſie nicht zwingen wegen ihrer ſcharfen Zähne. Da ſchmiert man's an ihre Seite, und ſie lecken es ab. Iſt das nicht ein guter Gedanke? Doch hier ſind wir am Hühnerhaus, oder eigentlich an den Hühnerhäuſern."

„Hältſt du deine Hühner nicht alle beiſammen, Tante?" fragte Laura.

„Nur im Winter", erklärte Frau Wood, „im Frühjahr verteile ich ſie. Ein Teil bleibt hier und der andre kommt in den Obſtgarten, wo ſie kleine, transportable Häuschen haben, die wir an verſchiedenen Plätzen aufſtellen. Ich füttere jede Partie morgens und abends in ihren eignen Hütten. Sie wiſſen, daß ſie beim Haus nichts kriegen, darum kommen ſie nicht dahin, ſondern bleiben bei ihren Hütten. Auch wiſſen ſie, daß ſie zwiſchen der Zeit nichts erhalten, darum kratzen und picken ſie im Baumgarten den ganzen Tag und rotten ſo viele Käfer und Inſekten aus, daß es ſich mehr als bezahlt, ſie dort zu halten."

„Vermiſcht ſich denn dieſe Partie nicht mit der andren?" fragte Fräulein Laura, als ſie in das kleine hölzerne Haus trat.

„Nein; ſie ſcheinen das zu verſtehen. Ich achte zuerſt ein wenig darauf, und bald wiſſen ſie, daß ſie nicht über den Zaun des Gartens oder des Baumgartens fliegen dürfen. Sie laufen über das Landgut und leſen auf, was ſie können. Sie ſind klug, wenn jemand ſie zu behandeln weiß. Ich habe ſie gern, weil ſie ſo gute Mütter ſind."

Jetzt waren wir in dem kleinen Hauſe, und ich ſah

mich um und verwunderte mich. Es war besser als manche Wohnungen der Armen in Fairport. Die Wände waren rein und weiß, und ebenso die kleinen Leitern, die hinauf führten zu den Stangen, wo die Hühner nächtigten. Einige waren dünn und rund, andre breit und platt. Frau Wood erklärte, die breiten wären für die schweren Hühner, Brahmas genannt. Jeder Teil des Hauses war so hell, wie es draußen war, denn es waren große Fenster darinnen.

Fräulein Laura wunderte sich und sprach: „Wie, Tante, ich habe noch nie ein so helles Hühnerhaus gesehen!"

Frau Wood hatte sich in eine Art Verschlag gebeugt, wo's nicht so hell war und wo sich die Nester befanden. Sie richtete sich auf und ihr Gesicht war röter als sonst; mit freudigem Lächeln sah sie die Fenster an: „Ja, es gibt kein Hühnerhaus im Staate New Hampshire, das so große Fenster hat. Wenn ich sie ansehe, dann denk' ich an die Hühner meiner Mutter und wünsche, daß sie solch einen Platz wie diesen gehabt hätten. Sie würden sich eingebildet haben, daß sie im Hühnerparadies wären. Als ich jung war, da wußten wir nicht, daß Hühner Licht und Wärme liebten. Im Winter mußten sie in einer dunkeln, kalten Hütte nächtigen, wo häufig ihre Kämme erfroren und dann abfielen. Wir dachten nicht darüber nach. Hätten wir das gethan, so hätten wir gesehen, daß sie Licht und Wärme suchten, wenn wir sie auf dem Misthaufen sich sonnen sahen. Arme Tierchen! Sie litten so viel durch die Kälte, daß sie uns im Winter keine Eier legen konnten."

„Du interessierst dich sehr für dein Geflügel, Tante?" sagte Laura.

„Ja gewiß, und ich habe auch Ursache dazu. Ich will dir meine Leghornhenne «Jenny» zeigen, die mir Eier genug im Jahre legt, um aus deren Erlös meine Zeitschriften für Hühnerzucht bezahlen zu können. Ich kaufe alle meine eignen Kleider mit meinem Hühnergelde und habe kürzlich Geld in der Bank angelegt, mit dem ich mir einige Schwärme Bienen anschaffen will. Selbst wenn ich meinen Hühnern nicht geneigt wäre, so würde es mich doch bezahlen, sie zu pflegen wegen des Gewinnes, den ich von ihnen habe. Daß sie viel Arbeit machen, versteht sich von selbst. Manchmal bekommen sie Ungeziefer, und ich muß sie einreiben und mit Karbolsäure besprengen, oder sonst eins von meinen zahlreichen Mitteln anwenden, muß ihnen Asche oder Staub geben, worin sie sich baden können, sie müssen Sand haben und auch Kalk für Eierschalen. Mit den Hühnern muß ich während der Brütezeit sehr vorsichtig sein, damit sie regelmäßig ihre Nahrung und auch etwas Bewegung bekommen. Es gibt hundert Dinge zu beachten, wenn jemand Geflügelzucht als Geschäft betreiben will. Wer Geld dabei verdienen will, für den bezahlt sich's, das Hühnervieh wohl zu pflegen."

„Ich habe beobachtet", erklärte Laura, „daß deine Trinkgefäße viel besser sein müssen, als die flachen Pfannen, die ich für viele Hühner bei andren gesehen habe."

„Schmutzige Dinger sind das", bestätigte Frau Wood, „ich möchte kein solches gebrauchen; denn ich glaube nicht, daß es etwas Schlimmeres für Federvieh gibt als schmutziges Trinkwasser. Meine Hühner müssen so reines Wasser haben, wie ich selbst trinke, und im Winter wärme

ich es ihnen. Wenn es morgens kochend in die Gefäße gegossen wird, so bleibt es lau bis zum Abend. Was die flachen Trinkgefäße betrifft, so wollte ich sie nicht haben, selbst ehe ich von unsren Wasserbehältern gehört hatte. Johann hatte etwas davon in einer Zeitschrift gelesen, und nach dieser Beschreibung nahm er ein kleines Fäßchen, bohrte ein kleines Loch an der Seite, etwa einen Zoll von oben, hinein und bedeckte es mit einer flachen Schüssel, die etwas größer war als das Fäßchen; dann wandte er es mit der Schüssel um und das Wasser floß in diese so hoch wie das Loch, und das mußte erst verbraucht werden, ehe mehr hineinfließen konnte. Laß uns nun gehen und meine schönen Bronzetruthühner sehen. Die brauchen keine Hütten, denn sie schlafen in den Bäumen."

Wir sahen eine Partie von Truthühnern, und Fräulein Laura bewunderte ihre wechselnden schillernden Farben sehr. Einige der Hähne waren sehr groß, und ich liebte sie nicht, denn sie liefen gegen mich und machten schrecklichen Lärm.

Danach zeigte Frau Wood uns Enten, die sie in einem Hofe eingesperrt hatte und denen sie Pflanzenkost gab, um ihrem Fleisch guten Geschmack zu geben. Nach einiger Zeit würde sie dieselben auf den Markt senden und gut bezahlt bekommen.

Jeder Platz, an den sie uns führte, war so rein wie möglich. „Niemand", sagte sie, „kann Federvieh im Großen erfolgreich ziehen, wenn er ihre Ställe nicht rein und wohnlich hält."

Bis dahin hatten wir noch keine Hühner gesehen, außer einigen auf den Nestern, und Laura fragte:

„Wo sind sie? Ich möchte sie gern sehen."

„Sie kommen", war Frau Woods Antwort. „Es ist ihre Frühstückszeit und sie sind so pünktlich wie ein Uhrwerk. Sie gehen früh hinaus, um erst ein wenig für sich selbst zu scharren." So sagend, trat sie ein wenig von dem Brettergang und sah nach den Feldern hin. Fräulein Laura brach in Lachen aus. Von hinter der Scheuer her kamen die Hühner. Da sie Frau Wood da stehen sahen, glaubten sie zu spät zu kommen und fingen an zu laufen, zu fliegen und eins über des andren Rücken zu springen, und dehnten ihre Hälse lang in großer Aufregung. Einige streckten ihre Beine ganz gerade nach hinten aus. Es war spaßig, sie zu sehen. Frau Wood hatte eine große Anzahl von Federvieh, meistens weiß mit glänzendem Gefieder und hellen Augen. Sie fraßen gierig auf, was Frau Wood ihnen hingestreut, und ihre Herrin sagte: „Sie meinen, ich hätte ihre Frühstückszeit verändert, und morgen werden sie daher etwas früher kommen, und doch denken manche Leute, Hühner hätten keinen Verstand."

Neunzehntes Kapitel.

Ein Tierschutzverein.

Einige Abende, nachdem wir nach dem Gut gekommen waren, saßen Frau Wood und Fräulein Laura im Vorbau und ich lag zu ihren Füßen. „Tante", fing Laura an, „was bedeuten die Buchstaben an der Silbernadel, die du mit dem Stück Band trägst?"

„Du weißt doch, was das weiße Band bedeutet?", fragte ihre Tante dagegen.

„Ja, daß du zum Enthaltsamkeitsverein gehörst, nicht wahr?"

„Ja, und die Sternnadel zeigt, daß ich Glied eines Tierschutzvereins bin. Weißt du, was ein solcher Verein ist?" fragte Frau Wood.

Laura verneinte.

„Wie sonderbar! Ich dachte, daß ihr in Fairport mehrere haben müßtet. Ein verkrüppelter Junge, der Sohn eines Bostoner Künstlers, hat den hiesigen Verein gegründet und viel Gutes damit gethan. Morgen ist Versammlung und ich will dich mitnehmen, wenn's gefällig ist."

Dies war am Montag, und nachdem am nächsten Nachmittag die Arbeit gethan war, machten sie sich fertig zum Gehen.

„Darf Sepp mitgehen?" fragte meine Herrin.

„Gewiß", erklärte Frau Wood; „er ist ein so guter Hund und wird keine Störung machen."

Ich war sehr froh, das zu hören, und trabte neben ihnen her die Allee hinunter zur Straße. Die Allee war sehr kühl und angenehm. An jeder Seite standen hohe Bäume und aus dem Gras blickten uns hübsche Blümlein an.

Frau Wood und Laura sprachen den ganzen Weg von dem Tierschutzverein, und meine junge Herrin interessierte sich sehr dafür und entschloß sich, einen solchen in Fairport zu gründen.

„Das ist sehr einfach", erklärte die Tante. „Du darfst nur ein Gelöbnis oben auf ein Stück Papier schreiben: «Ich will versuchen, gut gegen alle unschädlichen lebendigen Kreaturen zu sein und sie vor grausamer Behandlung schützen», und laß das dann von dreißig Personen unterschreiben, so ist der Verein da. Ich habe schon zwei oder drei gegründet, indem ich mir solche Papiere bereit hielt und sie von besuchenden Freunden unterschreiben ließ. Ich nenne sie korrespondierende Vereine, wenn sie zu weit auseinander sind, sich zu versammeln. Den Gliedern sende ich Vereinsblätter, und ich bekomme schöne Briefe von ihnen, worin sie mir berichten, was sie den Tieren Gutes thun.

„So ein Verein ist sehr gut für einen Ort. Es ist ein großer Unterschied in Riverdale, seit der hiesige besteht. Vorher, wenn jemand ein Pferd mißhandelte und

man verwies es ihm, so pflegte er wohl zu trotzen: «Dies Pferd gehört mir und ich kann damit thun, was ich will», und die meisten dachten, er habe recht; aber jetzt tritt jeder für das arme Tier ein, und es gibt hier niemand, der es wagen dürfte, ein Pferd zu mißhandeln.

„Und das kommt durch die Kinder. Die thun viel Arbeit, und ich sage, daß es gut für sie selbst ist. Seit wir die Sache studiert haben, erfahren wir genug zum Erschrecken, was uns über unsre amerikanischen Knaben und Mädchen zugesandt wird. Weißt du, Laura, daß, bei all unsrem Prahlen von unsren Schulen und Hochschulen, die wirklich wunderbar sind, wir mehr Verbrecher aufziehen als irgend ein gebildetes Volk außer Italien und Spanien? Als Ursache wird der Mangel an passender Erziehung der Jugend unsres Landes angegeben. Die Einwanderung hat auch etwas damit zu thun. Wir denken zu viel an die Ausbildung des Verstandes und vergessen Herz und Seele. Darum sage ich jetzt, während wir unsre künftige Bevölkerung, Heilige und Sünder, Gute und Böse in den Schulen haben, laßt uns zusehen, daß wir zwischen Geographie, Geschichte und Grammatik etwas mit hineinschlüpfen lassen, das tiefer geht und sie so ergreifen möchte, daß, wenn sie erwachsen sind und in die Welt hinausgehen, sie Lektionen von Liebe und Wohlwollen für Menschen und Vieh mitnehmen.

„Ein kleines Kind ist ein zartes Wesen. Du kannst es biegen wie ein Bäumchen. Da wir von Herzensbildung reden, die der Verstandeserziehung gegenüber steht, so sagen uns viele Schullehrer, daß für die erstere

nichts besser ist, als die Jugend Güte gegen Tiere zu lehren. Kinder, die solche gegen sprachlose Tiere gelehrt wird, die werden gütig gegen ihre Mitmenschen und auch gütig sein, wenn sie erwachsen sind."

Diese Reden gefielen mir so sehr, daß ich mich dicht bei den Damen hielt, damit ich kein Wort verlieren möchte.

Beim Weitergehen kamen wir hier und da an Häusern vorbei, die zwischen Bäumen ein wenig vom Wege standen. Bald standen sie dichter, und ich sah auch einige Läden. Dies war das Städtchen Riverdale, und fast alle Gebäude standen an dieser krummen Straße. Der Fluß war weiter zurück. Wir waren schon mehrmals dahin gefahren. Nun kamen wir am Schulhause vorbei. Es war ein viereckiges weißes Gebäude, das in der Mitte eines großen Platzes stand. Knaben und Mädchen kamen mit Armen voll Büchern die Treppe herab und in die Straße. Zwei große Knaben gingen hinter uns her, und Frau Wood wandte sich um und fragte sie, ob sie in den Verein gingen?

„O ja, Madame", sagte der Jüngste. „Erinnern Sie sich nicht, daß ich eine Aufgabe habe?"

„Ja, ja", sagte Frau Wood mit fröhlichem Lachen; „entschuldige meine Vergeßlichkeit. Und hier ist Dolly und Jenny und Martha!" fuhr sie fort, als einige kleine Mädchen aus einem Hause, das wir passierten, gesprungen kamen. Sie schlossen sich uns an und betrachteten meinen verstümmelten Körper so scharf, daß ich ganz scheu wurde und meinen Kopf gegen Fräulein Lauras Kleid drückte. Sie beugte sich und streichelte mich, und dann war's mir, als ob ich nichts danach fragte, wieviel sie

mich anstarrten. Sie vergaß mich niemals. So fleißig sie auch beschäftigt war, mit Arbeit oder im Spiel oder mit sonst etwas: sie hielt bisweilen inne, mir einen Blick zuzuwenden oder ein Wort zu sagen, um zu zeigen, daß sie nahe war.

Frau Wood stand vor einem großen Hause an der Hauptstraße still, wo viele Knaben und Mädchen eintraten und wir auch. Es war ein geräumiges Zimmer mit einer Rednerbühne an einem Ende. Hier standen einige Stühle und ein kleines Tischchen. Dabei stand ein Knabe, der seine Hand an einer kleinen Glocke hatte. Als er jetzt läutete, war alles still. Frau Wood flüsterte ihrer Nichte zu, daß dies der Präsident und der blasse junge Mann an seiner Seite der Gründer des Vereins, Herr Maxwell, der Künstlerssohn, sei. Der Junge, der den Vorsitz führte, hatte eine wohlklingende, helle Stimme. Er sagte, daß sie die Versammlung mit einem Gesang anfangen wollten. Nahe der Plattform war eine Orgel, und ein kleines Mädchen begleitete den Gesang mit Musik, und alle Knaben und Mädchen sangen lieblich und deutlich.

Als sie fertig waren, verlangte der Präsident den Bericht von der letzten Sitzung.

Ein kleines Mädchen senkte ihr Köpfchen, und mit gerröteten Backen trat sie vor und las von einem Papier, das sie in der Hand hatte.

Der Präsident machte einige Bemerkungen, und ließ dann abstimmen. Es ging ebenso zu wie in einer Versammlung von Erwachsenen, und ich mußte mich wundern, daß diese Kinder alle so sittsam, brav und still waren. Keine lärmende Fröhlichkeit oder Lachen, alle

waren still und aufmerksam. — Nach der Abstimmung forderte der Präsident Johann Turner auf, sein Stück zu deklamieren. Dies war der Knabe, den wir auf dem Wege gesehen hatten. Er kam auf die Plattform, verbeugte sich und sagte, er habe zwei Geschichten aus dem Blatt „Stumme Tiere" gelernt, die er nun mitteilen wolle. Eine handle von einem Pferd und die andre von einem Hund, und es scheine ihm, daß dies zwei von den besten aufgeschriebenen Tiergeschichten seien, die es gebe. Er wolle die vom Pferd zuerst mitteilen:

„Ein Mann in Missouri mußte nach Nebraska, um sich Land anzusehen. Er ritt zu Pferde. Das Tier hatte er selbst abgerichtet, daß es wie ein Hund auf seinen Pfiff hörte. In Nebraska kam er an eine Wegscheide: der eine Weg ging über die Hügel, der andre dem Fluß entlang. Der Mann sah, daß der Weg über die Höhen der gebrauchteste sei, dachte aber, er wolle den am Fluß entlang nehmen. Er wußte indessen nicht, daß es an einer Stelle durch Sandtiefen ging und daß die Leute den Weg im Frühjahr und Sommer nicht gebrauchen konnten. Es war eine Warnungstafel da gewesen, daß Fremde sich hüten sollten; aber sie war weggekommen. Der Mann stieg ab und ließ sein Pferd weiden. Er selbst ging zu Fuß und kam so weit von seinem Roß, daß er sich hinsetzen und warten mußte. Plötzlich bemerkte er, daß er auf einer Sandtiefe war. Seine Füße waren hineingesunken, daß er sie nicht herausziehen konnte. Er warf sich nieder und pfiff seinem Pferd und rief um Hilfe; aber es kam keine. Er hörte junge Leute auf dem Fluß singen; aber sie hörten ihn nicht. Der schreckliche Triebsand zog ihn

hinein bis fast an seine Schultern. Jetzt kam sein Pferd heran gesprungen und stellte sich neben seinen Herrn. Dieser war zu tief gesunken, um Zügel oder Steigbügel zu fassen; darum ergriff er den Schwanz und hieß das Tier gehen; es that einen kräftigen Zug und rettete seinen Herrn."

Alles klatschte mit den Händen, stampfte mit den Füßen und rief: „Die Hundsgeschichte! Die Hundsgeschichte!"

Der Knabe verbeugte sich, lächelte und fing wieder an:

„Ihr wißt wohl, was das Eintreiben von Vieh bedeutet. Die Herde wird dann von der Seite zusammengetrieben. Ein Mann im Süden wollte eine veranstalten und besprach die Sache mit seinen Söhnen und Freunden. Es war ein böser, schwarzer Stier da, und sie befragten sich, ob ihr alter, gelber Hund Tigo ihn bezwingen könnte. Tigo lag da, horchte und überlegte sich die Sache. Am nächsten Tage gab's ein großes Durcheinander. Der Stier wütete und stürmte umher und wollte niemand nahe genug herbei kommen lassen, daß er das wütende Tier mit der Geißel erreichen könnte. Tigo, der immer mutig gewesen war, schlich ein Weilchen umher, als wenn er Mut fassen wollte, und ging dann auf den Stier los. Dieser sah ihn, brüllte und legte den Kopf herunter, um ihn auf die Hörner zu spießen. Tigo ergriff die Flucht, und seine jungen Herren waren fast außer sich. Sie hatten ihn gepriesen und fürchteten nun, daß ihr Ruhm von ihm sich als unbegründet erweisen möchte. Ihr Vater rief ihnen zu: «Schießt Tigo nicht, bis ihr seht, wo er hinläuft.» Tigo lief gerade in den Viehhof, und der Stier war so aufgeregt, daß er

nicht wußte, was er that, und folgte dem Hunde in den Hof. Tigo sprang über die Mauer und lief herum an das Thor. Hier bellte und heulte er, daß jemand kommen und den Stier einsperren möchte. Das thaten sie, streichelten Tigo und kauften ihm ein Halsband mit einer silbernen Platte."

Der Knabe bekam viel lauten Beifall und ging nach seinem Sitz. Der Präsident sagte, er wünsche Bemerkungen über diese Geschichten zu hören. Mehrere Kinder hoben die Hand auf, und er ließ sie der Reihe nach reden. Einer sagte, daß, wenn dem Pferde der Schwanz gekürzt gewesen wäre, sein Herr ihn nicht hätte erreichen können, und er also umgekommen wäre. Ein andrer sagte, wenn der Mann sein Pferd nicht gut behandelt hätte, dann würde es nicht auf seinen Pfiff gekommen sein, um zu sehen, wie es ihm helfen könnte. Ein andres Kind sagte, die Leute auf dem Fluß waren nicht so schnell gewesen, das Rufen des Mannes in seiner Not zu hören, wie das Pferd.

Als dies vorüber war, verlangte der Präsident Geschichten von ausländischen Tieren.

Da kam ein Knabe hervor, verbeugte sich und sagte in kurzen, abgebrochnen Sätzen: „Mein Onkel heißt Henry Worthington. Er ist ein Engländer und war Soldat in Indien. Als er eines Tages im Punjab jagte, sah er eine Affenmutter ein junges totes Äffchen herumtragen. Sechs Monate danach war er im selben Gebüsch und sah dieselbe Äffin das tote Äffchen ganz zusammengeschrumpft noch herumtragen. Das Tier liebte ihr Kindchen und wollte es nicht verlieren."

Der Knabe ging nach seinem Sitz, und der Präsident

sagte mit einem sonderbaren Blick: „Das ist eine schöne Geschichte, Ronald, wenn sie wahr ist.“

Keins von den Kindern lachte; aber Frau Woods Gesicht wurde rosenrot, Fräulein Laura biß sich auf die Lippen und Herr Maxwell vergrub sein Gesicht in seine Arme und schüttelte sich.

Der letzte kleine Erzähler wurde feuerrot vor Zorn. Er sprang auf und rief: „Mein Onkel ist ein wahrheitsliebender Mann. Er hat nie in seinem Leben eine Lüge gesagt.“

Der Präsident blieb stehen, sein Gesicht erglühte. Da stand ein großer Junge hinten im Zimmer auf und sagte: „Herr Präsident, was hier unmöglich wäre, möchte wohl geschehen können in einem heißen Klima wie das in Indien. Trocknet Hitze nicht manchmal Dinge auf und präserviert sie?“

„Danke für die Andeutung“, sagte der Präsident mit erheitertem Gesicht; „wir wollen niemand wehe thun; aber ihr wißt, daß unser Verein die Regel hat: nur wahre Geschichten hier vorzutragen.“

Zwanzigstes Kapitel.

Geschichten von Tieren.

Ein kleines Mädchen mit fröhlichem Gesicht und leuchtenden Augen erhob sich gerade hinter Fräulein Laura und ging nach vorn. „Mei Trosvater", sagte sie mit kindlicher Stimme, „sagt: Als er ein kleiner Junge war, sein Vater bracht ihm ein klein Affen von Westindie. Die böse Bube im Dorf neckte kleine Aff und er klettern auf Baum. Die böse Bube werfe Stein nach ihm. Ein Mann, anstreiche an Haus, er Bube fortjage und klein Affee runter komme von Baum und schütteln Hand mit de Mann. Mein Trosvater ihn sehen", fügte sie mit einem Seitenblick auf den Präsidenten bei, als ob sie fürchtete, er möchte ihr Geschichtchen bezweifeln.

Als das Mädchen zurück ging zu ihrem Sitz, da gab es viel Beifallklatschen; aber sie sprang gleich wieder auf und ging nach vorn. „Ach, ich hab' vertessen", fuhr sie mit ihrer kleinen hellen Stimme fort, „daß mei Trosvater sagt, die Aff dernach dem Anstreicher sein

Öltann umgeworfen und sich im Öl gewälzt hat und dann in mei Trosvater sein Mehlfaß gesprungen."

Der Präsident sah sehr erheitert aus und sagte: „Wir haben einige gute Geschichten von Affen gehabt, laßt uns nun auch einige von Haustieren hören. Wer kann uns etwas von einem Pferd erzählen?"

Drei oder vier Knaben standen auf, aber der Präsident sagte: „Nur einer nach dem andren."

Der erste erzählte: „Ein Knabe von Riverdale ging am Ufer des Kanals in Hoytville. Er sah einen Knaben, der zwei Pferde vor einem Boot trieb. Das vordere Pferd war faul, und der Junge wurde böse und schlug es mehrmals mit der Peitsche über den Kopf. Der Riverdale-Junge rief ihm zu und bat ihn, nicht so grausam zu sein; aber der Schelm wollte nicht hören. Plötzlich wandte sich das Pferd, faßte seinen Quäler bei der Schulter und schob ihn ins Wasser des Kanals. Es war nicht tief und der kleine Kerl kam nach einigem Hin- und Herkrabbeln naß und schmutzig heraus, setzte sich am Ufer hin und sah das Tier mit so komischen Blicken an, daß der andre Knabe sich das Taschentuch in den Mund schob, um sich des lauten Lachens enthalten zu können."

„Laßt uns hoffen", sagte der Präsident, „daß der Knabe etwas dabei gelernt hat und in Zukunft sein Pferd besser behandeln wird. Nun, Bernhard Hove, laß uns deine Geschichte hören!"

Dies war ein Bruder des kleinen Mädchens, das von dem Äffchen erzählt hatte. Auch er hatte offenbar mit dem Großvater geredet und erzählte zwei Geschichtchen. Der Knabe sagte: „Als sein Großvater jung gewesen, habe er in Fairport im Staat Maine gewohnt.

Eines Tages stand er auf dem Marktplatz und sah, wie die erste Postkutsche zusammengefügt wurde. Sie war in Stücken von Boston gekommen, denn es war zu der Zeit noch niemand in Fairport, der eine hätte anfertigen können. Die Kutsche fuhr an einem Tage hinauf ins Land und kam am nächsten Tage zurück. Für geraume Zeit verstand niemand zu fahren, und die Pferde kamen bluttriefend heim. Der Schwengel drehte sich und verwundete sie, und wenn ihre Kumte abgenommen wurden, waren Hals und Schultern wund. Nach und nach lernten die Männer fahren und die Pferde litten weniger."

Die andre Geschichte spielte sich auf einem altmodischen Schiff ab, das vor mehr als siebzig Jahren zwischen Fairport und der Insel fuhr und das durch acht Pferde, die eine Maschine trieben, in Bewegung gesetzt wurde. Eines Nachmittags waren zwei Tanzmeister auf dem Boot und saßen da, wo die Pferde auf ihrem Rundgang an ihnen vorbei mußten. Sie waren böse Menschen, die die Violine spielten und niemals am Tag des Herrn zur Kirche gingen. Jedesmal, wenn die Pferde an ihnen vorbei kamen, stachen sie dieselben mit ihren Federmessern. Der Treiber sah endlich das Blut von den armen Pferden tropfen, und die Bubenstreiche der Tanzmeister wurden entdeckt. Einige junge Männer an Bord wurden so entrüstet, daß sie Tauenden nahmen, die Tanzmeister mit einer Tracht Schlägen beehrten und sie dann ins Wasser warfen, daß sie nach der Insel schwimmen mußten.

Als der Knabe sich setzte, las ein junges Mädchen einige Verse vor, die sie aus einem Blatt geschnitten hatte:

„Mein Kind, verschon' die Kröte,
Ob häßlich gleich sie scheint:
Plag' sie nicht oder töte,
Da gut sie's mit uns meint.
Geduldig sieh' sie sitzen,
Bis naht ein Insekt ihr:
Dann schießet wie mit Blitzen
Die Zung' zum Fang herfür.
Und blinzelnd mit den Augen,
Nach neuem Wild sie späht:
Insekten, die nicht taugen,
Sie nicht als Speis' verschmäht."

Herr Maxwell erzählte hierauf etwas Interessantes von einem Hunde, sagte aber dabei, der Präsident brauche nicht zu fürchten, daß es nicht wahr sei, denn es sei in seinem Kosthause vorgekommen und er habe es selbst gesehen. Am letzten Montag, dem gewöhnlichen Waschtage, habe seine Wirtin ihre Wäsche aufgehängt. Dabei war auch ein graues wollenes Unterhemd ihres Mannes. Der junge Hund, den sie hatten, zog dasselbe von der Leine und zerriß es in Stücke. Die Frau legte es auf Seite und sagte dem Hunde, sein Herr werde ihn strafen Als dieser zum Mittagessen kam, zeigte er dem Hunde die Stücke und gab ihm eine Tracht Prügel. Der Hund lief nun nach andern Waschleinen im Dorfe, und suchte, bis er ein ähnliches Hemd fand. Dieses brachte er, legte es seinem Herrn zu Füßen und wedelte freudig mit dem Schwanz.

Danach stand ein fröhlicher Knabe, namens Simon Gray, auf und sprach: „Ihr alle kennt unser altes graues Roß Ned. Letzte Woche verkaufte es mein Vater einem Manne in Hoytville, und ich ging an den Bahnhof, als

es abgesandt wurde. Man that es in einen geschlossenen Wagen. Die Thüren wurden ein wenig offen gelassen, daß es Luft haben sollte. Es war aber eine schmale Schiebthür etwa vier Fuß vom Boden, und das alte Pferd schob diese Thür weit genug auf, kroch durch sie und fiel aus dem Wagen. Als ich aus der Schule kam, sah ich es an der Bahn gehen. Es hatte sich nicht beschädigt, außer einigen Schrammen. Es freute sich, mich zu sehen, und folgte mir nach Hause. Es muß von dem Zug gesprungen sein, als derselbe im vollen Lauf war; denn es war an keiner Station gesehen worden, und die Bahnleute waren erstaunt, die Thüren verschlossen und doch den Wagen leer zu finden, als sie in Hoytville ankamen. Mein Vater einigte sich mit dem Käufer, daß er Ned bei uns bleiben ließ, denn Vater sagte: «Wenn das Tier so gern in Riverdale ist, so soll es auch hier bleiben.»"

Der Präsident forderte die Knaben und Mädchen zu dreimaligem „Hurra!" für Ned auf. Danach wurde noch etwas gesungen. Nachdem sich alle wieder gesetzt hatten, wollte er wissen, was die Glieder während der letzten zwei Wochen für die Tiere gethan hätten? Ein Mädchen erzählte, wie sie ihren Bruder abgehalten hätte, nach zwei Eulen zu schießen, die in die Scheune zu kommen pflegten und schädliche Ratten und Mäuse fingen; sonst würden die Eulen in den Wald flüchten.

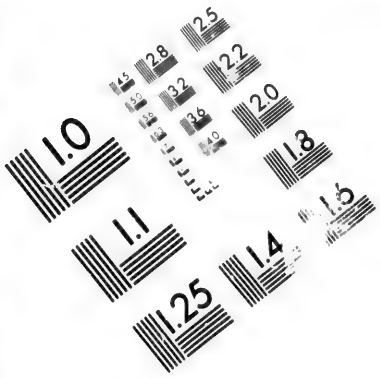
Ein Knabe sagte, daß er einige seiner Freunde überredet habe, daß sie die Würmer, die sie als Köder gebrauchten, erst in heißem Wasser töten sollten, ehe sie zum Fischen gingen. Auch versprachen sie ihm, die Fische gleich zu töten, sobald sie aus dem Wasser gezogen wären.

Dies könne am leichtesten mit einem harten Schlag auf den Hinterkopf geschehen. Sie versprachen ihm das um so lieber, als er ihnen sagte, die Fische würden besser schmecken, wenn sie gleich nach dem Fang getötet würden.

Ein kleines Mädchen berichtete, daß sie ihre Mutter überredet, nie mehr Hummer oder Seekrebs in kaltem Wasser totkochen zu wollen. Sie erzählte auch, wie sie einen Mann auf der Straße angehalten und gebeten habe, ein paar Hühner, die er trug, nicht mit dem Kopf nach unten zu tragen. Der Mann sagte, den Tieren wäre das einerlei, und sie spitzte ihren kleinen Mund und zeigte der Versammlung, wie sie ihm gesagt habe, sie möchte lieber hören, was die Hühner dazu sagten. Dann hätte er gelacht über sie und gesagt: „Gewiß, kleine Dame!“ und hätte die Tiere getragen, wie sie ihm gesagt. Sie hatte auch mit verschiedenen Jungens außerhalb des Städtchens gesprochen, die Vögel und Frösche mit Steinen warfen und Schmetterlinge aufnadelten, und hätte sie in den Verein geladen.

Dieses Kind schien mehr für die Tiere gethan zu haben als irgend jemand. Sie hatte eine Bittschrift unter den Knaben des Dorfes herumgetragen, sie ersuchend, keine Vogelnester auszuheben. Sie war sogar in ihres Vaters Stall gegangen und hatte ihn gebeten, sie in die Höhe zu heben, daß sie seinen Pferden ins Maul sehen könnte, ob ihre Zähne gefeilt werden müßten oder faul seien.

Wenn er über sie lachte, dann sagte sie ihm, daß Pferde oft schrecklich Zahnschmerz hätten und daß sie manchmal durchbrennen, weil etwa das eiserne Gebiß



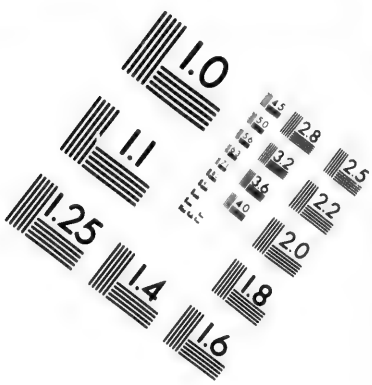
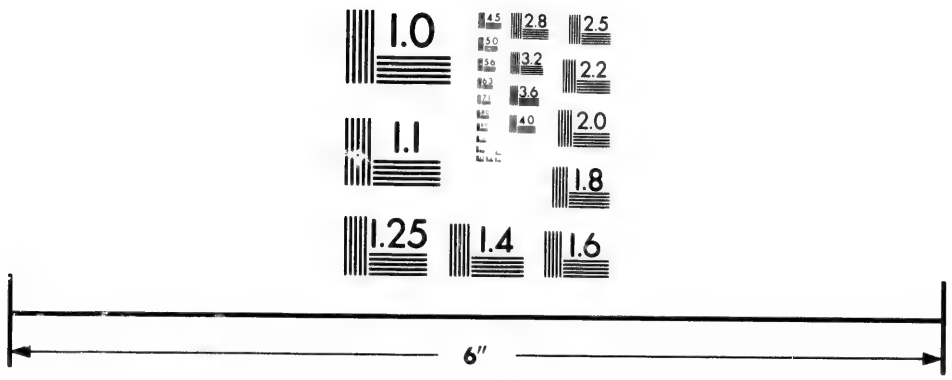
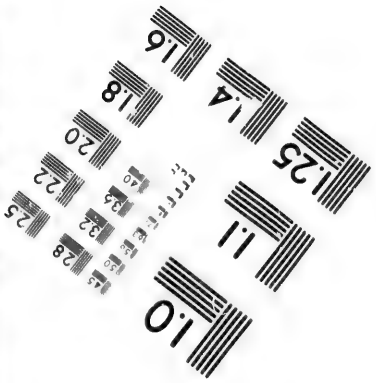
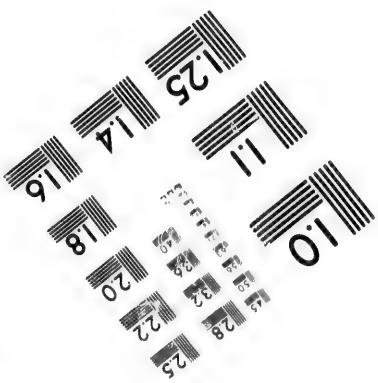


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

eine wunde Stelle der Nerven drückt, bis das arme Tier fast außer sich ist vor Schmerz.

Sie war noch ein ganz kleines Mädchen und ihrer Rede nach mußte ihr Vater sie sehr lieben, denn sie erzählte, wieviel Mühe er sich gemacht, ihr Vogelhäuschen zu fabrizieren für die kleinen Vögel, die auf ihrem Landgut sich einstellten. Sie sagte ihm, daß die kleinen Vögelchen so geschickt wären, Insekten zu fangen, und daß sie darin nicht gestört und gehindert werden sollten durch Nesterbauen, sondern sollten all ihre Zeit darauf verwenden können. Ihr Vater machte diese Vogelhäuschen recht klein, damit die Spatzen sich nicht hinein drängen und die kleinen Bewohner vertreiben könnten.

Ein Knabe sagte, er habe sich ein Gefäß mit Farbe verschafft und habe mit großen Buchstaben an alle Zäune seines Vaters die Worte gemalt: „Schone die Kröten! Töte keine Vögel! Jeder Vogel, der umgebracht wird, ist ein Verlust für das Land!"

„Das erinnert mich", sagte der Präsident, „die Mädchen zu fragen, was sie hinsichtlich des Putzmachergeschäfts gethan haben?"

„Ich habe", sagte ein größeres Mädchen mit ernstem Gesicht, „meiner Mutter gesagt, daß ich es für unrecht halte, Federn zu tragen, und sie hat mir versprochen, keine mehr außer Straußenfedern tragen zu wollen."

Frau Wood bat um Erlaubnis, jetzt einige Worte sagen zu dürfen. Der Präsident forderte sie auf mit den Worten: „Gewiß, wir hören immer gern von Ihnen."

Sie trat auf die Bühne und schaute den anwesenden Knaben und Mädchen in die gespannten Gesichter: „Liebe Knaben und Mädchen! Es sind mir Blätter von

Boston zugesandt worden, die Thatsachen mitteilen in Hinsicht der Vögel und des Hinmordens derselben, und ich möchte euch einige dieser Thatsachen wissen lassen. Ihr wißt alle, daß an fast jedem Baum und jeder Pflanze Insekten herum schwärmen, und daß nichts wachsen könnte, wenn die Vögel das Ungeziefer nicht abfräßen. Die kleinen Schnäbel sind den ganzen Tag geschäftig. Jede besondere Art von Vögeln hat ihr eignes Geschäft. Die einen lesen sorgsam die Käfer von den Kartoffelpflanzen; andre fressen Getreidezerstörer, wieder andre ziehen gegen die Fruchtwanze zu Felde, noch andre, wie die Spechte, graben die Holzwürmer aus den Bäumen; wieder andre fressen Fliegen, Geziefer und Stechfliegen, die uns quälen. Nichts Fliegendes oder Kriechendes entgeht ihren kleinen scharfen Äuglein. Ein berühmter Franzose sagt, daß, wenn die Vögel nicht wären, so würden die Menschen von der Erde vertilgt werden. Sie thun all dieses für uns, nicht zu reden von der tausendtönigen Musik, die sie für uns machen; und wie belohnen wir sie? In ganz Amerika wird Jagd auf sie gemacht und werden sie getötet. Fünf Millionen Vögel jährlich gefangen für amerikanische Frauen und Mädchen, um ihre Hüte zu schmücken (?). Denkt einmal darüber nach, ihr Mädchen! Ist's nicht schrecklich? Fünf Millionen unschuldige, fleißige, schöne Vögelchen umgebracht, daß gedankenlose Weibsleute sich mit den toten Körperchen aufputzen können. Eine Million Reisvögel sind in der Nähe von Philadelphia in einem Monat umgebracht worden. Siebzig Singvögel sind von einem Dorf in Long Island an New Yorker Putzmacher gekommen. Grausame Menschen schießen in Florida

die Muttervögelein von den Nestern, während sie ihre Jungen aufziehen, weil dann ihr Gefieder schöner sein soll. Die Kleinen jammern kläglich und verhungern. Jeder Vogel von den seltenern Arten, der getötet wird, wie die Kolibri, Oriole und Königsfischer, schließt den Tod von mehreren andren ein, nämlich die verhungernden Jungen, die Verwundeten, die wegfliegen und sterben, und die, deren Gefieder so beschädigt ist, daß es nicht gebraucht werden kann. In einigen Fällen, wo Vögel prächtige Flügel haben, reißen die Jäger auch wohl diese ab und werfen die armen Tierchen weg, welche dann langsam und mit großen Schmerzen sterben.

„Ich teile euch nur höchst ungern solche schmerzliche Dinge mit, aber es scheint mir nötig zu sein. Ihr werdet bald Männer und Frauen werden. Thut dann, was ihr vermöget, um dieses schreckliche Treiben abzuschaffen. Unsre schönen Vögel werden ausgerottet und die Pest der Insekten vermehrt sich. Der Staat Massachusetts hat über hunderttausend Dollar verloren, weil er die Vögel nicht beschützt hat. Die Baummotten entlaubten die Bäume um Boston her, und der Staat mußte all dies Geld auszahlen und konnte dann die Motten nicht los werden. Die Vögel hätten es besser gekonnt, aber die waren alle fort. Mein letztes Wort an euch ist: «Schützt die Vögel!»“

Frau Wood ging nach ihrem Sitz, und ob die Knaben und Mädchen sehr aufgemerkt hatten, gab's doch keinen lauten Beifall. Sie sahen traurig drein und blieben für einige Minuten ganz still; aber ich sah ein oder zwei kleine Mädchen ihre Augen wischen, und ich denke, sie bedauerten die Vögel.

„Hat irgend ein Knabe etwas gethan gegen die Scheuklappen und Überzäume?“ fragte nun der Präsident.

„Ich hatte“, sagte ein Knabe mit sonngebräuntem Gesicht, „am letzten Montag einen fröhlichen Tag. Mein Vater ließ mich alle Scheuklappen mit dem Federmesser abschneiden.“

„Wie hast du ihn bewogen, es zu erlauben?“ fragte der Präsident.

„Ich sagte ihm“, erklärte der Kleine, „daß ich nicht einschlafen könnte, weil ich immer an ihn denken müsse. Ihr wißt, daß er viel nachts fährt. Ich sagte ihm, daß ich jedesmal in einer dunkeln Nacht, wenn er von Sudbury käme, an den tiefen Graben am Wege denken müsse und immer wünschte, daß seine Pferde keine Scheuklappen anhaben möchten, damit sie die Gefahr sehen könnten. Und wenn er von der Haltestelle abends heimkomme und müsse am Fluß hinfahren, wo das Wasser den Grund so weggeschwemmt hätte, daß die Wagenspur nur noch ein oder zwei Fuß vom Wasser sei, wünschte ich wieder, daß seine Pferde nach beiden Seiten sehen könnten, denn ich wüßte, daß sie klug genug wären, die Gefahr zu vermeiden, wenn sie dieselbe sehen könnten. Mein Vater sagte, das möchte wahr sein, aber seine Pferde wären mit Scheuklappen eingefahren worden und sie würden scheuen, wenn sie die Räder so nahe hinter sich sähen? Ich sagte ihm, daß mehr Unfälle bei Pferden mit Scheuklappen vorkämen, als bei solchen ohne Scheuklappen, und dann teilte ich ihm Herrn Woods Ansicht mit. Dieser Herr, der auf dem Landgut Dingley wohnt, sagt, das Schlimmste mit den Scheuklappen ist, daß ein beängstigtes Pferd niemals sehen kann, wann es

an dem Gegenstand vorbei ist, vor dem es scheut. Es meint immer, das Ding sei noch hinter ihm. Die Scheuklappen lassen es nicht zurückblicken, und es kann seinen Kopf nicht wenden, das Schreckbild gehörig zu betrachten, und so rast es weiter, und oftmals gehen Menschenleben verloren, weil man einem Auge, das gemacht wurde, um voll und frei in der Welt herum zu schauen, die Aussicht nimmt. Das überzeugte meinen Vater. Er sagte, er werde die Scheuklappen wegnehmen, und wenn er dann einen Unfall hätte, Herrn Wood die Rechnung für Schadenersatz schicken. Aber wir haben keinen Unfall gehabt. Die Pferde thaten zuerst etwas sonderbar und erschrocken, aber sie waren bald darüber hinweg und gingen so stetig wie man nur wünschen konnte."

Der Knabe setzte sich, und der Präsident erklärte: „Mir scheint es Zeit zu sein, daß unser ganzes Volk die Thorheit, die Hälfte des Pferdeauges zu bedecken, abschaffen sollte. Ihr Mitglieder des Vereins, haltet eure Hände neben eure Augen, so daß sie halb bedeckt sind, so werdet ihr euch halb eingesperrt vorkommen. Angenommen, ein Mädchen hätte ihre Augen halb verdeckt und sähe dann eine Maus, würde sie nicht springen?"

Alles lachte, und der Präsident fragte, ob ihm jemand sagen könnte, wer die Scheuklappen aufgebracht habe?

„Ein Engländer", rief ein Knabe, „der ein Pferd mit einem fehlerhaften Auge hatte. Er wollte den Fehler verdecken, und es ist eine große Schande, daß alle Pferde in Amerika leiden müssen, weil das englische Pferd am Auge litt."

„Das glaube ich auch!" sagte der Präsident; „dreimal geächzt, ihr Knaben, gegen die Scheuklappen."

Alle Kinder im Zimmer machten ein schrecklich Geächze. Dann gab's noch ein fröhlich Gelächter, und der Präsident wurde wieder ernst. „Noch sieben Minuten; diese Versammlung muß pünktlich um 5 Uhr geschlossen werden."

Ein großes Mädchen hinten im Saal stand nun auf und sagte: „Mein kleines Bäschen hier möchte dem Verein zwei Geschichtchen erzählen."

„Gut", sagte der Präsident, „bringe sie nur nach vorn." Dies that das große Mädchen und stellte ihre kleine Kousine vor die Knaben und Mädchen. Das Kind war natürlich verlegen. Es starrte in der Base Gesicht, drehte und wandte sein weißes Schürzchen durch seine Finger. So oft auch das große Mädchen des kleinen Schürze aus dessen Händen nahm, das Kind ergriff sie wieder. „Fang' an, Nanny!" sagte die Große freundlich.

„Nun, Kousine Eleonore", fing die Kleine an, „du kennst doch Topsy, Grahams Pony? Nun, er pflegte fortzulaufen, und ein großer, großer Mann kam und sagte, er wolle den Pony abrichten. Er fuhr dann jeden Tag und schlug Topsy, bis er müde war; aber Topsy lief doch fort. Dann sagte Papa, er wollte Topsy nicht so geschlagen haben, und er nahm jedesmal ein Stück Brot mit und streichelte Topsy, und er ist brav und läuft nicht mehr fort."

„Erzähle von Tiger", sagte das große Mädchen und die Kleine begann: „Du kennst Tiger, unsren großen Hund. Er war bös. Wenn Dr. Fairchild bei uns vorfuhr, dann sprang Tiger herbei und biß nach ihm. Aber der Doktor sprach freundlich und warf ihm Stückchen

Fleisch zu, und wenn er jetzt kommt, läuft Tiger neben ihm her und wedelt mit dem Schwanz. Jetzt gib mir einen Kuß, Kousine!"

Das große Mädchen mußte dran und ihr einen Kuß vor der ganzen Versammlung geben. Und wie die Knaben Beifall jubelten! Eleonore errötete und eilte zurück zu ihrem Sitz, und die Kleine hielt sich an ihrer Hand und trippelte mit.

Es folgte noch eine Geschichte von einem mutigen Neufundländerhund, der acht Menschen rettete, indem er hinaus schwamm zu einem gestrandeten Schiff und ein Seil holte, mittels dessen die Seeleute ans Ufer kamen.

Dann stand ein Knabe auf, den alle begrüßten und „Die Post! die Post!" riefen. Ich wußte nicht, was das meinte, bis Frau Wood Laura zuflüsterte, es sei ein Knabe, der Verse machte und die Kinder hörten ihn lieber als sonst jemand.

Er hatte eine Stumpfnase und Sommersprossen, und ich denke, er war der unansehnlichste Junge im Saal, aber das machte nichts, wenn die andren ihn liebten. Er schlenderte vorwärts mit den Händen auf dem Rücken und in langsamer Weise.

„Die schönen Verse, die heute hier gesprochen wurden", sagte er träumerisch, „haben einige Reime in mir erweckt, die ich noch nie gehabt, bis ich herkam." Alle ermutigten ihn fröhlich, und er fing an:

„Ich höre zum Tierschutzverein,
Thu' keiner Fliege weh;
Will Hund und Katzen freundlich sein,
Wo immer ich sie seh'.

Die Vöglein gern ich singen hör',
Werf' niemals sie mit Stein'n.
Kommt hungrig mir ein Hund daher:
Ein Knochen wird dann sein.

Ich fahr' kein Pferd mit kurzem Schweif;
Ich hetze keine Kuh,
Ich" — — —

Hier entfiel ihm das andre. Den Knaben und Mädchen that das so leid; sie wollten ihm auf die Spur helfen und riefen: Schaf, Schwein, Ziege, Kalb, Enten, Hühner und andre Namen von Tieren, die ihnen nur einfielen, aber keiner war recht, und da der Knabe es erst gedichtet hatte, konnte niemand wissen, was es hätte sein sollen. Der kleine Poet stand eine Weile und sah nach der Zimmerdecke hinauf, dann sagte er: „Ich werde wohl aufhören müssen." — Die Kinder sahen sehr getäuscht darein.

„Vielleicht fällt's dir bis zur nächsten Versammlung ein", sagte der Präsident voll Teilnahme.

„Möglich", sagte der kleine Dichter, „aber nicht wahrscheinlich. Ich denke, es ist für immer fort." Und er ging nach seinem Sitz.

Das Nächste war ein Aufruf für neue Mitglieder.

Fräulein Laura stand auf und sagte, sie wolle diesem Tierschutzverein beitreten. Ich folgte ihr zur Plattform, wo ihr das Zeichen angeheftet wurde, und alle lachten über mich. Dann sangen sie: „Gott segne unser Heimatland", und der Präsident entließ die Versammlung.

Es schien mir eine liebliche Sache für diese Kinder zu sein, so zusammen zu kommen, um über gütige Behandlung der Tierwelt zu reden. Sie sahen alle freund-

lich und fröhlich aus, und viele standen still und streichelten mich, und ein kleines Mädchen gab mir ein Stück Kuchen aus ihrer Schultasche.

Frau Wood wartete an der Thür, bis Herr Maxwell auf seinen Krücken herausgehinkt kam, stellte ihm Fräulein Laura vor und fragte ihn, ob er nicht mit zum Abendbrot kommen wolle? Er erwiderte, daß er sehr gern die Einladung annehme. Frau Wood lachte und fragte, ob er nicht lieber seine Taschen erst ausleeren wolle? denn sie wünsche nicht, eine kleine Kröte über ihren Tisch hüpfen zu sehen, wie das letzte Mal, als er in ihrem Hause gewesen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Herr Maxwell und Herr Harry.

Der erstere Herr trug einen Rock mit weiten Taschen, und während Frau Wood sprach, und er auf seine Krücken sich stützte, schlug er mit der Hand an seine Taschen und sagte: „Nein, heute ist nichts darin. Ich habe sie, glaub' ich, ausgeleert, ehe ich in den Verein ging."

Als er das sagte, gab's Lärm in einer Tasche. „O, mein Meerschweinchen!" rief er, „das hab' ich vergessen", und er holte ein kleines gflecktes Tierchen von einigen Zoll Länge hervor. „Arme Derry, hab' ich dir weh gethan?" Und er beruhigte es zärtlich.

Ich stand und betrachtete Herrn Maxwell, denn ich hatte nie jemand wie ihn gesehen. Er hatte dichtes, lockiges Haar und ein weißes Gesicht und sah gerade wie ein Mädchen aus. Während ich ihn anstarrte, sah auf einmal etwas aus einer seiner Taschen nach mir und streckte eine Zunge so schnell gegen mich, daß ich es fast nicht sehen konnte, und zog dieselbe wieder zurück.

Ich war ganz erschrocken, denn nie hatte ich solch ein Ding gesehen. Es war lang und dünn wie der Spazierstock eines Knaben, hatte eine hellgrüne Farbe wie Gras und eigentümlich glitzernde Augen. Aber seine Zunge war das Merkwürdigste an ihm, denn sie fuhr aus und ein wie der Blitz. Ich wurde unruhig und bellte.

„Was gibt's, Sepp?" fragte Frau Wood; „das Schweinchen thut dir nichts."

Aber ich bellte fort; denn es war nicht das Schweinchen, sondern das andre Tierchen, das seinen Kopf herausstreckte und seine Zunge nach mir schoß, und niemand von den andren beachtete es.

„Es geht auf sechs Uhr zu", bemerkte Frau Wood, „und wir müssen gehen. Kommen Sie, Herr Maxwell."

Der junge Mann steckte sein Meerschweinchen wieder in seine Tasche, nahm seine Krücken, und wir gingen miteinander die sonnige Dorfstraße hinunter. Sein Schweinchen ließ er in seinem Kosthaus, sagte aber nichts von dem andren Tierchen; daraus ersah ich, er wisse nichts davon, daß es da sei.

Ich wurde sehr für Herrn Maxwell eingenommen. Er schien so aufgeweckt und vergnügt, trotz seiner Lahmheit, die ihn hinderte, so herumzuspringen, wie andre junge Männer. Er sah ein wenig älter als Fräulein Laura aus, und einige Tage danach, als sie auf dem Vorbau saßen, hörte ich ihn sagen, daß er gerade neunzehn Jahre alt sei. Er sagte ihr auch, er liebe Tiere, weil er lahm sei. Sie lachten ihn nie aus, oder setzten ihn zurück oder wurden ungeduldig, weil er nicht schnell gehen könne. Tiere wären ihm immer zu-

gethan, und er liebe sie alle, könne aber nur sehr wenige Menschen recht lieben.

An diesem Tage sagte er zu Frau Wood: „Ich werde jeden Tag vergeßlicher. Haben Sie von meiner letzten Verlegenheit gehört?“

„Nein.“

„Das freut mich; dachte ich doch, es wäre jetzt schon im ganzen Dorf bekannt. Ich ging am letzten Tag des Herrn zur Kirche und hatte mein Meerschweinchen in der Tasche. Es war nicht wohl gewesen, und ich hatte es behandelt und in die Tasche gesteckt, daß es warm werden möchte, es aber dann vergessen. Leider kam ich spät und die hinteren Sitze waren alle besetzt. Ich mußte mich also weiter vorn hinsetzen, als ich gewöhnlich thue. Während des ersten Liedes drückte ich das Schweinchen gegen die Seitenlehne des Sitzes. Welch einen die Ohren durchdringenden Schrei es that! Es schallte, als ob ich es umbrächte. Die Leute starrten und starrten mich an, und ich wurde so verwirrt, daß ich die Kirche verlassen mußte.“

Die beiden Damen lachten; und dann gingen sie alle zu andren Gesprächen über, die mich nicht interessierten und darum von mir wenig beachtet wurden. Aber ich hielt mich noch bei Laura, denn ich fürchtete, das grüne Ding möchte ihr wehe thun. Ich hätte so gern gewußt, wie es heißt. Hätte ich das nur gewußt, so würde ich es nicht so gefürchtet haben!

„'s ist etwas nicht richtig mit Sepp“, sagte Fräulein Laura, als wir in die Allee kamen. „Was ist es, lieber, alter Geselle?“ Sie hielt ihre kleine Hand dar, ich leckte dieselbe und wünschte so sehr, daß ich sprechen

könnte. Wie oft habe ich das gewünscht! Aber dann sah' ich auch bisweilen ein, wie wenig mir das helfen und wie manches Thörichte ich dann auch oft sagen würde. Dazu denke ich auch, die Menschen würden die Tiere nicht so viel lieben, wenn diese reden könnten.

Als wir ans Haus kamen, wurden wir freudig überrascht; ein Koffer stand auf dem Vorbau, und sobald als Frau Wood den sah, jauchzte sie freudig auf: „Mein lieber Junge!"

Herr Harry war wirklich angekommen und trat nun zu einer Thür heraus. Er umarmte und küßte seine Mutter, gab Laura und Herrn Maxwell die Hand, der ein alter Freund zu sein schien. Sie setzten sich nun alle dahin zur Unterhaltung, und ich lag da und betrachtete Herrn Harry. Er war ein sehr schöner junger Mann und hatte ein so edles Ansehen. Älter und ernster sah er aus, als er gewesen, da ich ihn das letzte Mal gesehen, und er trug einen hellbraunen Schnurrbart, den er noch nicht hatte, als er damals in Fairport war.

Er schien seine Mutter sehr lieb zu haben, auch Fräulein Laura. So ernst sein Gesicht auch beim Anblick von Herrn Maxwell sein mochte, es erheiterte sich, wenn er es den Damen zuwandte.

„Was für ein Hund ist das?" fragte er endlich, etwas verlegen, indem er auf mich blickte und wies.

„Wie, Harry", rief Fräulein Laura aus, „kennst du den schönen Sepp nicht, den du von dem miserablen Milchmann errettet hast?"

„Ist's möglich?" rief er aus, „daß dieser gut gehaltene Hund der elende Bündel von schmutziger Haut

und Knochen sein sollte, den wir in Fairport gepflegt haben? Komm her, Geselle! Erinnerst du dich meiner?"

Ich erinnerte mich wirklich seiner, leckte seine Hände und blickte dankbar zu ihm auf „Du bist jetzt fast schön", sagte er und streichelte mich mit zarter und doch fester Hand, „und bist auch stark gebaut. Du siehst sogar aus, als ob du es mit einem aufnehmen könntest — aber ich denke, du wirst ihm das nicht erlauben, Laura", sagte er nach ihr blickend und lächelnd.

„Nein", sagte sie, „ich denke kaum; aber er kann's, wenn's sein muß." Und sie erzählte unser Abenteuer mit Jenkins.

Während sie sprach, hielt mich Herr Harry bei den Pfoten und streichelte meinen Körper wieder und wieder. Als sie fertig war, neigte er sein Gesicht zu mir und flüsterte: „Guter Hund!" und ich sah, daß seine Augen feucht und rot waren.

„Das ist eine prächtige Geschichte", sagte Herr Maxwell; „die müssen wir im Tierschutzverein haben." Frau Wood half bei der Bereitung des Abendbrotes, und so waren die beiden jungen Männer bei Fräulein Laura. Als sie mit mir fertig waren, fragte Laura Herrn Harry manches über Studentenleben und seine Reise nach New York, denn er hatte nicht während der ganzen Zeit studiert.

„Welchen Beruf wirst du erwählen, wenn du ausstudiert hast, Gray?" fragte Herr Maxwell.

„Ich werde mich gerade hier niederlassen", versicherte Herr Harry.

„Ein Bauer werden?" fragte Maxwell.

„Ja, und warum nicht?"

„Ich habe nichts dagegen; nur hatte ich gedacht, du würdest einen Beruf der gebildeten Stände wählen."

„Die sind alle überfüllt, aber wir haben zum Bebauen des Landes nicht Bauern genug. Nach meiner Meinung geht nichts über den Ackerbau. In keinem andren Beruf hast du einen so sicheren Lebensunterhalt. Ich bin nicht fürs Stadtleben. Staub und Hitze, Massen von Menschen, Gebäude, die einander überragen und das Getriebe des Lebens nimmt mir den Atem. Angenommen, ich ginge in die Stadt, verkaufte meinen Anteil am Gut und hätte einige tausend Dollar: du weißt, daß ich kein geistiger Riese bin. Ich würde in keinem Beruf mich auszeichnen. Ich würde ein armer Advokat oder Arzt werden, mein lebenlang in einer ärmlichen Straße wohnen, könnte keine Blume oder Baum wachsen sehen, kein Getier um mich haben, keine Ausfahrt machen ohne dafür zu bezahlen. Nein, ich danke dir. Ich stimme mit Präsident Eliot von der Harvard-Hochschule überein, der sagt, daß kaum einer aus Tausend, der sein ländliches Heim verläßt, um sich in der Stadt niederzulassen, sich dauernd verbessert. Für einen Millionär ist das Stadtleben angenehm genug, denn der kann jederzeit ins Freie; aber ich denke, daß es in mehr als einer Hinsicht gefährlich ist, ein Millionär zu sein. Ich glaube, daß der sichere Bestand des Landes in den Händen der Ackerbauer ist, denn die sind selten sehr reich oder sehr arm. Wir stehen zwischen den beiden gefährlichen Klassen — den Reichen und den ganz Armen."

„Aber die meisten Landleute führen nur so ein Hundeleben", wandte Herr Maxwell ein.

„Das ist so", gab Herr Harry zu; „das Landleben

wird nicht halb so anziehend gemacht, wie es sein sollte."

„Anziehendes Bauernleben!" lächelte Herr Maxwell; „entwerfe 'mal ein Bild davon, willst du, Gray?"

„Zuerst würde ich dann", erklärte Herr Harry, „aus dem Herzen des Bauern das Ding herausreißen, das so fest darin eingepflanzt ist wie ins Herz seines Stadtbruders — das Ding, das unsrer Nation mehr schadet als irgend etwas unter der Sonne."

„Was ist das denn?" fragte Herr Maxwell ernstlich.

„Der Durst nach Gold. Der Bauer will reich werden, und er arbeitet so hart, daß er seine Kräfte nach Seele und Leib verzehrt, und den jungen Leuten um ihn her wird der Ackerbau, bei dieser Weise reich zu werden, so verleidet, daß sie nach den Städten eilen, es sich leichter zu machen, oder wenigstens sich zu vergnügen, denn ich glaube nicht, daß viele junge Leute so sehr aufs Geld versessen sind."

Herr Maxwell bemerkte vergnügt: „Es geht allerdings eine starke Wanderung vom Lande zur Stadt vor sich. Was für Mittel, sie aufzuhalten, würdest du vorschlagen?"

„Ich würde das Landleben so anziehend machen, daß du die Jünglinge und Jungfrauen nicht für Geld bewegen könntest, es zu verlassen. Ich würde sie arbeiten, und zwar hart arbeiten lassen, aber danach ihnen auch Vergnügen gönen. Darum flüchten sie in die Städte. Sie suchen Kameradschaft und Vergnügen und wollen in Gesellschaft, wenn die Arbeit gethan ist. Die jungen Männer und Mädchen wollen zusammen kommen, wie das nur ganz natürlich ist. Das könnte ja auf dem

Lande auch geschehen. Wenn die Bauern mit geringerem Gewinn und kleineren Gütern zufrieden sein wollten, dann könnten ihre Häuser näher beisammen sein; die Kinder könnten Gelegenheit für gesellschaftlichen Verkehr und Unterhaltung haben; es könnten sich Vereine und litterarische Verbindungen entwickeln, und das würde zur Verbreitung von Lesestoff und Bildung führen. Ein Bauer sollte verschiedene Zeitschriften halten. Er würde sehen, daß sich das auf die Dauer bezahlen würde, und es sollte ein Gesetz gemacht werden, daß er jeden Tag aufs Postamt gehen müßte."

Herr Maxwell brach in lautes Lachen aus: „Und ein Gesetz, daß er seine Wege bessern müßte und seinen Charakter dazu. Ich sage dir, Gray, daß die schlechten Wege all deine schönen Pläne im Keim ersticken würden. Denke dir einmal, wie Landleute an einem dunklen Abend nach einem tüchtigen Frühlingsregen einander besuchen könnten. Ich kann sie mir vorstellen, wie sie naß und beschmutzt im Schlamm sich plagen auf ihrem eine halbe Stunde vom Hause entfernten Wege."

„Das ist wahr", gab Herr Harry zu, „weißt du, wie Vater und ich das geordnet haben?"

„Nein."

„Wir wurden der ganzen Geschichte so müde, und die Landleute hier herum verleideten es uns. Sie besprachen sich so lange über die Kunst, gute Wege zu bauen, ob sie vom Standpunkt der Wegbaumeister oder von dem des praktischen Landmanns betrachtet werden müsse; wie viele Schaufeln, Hacken und andres Werkzeug zur Instandhaltung der Wege erfordlich wären u. s. w., daß wir uns einfach zurückzogen. Wir halten

unsre eignen Wege in Ordnung. Einmal im Jahr stellt mein Vater eine Anzahl Leute an die Arbeit und greift jeden Teil unsrer Wege an, und wir haben die besten Wege in dieser Umgegend. Ich wünschte, die Regierung nähme sich der Sache an. Wenn wir gute ebene Landwege hätten, wie in manchen Teilen Europas, dann könnten wir das ganze Jahr hindurch bequem vorwärts kommen und unser Zugvieh würde uns länger dienen können, denn es würde nicht so viel Kraft anwenden müssen, seine Ladungen zu ziehen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was sich beim Abendessen zutrug.

Von meinem Plätzchen unter Fräulein Lauras Stuhl konnte ich Herrn Maxwell immer beobachten, wie er, solange Herr Harry sprach, diesen anzulächeln schien, ihn immer bewunderte und endlich ausrief: „Du hast recht, du hast recht, Gray! Mit deinen ebenen Landstraßen, Schulen, Kirchen, Bibliotheken und Vereinen von jungen Leuten würdest du das Landleben zum Paradies machen; und noch mehr könntest du thun: du könntest die verkommenen Bezirke in den großen Städten ausleeren. Nicht ihre Armut bringt die Leute in die engen schmutzigen Gäßchen, Höfe und Mietskasernen der Stadt, sondern die Sucht nach etwas Aufregendem und Interessantem. Sie, diese Armen, suchen auch Erholung, Aufregung und Vergnügen, nachdem sie des Tages Last und Hitze getragen haben. Ich glaube, daß sie ins Land kämen, wenn ihnen das Leben da angenehmer gemacht würde."

„Das ist auch noch eine Frage, und zwar eine sehr wichtige", fuhr Herr Harry fort, „für mich, nämlich die

über Arbeit und Kapital. Als ich nach New York kam, war ich auch in einem Spital und sah da eine Anzahl Männer, die Lohnarbeiter gewesen waren. Einige waren alt und schwach; andre waren zwar jung, aber zusammengebrochen in ihren besten Jahren. Ihre Glieder waren verkrüppelt und verschrumpft. Sie hatten in der Erde gegraben oder an hohen Gebäuden gearbeitet, waren in Höhlen von Gewölben an allerlei schwerer Arbeit für andre verkommen und aufgerieben worden. Sie hatten ihr Leben und ihre Kraft für andre geopfert und waren dabei so weit heruntergekommen, daß sie arm und verlassen starben. Ich sah sie an, und sie erinnerten mich an die Märtyrer früherer Tage. Unterdrückt, lebend von der Hand zum Munde, in vielen Fällen getrennt von ihren Familien, hatten sie ein schweres Los. Sie hatten nie Gelegenheit, sich aus ihrer Lage empor zu arbeiten, sondern mußten schaffen, bis sie dahinsanken. Da ist etwas, sag' ich dir, nicht richtig! Wir sollten mehr thun für die Leute, die wie Sklaven sich für uns abplagen. Wir sollten sie besser versorgen; sollten sie nicht zusammen einsperren wie das Vieh, und wenn wir emporkommen und reich werden, dann sollten wir sie mit uns hinauf ziehen, ihnen einen Teil unsres Gewinnes geben, denn ohne sie wären wir so arm wie sie."

„Recht so, Harry, darin bin ich mit dir einig!" erschallte es hinter ihm, und als er sich umsah, bemerkte er Herrn Wood in der Thür stehen, wie er mit Vergnügen auf seinen Stiefsohn herabblickte. Herr Harry lächelte, stand auf und bot seinen Stuhl dem Stiefvater an.

„Nein, danke! Deine Mutter wünscht, daß wir zum

Abendbrot kommen. Sie hat kleine Kuchen gebacken, die frisch gegessen werden müssen."

Sie gingen jetzt alle ins Speisezimmer, und ich folgte ihnen. Unterwegs sagte Herr Wood: „Zur Bestätigung deiner Worte, Harry, muß ich dir noch von jemand sagen, der nach Boston zieht."

„Wer ist das?" fragte Herr Harry.

„Der träge Dan Wilson. Ich habe ihn diesen Nachmittag besucht. Du weißt, daß seine Frau krank ist, und sie sind halb verhungert. Er zieht nach der Stadt, weil er schwere Arbeit, wie Holzhauen u. s. w., haßt und denkt, er könne dort leichte Spielarbeit bekommen."

Herr Harry sah ernst aus, und Herr Maxwell sagte: „Er wird dort gewiß Hunger leiden."

„Ganz bestimmt!" bestätigte Herr Wood, indem er seine großen harten Hände ausbreitete und sich an den Tisch setzte. „Ich weiß nicht, wie es kommt; aber das gegenwärtige Geschlecht ist wunderbar geschickt, sich um jede Handarbeit herum zu schleichen. Sie zerplagen ihr Gehirn, bis sie nicht mehr Rückgrat haben wie eine Raupe, was aber körperliche Anstrengung anbelangt, die ist «altvetterlisch und aus der Mode». Mich wundert, wie diese Landgüter jemals hier aus den Urwäldern herausgehauen hätten werden sollen, wenn die alten Puritaner sich auf einen Felsen gesetzt, ihre Nasen in einen Haufen Bücher gesteckt und heraus zu rechnen gesucht hätten, mit wie wenig Arbeit sie das Leben fristen könnten."

„Aber, Vater", fiel Frau Wood ein, „du versuchst das gegenwärtige Geschlecht der Trägheit zu beschuldigen, aber ich bin gewiß, daß es nicht träge ist. Sieh' einmal Harry an. Er arbeitet so fleißig wie du."

„Ist das nicht Frauenweise?“ lachte Herr Wood gutmütig. „Das gegenwärtige Geschlecht besteht aus ihrem Sohn und das frühere aus ihrem Mann. Ich denke nicht, Hatty, daß all unsre jungen Leute träge sind; aber wie in aller Welt, wenn der Herr nicht etliche Ackerleute herabregnen läßt, sollen wir all unsre jungen Advokaten und Ärzte ernähren? Man sagt, die Welt sei gesunder und besser; aber wir müssen etwas mehr prozessieren und mehr Verbrecher aufziehen, und wir müssen mehr Obst kaufen und Fettgebackenes essen, oder die jungen Zweige von den Hochschulen müssen betteln gehen!“

„Sie, Herr Wood“, fragte der junge Maxwell, „wollen doch eine gute wissenschaftliche Ausbildung nicht unterschätzen?“

„Nein, nein! Sehen Sie nur Harry an! Gräbt er nicht immer tiefer in seinen Büchern mit meiner herzlichen Zustimmung? Und doch will er auch nur ein einfacher, gewöhnlicher Bauer werden. Aber er wird ein besserer werden, als ich bin, weil sein Verstand mehr ausgebildet ist. Ich bemerkte das, da er als Knabe in die Dorfschule ging. Er pflegte seinen kleinen Garten geometrisch anzulegen und seine Gräben nach der Rechenkunst zu graben. Ausbildung ist für jedermann gut. Ich möchte nur zeigen, daß wir auf irgend eine Weise mehr nach Kopfarbeit und weniger nach körperlicher Anstrengung trachten als unsre Vorfahren.“

Während dieser Rede trommelte Herr Wood mit den Fingern auf den Tisch, und alles lachte über ihn.

„Wenn du mit Redenhalten fertig bist, Johann“,

sagte Frau Wood, „dann bist du vielleicht so freundlich, die Beeren auszuteilen und Rahm und Zucker herum zu reichen. Bekommen Sie so gelben Rahm im Dorf, Herr Maxwell?"

„Nein, Frau Wood, unsrer ist viel bleicher", antwortete er. Dann gab's ein Geräusch, verursacht durch das Herumreichen des Eßgeschirrs, Reden und Lachen, daß niemand bemerkte, daß ich nicht an meinem gewöhnlichen Platz im Gang war. Ich konnte eben nicht über meine Furcht vor dem grünen Ding kommen, und ich war unter den Tisch gekrochen, damit, falls es herauskommen und Fräulein Laura erschrecken würde, ich aufspringen und es fassen könnte. Als man etwa halb fertig war mit Essen, stieß meine Herrin einen leisen Laut des Schreckens aus. Ich sprang auf ihren Schoß, und richtig! — da kommt das böse, grüne Ding gerade auf sie zu über die Tafel geschlängelt. Ich sprang auf den Tisch und hatte es in der Mitte gepackt, ehe es zu ihr gelangen konnte. Meine Hinterfüße waren in einem Gefäß Gelee und meine vorderen in einem Teller mit Kuchen, und ich befand mich in einer peinlichen Lage. Das Hinterteil der grünen Kreatur hing im Milchgefäß und mit seiner Zunge fächelte es noch nach mir, aber ich stand ganz still.

„Laß fallen, laß fallen!" rief Fräulein Laura höchst betroffen, und Herr Maxwell schlug mich auf den Rücken, darum ließ ich das Ding fallen, stand und sah verlegen um mich her. Herr Wood lehnte sich zurück auf seinem Stuhl und lachte so laut er konnte, und Frau Wood starrte mit langem Gesicht das Durcheinander auf dem Tische an. Fräulein Laura befahl mir herab

zu springen, und half dann ihrer Tante den Tisch abräumen.

Ich fühlte, daß ich's verfehlt hatte, und schlich mich weg in eine Ecke der Vorhalle. Herr Maxwell saß auf dem Sofa und riß sein Taschentuch in Streifen und band sie um des Tieres Körper, wo meine Zähne es verwundet hatten. Ich war vorsichtig gewesen, ihm nicht wehe zu thun, weil ich wußte, wie es einer seiner Lieblinge sei; aber er wußte das nicht, sah mich zürnend an und schalt: „Du Schelm, du hast meiner armen Schlange schrecklich weh gethan!"

Ich war so betroffen, daß ich mich mit meinem Kopf in die Ecke stellte. Ich will immer lieber geschlagen als gescholten sein. Bald ging Herr Maxwell ins Zimmer, und alle kehrten zu ihrem Abendbrot zurück. Ich hörte Herrn Woods laute freundliche Stimme: „Der Hund hat ganz recht gethan. Viele Schlangen sind giftig, und sein Instinkt lehrte ihn, seine Herrin zu beschützen. Wo ist er? Sepp, Sepp!"

Ich wollte nicht herbei, bis Fräulein Laura kam und mich rief: „Lieber alter Hund", flüsterte sie, „du hast immer gewußt, daß die Schlange da war, nicht wahr?"

Ihre Worte beruhigten mich, und ich folgte ihr ins Speisezimmer, wo Herr Wood mich neben sich sitzen ließ und mich mit Überbleibseln aus seiner Hand während der ganzen Mahlzeit fütterte.

Herr Maxwell war auch aus seiner üblen Laune gekommen und plauderte in seiner munteren Weise: „Guter Sepp, ich war ungehalten über dich und bitte um Verzeihung. Es reizt mich immer, wenn meinen Lieblingen Leid geschieht. Du wußtest nicht, daß meine

Schlange nur etwas zu fressen suchte. Frau Wood hat das Tierchen in meine Tasche eingesperrt und diese mit Stecknadeln fest zugesteckt, nun kann das Schlängchen nicht mehr heraus. Wissen Sie, Frau Wood, wo ich die Schlange bekommen habe?"

„Nein, das haben Sie mir nie gesagt", erklärte Frau Wood.

„Ich war letzten Sommer jenseit des Flusses bei den Blauen Hügeln, und eines Tages ruderte ich auf dem Flusse, und da es sehr warm war, befestigte ich meinen Kahn im Schatten eines großen Baumes. Im Gebüsch machten einige Dorfknaben Lärm, und ich ging zu sehen, was sie hatten. Sie gehörten zum Tierschutzverein. Als sie einen Knaben gefunden, der eine Schlange steinigte, machten sie ihm Vorstellungen, daß einige Arten Schlangen dem Landmann nützlich wären, indem sie Feldmäuse und andres Ungeziefer vertilgten. Der Junge war aber eigensinnig. Er hätte die Schlange gefunden, und er glaubte sich berechtigt, sie zu töten, und sie hatten ein lautes Wortgefecht, als ich dazu kam. Ich überredete sie, mir die Schlange zu überlassen, die schon tot zu sein schien. Ich legte sie auf etwas Gras im Boot. Da lag sie und regte sich nicht. Nach geraumer Zeit ergriff ich meine Ruder und fuhr heimwärts. Als ich etwa halb über den Fluß gefahren war, sah ich mich um, und — die Schlange war fort. Sie war eben ins Wasser geglitten und schwamm nach dem Ufer zu, das wir verlassen hatten. Ich wandte mich und folgte ihr. Sie schwamm langsam und offenbar mit Schmerzen. Alle paar Sekunden hob sie ihren Kopf über das Wasser, um zu sehen, wohin sie schwimme.

Als sie das Ufer erreicht hatte, rollte sie sich auf und erbrach Blut und Wasser. Ich nahm sie vorsichtig auf, brachte sie nach Hause und pflegte sie. Bald wurde sie besser und ist seitdem mein Pflegling geblieben."

Als nach dem Abendbrot Frau Wood und Laura Adele bei der Arbeit geholfen hatten, versammelten sich alle im Besuchszimmer. Der Tag war ganz warm gewesen, aber nun erhob sich ein kühler Wind, und Herr Wood erwartete Regen.

Seine Frau meinte, ein wenig Feuer möchte angenehm sein; darum zündete sie das Holz an, das auf dem Herde lag, und alle setzten sich um das flackernde Feuer.

Herr Maxwell suchte seine Schlange, die er in der Hand gegen das Feuer hielt, zu bewegen, sich mit mir zu befreunden, von der ich ja jetzt wußte, daß sie harmlos sei, und darum nicht bange war; aber sie fächelte mit ihrer sonderbaren kleinen Zunge nach mir, so oft ich sie ansah.

Nach und nach schlugen die Regentropfen gegen die Fensterscheiben, und Herr Maxwell sagte: „Dies ist ein schöner Abend zum Erzählen. Eine Geschichte, Herr Wood, aus Ihrer Erfahrung, wenn's beliebt?"

„Was soll ich erzählen?" fragte er in guter Laune. Er saß zwischen seiner Frau und Herrn Harry und hatte seine Hand auf des letzteren Knie.

„Etwas aus dem Tierreich", antwortete Herr Maxwell. „Wir scheinen ja heute auf diesem Gebiet zu sein."

„Gut", willigte Herr Wood ein; „ich will von etwas reden, das mir schon lange im Sinne lag. Es wird

heutzutage viel von Güte gegen Haustiere gesprochen, aber ich höre nicht viel von solcher gegen wilde Tiere. Derselbe Schöpfer hat sie beide erschaffen. Ich kann nicht einsehen, warum wir die einen nicht ebensowohl beschützen sollten wie die andren? Ich bin nicht mehr berechtigt, einen Bären zu quälen, als eine Kuh. Die wilden Tiere sind hier herum ziemlich ausgerottet, aber es gibt viele in andren Gegenden. Als Knabe jagte ich gern, aber ich verabscheue jetzt das Hinmorden der Tiere, und solange sie nicht in unsren Straßen laufen, würde ich keine Hand gegen sie aufheben. Soll ich euch etwas erzählen von unsren Jagdvergnügen in der Jugend?"

„Ja, ja!" riefen alle.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wilde Tiere fangen.

„Nun", fing Herr Wood an, „ich wurde, wie ihr wißt, im östlichen Teil des Staates Maine erzogen, und wir gingen oft hinüber nach New Brunswick auf die Jagd. Elentiere waren unsre beste Beute. Hast du je eins gesehen, Laura?"

„Nein, Onkel."

„Als ich ein Knabe war, gab es für mich nichts Schöneres zu sehen als ein Elentier mit seinem dunkeln Fell, langen Beinen und verzweigten Geweih, die Schultern höher als die eines Pferdes. Ihre Füße sind so lang, daß sie nicht vom Boden fressen können. Sie nähren sich von den Spitzen der Pflanzen und von zarten Zweigen und Laubwerk der Bäume. Sie gehen durch das dichte Gebüsch, und ihr Geweih tragen sie so geschickt, daß es nicht in den Ästen sich fängt. Sie treten so leise auf und zielen so genau, daß man kaum einen Zweig fallen hören kann, wo sie gehen.

„Sie sind gewöhnlich zaghafte Tiere, greifen aber zuzeiten alles, was ihnen in den Weg kommt, mit Füßen

und Geweih an. Sie hassen die Stechfliegen, und wenn sie von diesen geplagt werden, bleibt man am besten ferne von ihnen. Wie allen Kreaturen, hat der Herr auch dem Elentier erstaunliche Klugheit gegeben. Wenn das Weibchen seine ein oder zwei Jungen hat, dann verbirgt es sich in den dunkelsten Stellen des Urwaldes oder schwimmt nach Inseln in großen Seen, bis die Jungen sich selbst helfen können. Wir pflegten gern ein Elentier zu fangen, und thaten das auf verschiedene Weise. Einmal mit der Schlinge. Wir machten eine Schlinge in ein Seil und versteckten es unter dem Laub in ihren Pfaden. Dies war mit einem niedergebeugten jungen Bäumchen verbunden. Wenn das Tier auf die Schlinge trat, so schnellte das Bäumchen in die Höhe und die Schlinge war fest um das Bein des Opfers. Diese Fallen setzten wir gewöhnlich in den tiefen Wald, und wir konnten nicht oft danach sehen. Manchmal war das arme Tier tagelang darin, riß, zerrte und stampfte herum und rieb sich die Haut am Beine ab. Das war grausam, und ich möchte kein Elentier mehr so fangen, nein, nicht für hundert Dollar.

„Dann pflegten wir auf Schneeschuhen sie mit Hunden zu hetzen. Im Februar und März war der Schnee tief und konnte Männer und Hunde tragen. Elentiere gehen nicht in Herden miteinander. Im Sommer zerstreuen sie sich in den Wäldern und im Herbst kommen sie zusammen in kleinen Partien. Dann erwählen sie ein Stück dichten Waldes von ein oder zwei hundert Morgen, wo sie sich gewöhnlich aufhalten. Dies thun sie, um sich nicht durch ihre Spuren ihren Feinden zu verraten.

„Plätze, wo mehrere solcher Tiere waren, nannten wir einen Elentierhof. Wir gingen durchs Gehölz, bis wir die Spur von solchen, die dazu gehörten, fanden; dann verfolgten die Hunde sie und hetzten sie auf. Wenn ich meine Augen schließe, so kann ich mir jetzt noch eine von unsren Elentierjagden vorstellen. Das Tier läuft, bricht durch die Schneekruste, springt heraus und schlägt nach den Hunden, die an seinen blutenden Beinen und Seiten hängen. Die Flinten der Jäger knallen, knallen, knallen und erlegen oder verwunden das arme Wild sowohl als Hunde. Das war auch grausam.

„Noch zwei andre Weisen hatten wir bei dieser Jagd: Rufen und Kriechen. Das erste machten wir so: wir nahmen ein Stück Birkenrinde und rollten es auf wie ein Horn. Hiermit gingen wir etwa an einem mondhellen Abend in der Dämmerung oder auch am frühen Morgen aus. Wer das Horn hatte, der versteckte sich und gab einen Laut von sich wie das Elentierweibchen. Das mußte er ziemlich gut verstehen, wenn sie getäuscht werden sollten. Weit weg hörte es ein Elentier und antwortete mit Grunzen und näherte sich. War es ein junger Bock, so mußte er aus Furcht vor dem alten gut aufpassen; war es ein alter, so kam er frisch und rasch, stieß mit seinem Geweih an den Bäumen und sprang durchs Wasser, das ihm im Wege war. Wenn er nahe kam, dann mußte der Rufer sehr vorsichtig sein und seine Trompete nahe an den Boden halten, um einen tieferen Ton anzustimmen. Zweifelte das Tier, so wandte es sich, wenn nicht, so kam es zu seinem Verderben näher, und bekam dann einen warmen Empfang aus

unsren Büchsen, denn wir lagen im Umkreise im Gebüsch versteckt.

„Beim Kriechen schlichen wir und krochen hervor wie die Katze nach der Maus. Am Tage liegen die Elentiere gewöhnlich. Wir suchten ihre Spur nach den abgebissenen Zweigen und verfolgten sie. Sehr leicht entdecken sie den Geruch von Menschen, und wir mußten zusehen, daß wir gegen den Wind gingen; aber wenn wir im Dahinschleichen etwa einen Zweig knickten oder sonst ein Geräusch machten, so meinten sie, es sei ihr Todfeind — ein Bär, der sie überraschen wollte — und auf und fort waren sie. Ihr Geruch ist sehr scharf, ihr Gesicht aber nicht so sehr. Es geht ihnen wie dem Fuchs, dessen Augen seiner Nase nicht gleichkommen.

„Das Kriechen ist am wenigsten grausam. Dabei haben sie nicht die Angst und Schmerzen der Jagd zu erleiden."

„Ich kann nicht einsehen", erklärte Frau Wood, „warum sie getötet werden müssen. Wenn ich wüßte, daß jenseit der Berge alles voll wilder Tiere wäre, so würde ich mich darüber freuen und sie nicht jagen, vorausgesetzt, daß sie unschädlich und so schön wären wie das Reh."

„Du bist eben eine Frau, und Frauen sind barmherziger wie Männer", erklärte Herr Wood. „Die Männer wollen umbringen und schlachten. Sie sind wie der Engländer, der sagte: «Dies ist ein schöner Tag; laßt uns hinaus gehen und etwas umbringen.»"

„Bitte, Onkel, erzähle uns noch etwas von den Hunden, die euch die Elentiere fangen halfen", bat Laura.

Ich saß gerade neben ihr aufrecht und horchte auf jedes Wort, und sie streichelte meinen Kopf.

„Als wir draußen auf dem Schnee und den Fichtenzweigen kampierten, um Elentiere zu erjagen, da waren die Hunde sehr behilflich. Sie schliefen zu unsren Füßen und hielten uns warm. Arme Tiere! sie mußten oft viel aushalten. Sie hatten am Laufen und Jagen soviel Freude wie wir selbst, aber wenn's gebrochene Rippen und wunde Köpfe gab, da war's ganz etwas andres. Dazu waren ihnen die Igel eine Plage. Unsre Hunde wollten gar nicht lernen, jene gehen zu lassen. Wenn wir durchs Gehölz streiften und sahen nichts von Elentieren, aber einen stachelichten Igel, dann mußte der sterben; aber die Stacheln blieben den Hunden in ihren Mäulern, im Hals oder sonstwo stecken, und wir mußten sie knebeln, nahmen Kugelformen, Beißzangen, Taschenmesser, oder was wir hatten und zogen die garstigen Dinger heraus. Erwischten wir die Hunde gleich, dann konnten wir die Stacheln manchmal mit unsren Fingern ausziehen. Manchmal hatten sie sich aber auch ins Fleisch hinein gefressen und die Hunde lagen beim Feuer mit eiternden Wunden, bis die Stacheln herausgeeitert waren. Ich habe gesehen, daß solche Stacheln sich ganz durch einen Hund hindurch geeitert haben, auf einer Seite hinein und auf der andren heraus."

„Arme Kreaturen!" seufzte Frau Wood. „Mich wundert, daß du sie mit auf die Jagd genommen hast!"

„Wir hatten", fuhr Herr Wood fort, „einmal einen wertvollen Hund auf der Elentierjagd bei uns. Ein solches Tier schlug ihn mit seinem Huf, und er war schrecklich verletzt und lag tagelang im Gehölz, bis ihn ein

Nachbar, der nach Holz suchte, gefunden und auf der Schulter heimbrachte. Aber gab das eine Freude unter uns Jungens, daß der alte Lion wieder heimkam! Wir sorgten gut für ihn, und er genas wieder.

„Es war ein Vergnügen, die Hunde auf der Bärenjagd zu sehen. Die Bären können gut laufen, und wenn die Hunde hinter sie kommen, dann gibt's ein Gefecht. Sie beißen den Bären hinten, und wenn dieser sich wendet, dann laufen die Hunde. denn eine Umarmung von einem Bären ist gewisser Tod. Wenn sie nur eine Ohrfeige mit der Pfote bekommen, kugeln sie über. Hunde, denen die Sache noch neu war, sind oft von den Bären umgebracht worden."

„Waren", fragte Herr Maxwell, „viele Bären in Ihrer Heimat, Herr Wood?"

„Sehr viele, mehr als wir wünschten. Sie haben uns an unsren Schafen und Rindvieh viel Schaden gethan. Ich mußte oft in der Nacht auf und zum Vieh hinlaufen. Die Bären kamen aus dem Walde und sprangen auf die jungen Rinder und Kühe und schlugen sie nieder, und das Vieh brüllte, als ob der Böse selbst sie quälte. War das Vieh zu weit vom Hause, daß ich das Gebrüll nicht hören konnte, dann wurden sie von den Bären zu Tode geplagt.

„Die Schafe leisteten niemals Widerstand. Sahen sie einen Bären kommen, dann drängten sie sich alle zusammen in eine Ecke. Hier schlug er und kratzte sie und verwundete vielleicht ein Dutzend, bis er eins fest gepackt hatte. Dies trug er in seinen Pfoten fort, indem er auf seinen Hinterfüßen über Zäune und alles in [illegible]gung, bis er an einen hübschen, einsamen Platz

kam. Hier setzte er sich und zog dem Opfer die Haut ab wie ein Schlächter, und dann fraß er das Fleisch auf. Morgens fanden wir die andren zerrissenen Schafe, und wir schwuren Rache. Er aber kam sicherlich wieder, um sich mehr zu holen. Darum trieben wir die Schafe für etliche Nächte in die Scheuer und legten eine Falle.

„Jedermann haßte die Bären und hatte kein Mitleid mit ihnen, und doch suchten sie nur ihre Nahrung wie andre wilde Tiere, und wir waren nicht berechtigt, solch grausame Fallen wie die Stahlfallen für sie zu setzen. Es war ein Gewicht daran und sie hatten lange, scharfe Zähne. Wir legten sie auf den Boden und streuten Laubwerk darauf und hängten etwas vom Fleisch ihrer Opfer oben drüber auf. Wenn der Bär das Fleisch zu erreichen suchte, trat er auf die Falle, und die Zähne sprangen zusammen und faßten ihn am Bein. Sie suchten sich immer frei zu machen. Ich sah einmal einen Bären, der verzweifelte Anstrengungen gemacht, sich zu befreien. Das Bein war gebrochen, Haut und Fleisch war abgerissen und nur die Sehnen hielten noch. Ein Vorderbein wurde festgehalten, und er stemmte sein Hinterbein gegen die Teile der Falle, und dann drückte er mit seinen Füßen, bis er die Sehnen zu ihrer äußersten Länge gestreckt hatte.

„Ich habe gesehen, daß sie wirklich die Sehnen herausgerissen hatten und davon liefen. Es war ein Ereignis in unsrer Nachbarschaft, wenn ein Bär gefangen wurde. Der glückliche Jäger stieß ins Horn, und die Männer und Buben strömten zusammen, das Schauspiel zu sehen. Wurde das Horn am Morgen des Tages

des Herrn geblasen, so sah man wohl Männer der Kirche den Rücken kehren und eilen, um den Bären zu sehen."

„Konnten sie denn nicht auf barmherzigere Weise als mit dieser Stahlfalle gefangen werden?" fragte Fräulein Laura.

„O ja, in Fallgruben, d. h. wir schlugen starke Pfähle in die Erde, machten eine Grube wie eine Kiste und ließen ein Ende offen. An diesem Ende brachten wir zwei schwere Blöcke mit andren so an, daß, wenn der Bär nach dem Köder schnappte, der obere Block auf ihn fiel und ihn tötete. Auch schlugen wir noch einen andren Weg ein: wir banden die Lockspeise an dünne Stricke fest, die an die Drücker von Büchsen gebunden waren, welche, wenn die Lockspeise berührt wurde, losgingen und den Räuber erschossen.

„Manchmal erheischte es ziemlich viele Kugeln, bis ein Bär erlegt war. Ich erinnere mich eines alten Gesellen, den wir mit elf Kugeln spickten, bis er zusammenstürzte. Es war auf Pikes Hügel im Herbst. Schnee war früher als gewöhnlich gefallen, und dieser alte Schelm war noch nicht in seine Höhle gekommen, seinen Winterschlaf zu halten. Eine Anzahl von uns suchten ihn auf. Der Berg war mit Buchen besetzt, und der Bär hatte so viele Buchecker gefressen, daß er so fett wie Butter war. Wir nahmen Hunde mit und jagten ihn hin und her und schossen nach ihm, bis er endlich fiel. Wir nahmen sein Fleisch mit nach Hause und ließen seinen Pelz gerben; der war gut für den Schlitten.

„Eines Tages war ich im Walde und erspähte zwischen den Bäumen einen Bären; im selben Augenblick bemerkte auch er mich. Ich hatte weder Hund noch

Gewehr, darum hielt ich's fürs beste zu Hause zu gehen. Ich war noch ein kleiner Junge, und der Bär, vielleicht in dem Gedanken, ich sei doch nur ein Maul voll für ihn, kam langsam und gemächlich hinter mir drein. Ich kann mir's noch vorstellen, wie ich durch den Wald ging: der Hut fort, die Jacke flatternd, die Arme ausgestreckt und die Augen jede Minute über die Schulter gewandt, ob Meister Braun mir näher komme. Er sah gutmütig aus, der alte Geselle, und sein Gesicht schien zu sagen: «Übereile dich nicht, kleiner Junge!» Er that nicht, was er gekonnt hätte, und so kam ich bald aus seinem Bereich. Aber ich kam doch zu dem Schluß, daß es spaßiger sei zu jagen, als gejagt zu werden.

„Ein andermal war ich in unsrem Maisfeld, und als ich etwas rauschen hörte, erspähte ich zwischen den Stauden eine braune Bärin mit zwei Jungen. Sie schlug die Stauden mit ihren Tatzen herab, um Kolben zu bekommen. Sie roch mich, fürchtete sich und lief. Ich hatte dieses Mal einen Hund bei mir, hetzte ihn, schrie und schlug auf den Zaun. Mein Hund sprang an sie und biß in ihre Seite, und sie wandte sich jeden Augenblick und gab ihm mit ihrer Tatze eine Ohrfeige, welche ihn ellenweit schleuderte. Ich verfolgte sie, und gerade hinter dem Landgut kletterten sie alle drei auf einen Baum. Ich schickte unsren Hund heim, und mein Vater und einige Nachbarn kamen. Es war nun dunkel geworden und wir zündeten ein Feuer an, wachten die ganze Nacht und erzählten einander Geschichten, um munter zu bleiben. Gegen Morgen brannte das Feuer nieder, wir wurden schläfrig, und denkt nur! die Bärin

und eins der Jungen ließen sich gerade in unsre Mitte fallen und entflohen in den Wald. Das weckte uns auf. Wir schürten das Feuer wieder und wachten, damit das andre Junge nicht entwischen möchte. Bis es Tag wurde, blieb die Bärin in der Nähe und rief dem Jungen, herab zu kommen."

„Habt ihr es gehen lassen, Onkel?" fragte Laura.

„Nein, meine Liebe, wir schossen es tot."

„Wie grausam!" rief Frau Wood.

„Ja, waren wir nicht roh und grausam?" lachte ihr Mann; „aber wir hatten gute Entschuldigung, Hatty. Die Bären ruinierten unsre Landgüter. Jagen und töten, um zu töten, ist ganz verschieden von unsrer Bärenjagd, und ich kann jenes nicht dulden, noch die Weise der Engländer, die sich aufputzen, nehmen feine Pferde, Haufen Hunde und rennen über das Land und ruinieren dasselbe, um einen kleinen Fuchs oder Hasen zu erhaschen. Wie verächtlich! Wenn sie grausame, menschenfressende Tiger oder andre schädliche Tiere jagten, das wäre etwas andres!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Kaninchen und das Huhn.

„Es gab droben in Maine auch Füchse, nicht wahr, Herr Wood?“ fragte Herr Maxwell.

„Viele!“ lachte Herr Wood. „Ich muß immer lachen, wenn ich an unsre Füchse denke, denn sie waren so listig! Niemals fing ich einen Fuchs in der Falle, obgleich ich so viele gestellt habe. Ich nahm das Aas eines verendeten Tieres, eines Schafes z. B., und legte es ins Feld nahe am Wald; dann kamen die Füchse und fraßen es. Nachdem sie das gewohnt waren und ihnen kein Leid geschah, und sie also nicht mißtrauisch mehr schienen, stellten wir gerade vor einem Schneesturm eine Falle an der gleichen Stelle. Ich faßte dieselbe mit Handschuhen an, räucherte sie, rieb sie mit Tannenreisern, um den menschlichen Geruch zu vertreiben; dann kam der Schnee und deckte alles zu; aber die Füchse wußten doch, daß da eine Falle sei, und gingen rund darum herum. Der Geruchssinn der Tiere ist eine wunderbare Sache, Sepp hier hat ein gutes Maß davon.“

„Was für Fallen waren es, Vater?“ fragte Herr Harry.

„Grausame Stahlfallen. Sie faßten ein Tier am Bein und zerbrachen manchmal die Knochen. Das Bein blutete und unterhalb der Wunde fror es, weil der Blutumlauf weg war. Diese Stahlfallen sind greulich. Das Volk hier herum gebraucht welche, die auf dieselbe Weise gemacht sind, um Ratten zu fangen. Ich möchte keine hier auf dem Gute, nicht für große Summen. Ich glaube, daß wir Rechenschaft geben müssen für jeden unnötigen Schmerz, den wir einem Tier verursachen.“

„Dann hast du, nach deinem eignen Bekenntnis, auch etwas zu verantworten, Johann“, sagte Frau Wood.

„Ich habe schon gelitten“, gab er zu; „manche Nacht habe ich auf meinem Bett geseufzt über die unnötigen Qualen, die ich in meinen Knabenjahren armen Tieren gedankenlos angethan habe, und ich wurde doch nach unsrer damaligen Erkenntnis sorgfältig erzogen. Ich denke oftmals, wenn ich bei allem Unterricht und aller Anleitung zur Barmherzigkeit doch so grausam war, wie es dann mit Kindern sein muß, die gar nicht barmherzig zu sein angeleitet werden!“

„Sagen Sie mir noch etwas von den Füchsen, Herr Wood“, bat Herr Maxwell.

„Wir pflegten großes Vergnügen zu haben, wenn wir sie mit dafür abgerichteten Hunden jagten. Öfter ging ich mit meinen Hunden für einen Tag auf die Fuchsjagd. Manchmal fanden sie früh am Morgen eine Spur im Schnee. Der Leithund suchte diese hin und her, um zu finden, welchen Weg der Fuchs gelaufen war. Ich kann ihn mir noch jetzt vorstellen. Während

er auf dem Pfade des Fuchses hin und her lief, war er still, hielt aber seinen Schweif in die Höhe und wedelte damit zum Zeichen für die andren Hunde. Er war der Führer auf der Spur; aber blutige, gefährliche Kämpfe liebte er nicht.

„Nach und nach entschied er, welchen Weg der Fuchs eingeschlagen. Dann wedelte er rascher mit seinem Schweif hoch in der Luft. Die übrigen folgten ihm einer hinter dem andren, doch langsam, damit wir nachkommen könnten. Endlich kamen sie an einen Platz, wo der Fuchs den Tag über schlafen wollte. Sobald als er gestört wurde, verließ er sein Bett unter niedrigen Föhren oder Fichten. Dieses verbreitete seinen Geruch frisch in die Luft. Sobald als die Hunde dieses schnüffelten, ließen sie ihre Stimme erschallen. Es war ein gemischtes tiefes Geräusch, das mein Blut erhitzte. In der ersten Aufregung der Furcht lief der Fuchs vielleicht eine halbe Stunde Wegs, bis es ihm leicht wurde, die Hunde zu vermeiden. Dann sprang der listige Kerl etwa auf den obersten Riegel eines Wurm- oder Zickzackzaunes, der zwischen Wald und Feld war. Hier lief er ein Stück Wegs und that dann einen langen Sprung in den Wald. Die Hunde folgten, konnten aber nicht auf dem Zaune laufen, und es wurde ihnen schwer, die Spur wieder zu finden, wo er den Zaun verlassen hatte. Dann sahen wir geschicktes Manövrieren. Die Hunde zerstreuten sich nach allen Richtungen und machten große Runden in Wald und Feld. Wenn die Spur verloren war, dann hörten sie gleich auf zu bellen; war sie gefunden, so gab einer schnell das Zeichen für die andren, die sogleich alle zu dem Punkte hineilten.

„Herr Fuchs versuchte nun eine andre List. Er lief einen schrägen Baum hinauf und sprang dann von oben herab. Dieses merkten die Hunde bald. Dann schlug er andre Wege ein. Er machte eine Runde von etwa einer Viertelstunde und kam hinter die Hunde und verwirrte sie zwischen der ersten und zweiten Spur. War der Schnee tief, so machten die Hunde eine gute Bahn für ihn, denn nachdem er die Runde einigemal darin gemacht, sprang er aus der Bahn in einem großen Satz in eine andre in gerader Linie. Ehe dieses geschah, war es mir darum zu thun, nahe zu dem Kreise zu kommen, und zwar gegen die Windseite. Witterte der Fuchs einen Menschen, so eilte er aus dem Bereich der Gefahr. Durch das Bellen der Hunde konnte man leicht den Umkreis der Jagd wissen. Die letzte Runde, um nahe genug zum Schuß zu kommen, war, wenn das Gebell von der nächsten Seite zu mir herkam, denn der Fuchs war dann an der andren Seite, am fernsten von mir. Sobald ich die Hunde passieren sehen konnte, stand ich still; kamen sie an die andre Seite, so spähte ich scharf nach dem Fuchs. Manchmal war er in dichtem Gebüsch nicht sehr deutlich zu sehen. Es mußte schnell geschossen werden. Sobald es knallte, schwiegen die Hunde und eilten der Stelle zu. War er tot, so rochen sie freudig sein Blut; war er nur verwundet, so eilten sie ihm nach. Manchmal holten sie ihn ein und brachten ihn um, und manchmal entkam er in seine Höhle im Grunde, oder in einen hohlen Baumstamm, oder in die Felsen.

„Eines Tages stand ich außerhalb des Kreises, und der Fuchs kam in Sicht. Ich schoß. Er schrie gellend und

kam auf mich zu. Dann stand er still im Schnee und fiel tot hin. Das war für jene Tage ein guter Schuß."

„Armer kleiner Fuchs!" seufzte Fräulein Laura. „Ich wünschte, du hättest ihn fortkommen lassen!"

„Nun von einem, der beinahe fort gekommen wäre", sagte Herr Wood. „Es war an einem Wintertage, daß wir ihn mit den Hunden jagten. Der Schnee hatte eine Kruste; der Fuchs war leicht und die Hunde schwer. So trabte er leicht hin über den Schnee, seine Verfolger brachen ein. Jede paar Minuten setzte der Fuchs sich hin und sah nach den Hunden. Diese waren fast wütend, und die Bosheit des Fuchses, der sie neckte, erheiterte mich so, daß ich viel lachen mußte und zum Schießen unwillig war."

„Du hast gesagt, Onkel, daß eure Stahlfallen grausame Dinge seien", sagte Fräulein Laura; „warum hattet ihr nicht Fallgruben wie für die Bären?"

„Sie waren zu listig, in solche zu gehen; aber es gab eine bessere Weise, sie zu fangen. Füchse scheuen das Wasser und gehen nicht ungezwungen hinein. Darum pflegten wir Plätze zu suchen, wo etwa ein Baum über das Wasser gefallen war, und so eine Brücke für sie gemacht hatte. Hier legten wir Schlingen mit gebogenen Stangen, die den Fuchs ins Wasser schleuderten, wo er sich abmühte, frei zu werden, und im Wasser ertrank. Hast du noch nicht von dem Fuchs gehört, Laura, der über einen Fluß wollte und sich am Ufer liegend tot stellte, bis ein Landmann daher kam, der einen guten Fang gemacht zu haben glaubte, den Fuchs ins Boot warf und über den Fluß ruderte. Am andren Ufer sprang Meister Reineke auf und lief davon."

„Aber Onkel, du lachst über mich", überlegte Fräulein Laura; „das kann doch nicht wahr sein!"

„Nein, nein", lachte Herr Wood; „aber sie sind überaus listig und geschickt, sich tot zu stellen. Ich schoß einmal einen am Morgen, trug ihn weit auf meiner Schulter, und fing nachmittags an, ihm die Haut abzuziehen — und siehe! er biß mich in die Hand, daß sich Blut zeigte. Ein andermal grub ich einen aus seiner Höhle. Er stellte sich tot und ich warf ihn weit weg; aber er sprang auf und eilte in den Wald."

„Was für andre Tiere haben Sie gefangen, Herr Wood, als Sie ein Knabe waren?" forschte Herr Maxwell.

„O, viele; Ottern und Biber; wir fingen sie in Fallgruben und Stahlfallen. Die Wiesel fingen wir gewöhnlich in Fallgruben, natürlich in kleinern als die für Bären. Die Moschusratte fingen wir in Kästchenfallen, wie Mausfallen. Die Wildkatzen jagten wir zu Tode wie den Luchs."

„Was ist das?" fragte Herr Maxwell.

„Der Luchs gehört zur Katzenart. Diese Tiere schleichen im Lande herum und stehlen Hühner, Gänse und manchmal Schafe. Sie schlagen ihre Fangzähne in den Nacken der Schafe und saugen ihr Blut, denn am Fleisch liegt ihnen nicht viel. Wir pflegten sie mit Hunden zu Tode zu hetzen. Oft eilten sie auf Bäume und wir schossen sie. Auch fingen wir Hasen, meistens in Schlingen. Für Moschusratten steckten wir eine Pastinake oder einen Apfel an die Nadel der Kästchenfalle. Wenn wir Hasen fingen, hätten wir sie immer gern mit der Schlinge um den Hals gehabt, denn so blieben sie gleich tot. Kamen sie halb durch die Schlinge und wur-

den um den Leib oder die Hinterbeine gefaßt, so lebten sie noch eine Weile und jammerten und winselten wie ein Kind. Ich schoß sie lieber, denn ich mochte ihr Gewinsel nicht hören. Dieses Töten stummer Tiere ist ein unangenehmes Geschäft, und je älter ich werde, desto feiger werde ich."

„Feiger in der That wirst du!" lächelte Frau Wood.

„Denke dir nur, Laura, er will nicht einmal ein Huhn für den Mittag schlachten; er läßt das von einem der Arbeiter thun!"

„Selig sind die Barmherzigen!" rief Laura, indem sie ihre Arme auf Herrn Woods Schultern legte. „Ich liebe dich, teurer Onkel Johann, weil du so gütig gegen jedes lebende Wesen bist!"

„Ich will jetzt auch gütig gegen dich sein und dich zu Bett schicken; denn du siehst müde aus", scherzte ihr Onkel.

„Sehr wohl!" sagte sie freundlich, bot allen «Gute Nacht!» und ging nach oben. Herr Wood wandte sich dann an Herrn Maxwell: „Sie bleiben diese Nacht bei uns, nicht wahr?"

„So sagt Madame Wood", lächelte der junge Mann.

„Versteht sich", sagte sie, „ich könnte nicht daran denken, Sie an einem solchen Abend nach dem Dorfe gehen zu lassen: es regnet ja Hunde und Katzen — doch ich darf das nicht sagen, sonst könnte ich Sie erst recht nicht hier behalten. Ich will gehen und Ihr altes Zimmer neben Harrys zurecht machen"; und sie eilte fort.

Die beiden jungen Männer holten Gebackenes und

Milch aus der Vorratskammer, und Herr Wood stand und sah mich an. „Guter Hund", schmeichelte er, „du siehst aus, als ob du den Sinn unsrer Unterhaltung verstanden hättest; komm, nimm diesen Knochen und geh' zu Bett!"

Er gab mir einen großen Hammelknochen. Ich hielt den im Maul, bis Herr Wood mir die Thür zum Holzschuppen geöffnet hatte. Ich liebe Menschen, und die trübste Stunde ist für mich, wenn ich während ihres Schlafes von ihnen getrennt sein muß.

„Jetzt leg' dich schlafen, schöner [illegible]! Und wenn du einen Fremden ums Haus herum [illegible], dann spring heraus und belle! Jage aber nicht wilde Tiere in deinem Schlaf. Man sagt, daß der Hund das einzige Tier sei, das träumt. Ich weiß nicht, ob es wahr ist." Dann ging er ins Haus und schloß die Thür.

Ein Schafpelz diente mir als Bett, und es war ein gutes. Ich schlief lange fest, und als ich erwachte, hörte ich die Regentropfen nicht mehr aufs Dach trommeln und sah keine Dunkelheit mehr, sondern nur Licht und Sonnenschein, so daß ich umher sehen konnte. Ich machte die Runde einmal durch den Hof bis an die Seite des Hauses, wo Fräulein Lauras Fenster war. Dies that ich mehrmals in der Nacht, um zu sehen, ob ihr keine Gefahr drohe. Ich war auf dem Wege wieder zu meinem Bett, als ich zwei kleine weiße Dinger sich durch die Allee bewegen sah. Ich stand auf dem Vorbau und beobachtete sie. Als sie näher kamen, sah ich, daß es ein weißes Kaninchen war, das daher hüpfte, ein weißes Huhn folgte.

Es schien mir sehr sonderbar für diese Tiere, so

früh draußen zu sein, und warum sie auf das Landgut kamen, denn sie gehörten nicht hierher. Ich lief den Weg hinunter und stellte mich vor sie. Sobald aber die Henne mich sah, flatterte sie vor das Kaninchen, spreizte ihre Flügel aus, gackerte zornig und that, als ob sie mir die Augen auspicken wollte, wenn ich näher käme.

Ich sah, daß sie harmlos waren, und da mein Abenteuer mit der Schlange mir einfiel, trat ich auf die Seite. Auch roch ich an ihnen, daß sie nahe bei Herrn Maxwell gewesen und vielleicht hinter ihm her waren. Sie sahen wohl, daß ich ihnen kein Leid thun wollte, und gingen an mir vorbei, das Kaninchen voran und das Huhn hinten drein. Es schien mir, daß es schläfrig war und nicht draußen zu sein liebte und nur dem Kaninchen folgte, weil es dieses für seine Pflicht hielt. Das Kaninchen betrug sich sonderbar, indem es zeitweise den Erdboden beroch, dann und wann sich auf die Hinterfüße stellte und rechts und links umher schnüffelte. Dieses that es ums ganze Haus herum, bis es an Herrn Maxwells Zimmer kam. Dasselbe hatte vom Vorbau eine Glasthür und die stand ein wenig offen. Das Kaninchen drückte sich durch dieselbe ins Zimmer, aber das Huhn blieb draußen. Es wartete ein wenig, und als sein Kameradchen nicht zurück kam, flog es auf eine Stuhllehne und steckte seinen Kupf unter die Flügel. Ich ging wieder zu Bett, denn ich sah, daß sie keinen Schaden thun konnten. Als ich später wieder um das Haus herum wandelte, hörte ich auf einmal lautes Rufen und Lachen in Herrn Maxwells Zimmer. Er und Herr Harry hatten gerade das Huhn und das Kaninchen entdeckt, und Herr

Harry rief seine Mutter herbei, um das Schauspiel zu sehen. Das Kaninchen schlief am Fußende des Bettes.

Herr Harry neckte seinen Freund Maxwell tüchtig, indem er ihm sagte, daß, wenn jemand ihn aufnähme, so könne er eine reisende Menagerie bekommen. Sie hatten sehr viel Spaß miteinander, und Herr Maxwell sagte, er habe das schöne weiße Huhn als einen Günstling schon lange in Boston gehabt. Einmal hatte sie Küchlein, und ein erschrecktes Kaninchen, das ein Hund verfolgte, kam in den Hof und flüchtete unter ihre Flügel, sie aber schützte es, pickte nach den Augen des Hundes und hielt ihn ab, bis Hilfe kam. Das Kaninchen gehörte einem Nachbarsjungen, und Herr Maxwell kaufte es von ihm. Von dem Tage an schützte die Henne es; sie wurde des Kaninchens Freundin und folgte ihm überall.

Ich wunderte mich nicht, daß das Kaninchen seinen Herrn suchte. Der junge Mann hatte etwas an sich, worüber das Vieh sich freute. Als Frau Wood ihm das sagte, erwiderte er: „Ich weiß nicht, wie das kommt, denn ich thue nichts, sie an mich zu locken."

„Sie lieben dieselben, und das wissen die Tiere", sagte sie, „und das ist die Ursache."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein glückliches Pferd.

Geraume Zeit, nachdem ich auf das Dingley-Gut gekommen, war ich furchtsam vor den Pferden, denn ich dachte, sie möchten nach mir ausschlagen, weil sie mich für einen bösen Hund wie Bruno ansehen könnten. Sie hatten jedoch alle so freundliche Gesichter und sahen mich so wohlwollend an, daß ich meine Furcht vor ihnen zu verlieren anfing.

Schnellfuß, das Pferd des Herrn Harry, war mir am liebsten. Eines Nachmittags, als dieser und Fräulein Laura ihm einen Besuch abstatteten, folgte ich ihnen. Schnellfuß amüsierte sich eben, indem er sich von einer Seite zur andren unter einem Baum im Gras wälzte; aber sobald er seinen Herrn erblickte, lief er zu ihm mit fröhlichem Wiehern und roch an seinen Taschen herum.

„Wart' ein bißchen", mahnte Herr Harry, indem er ihn beim Büschel Haar auf der Stirn ergriff, „laß mich dich erst bei dieser jungen Dame, Fräulein Laura Morris, einführen: du sollst ihr ein Kompliment machen."

Er gab dem Füllen ein Zeichen, und es scharrte so-

gleich mit dem Vorderfuß und neigte seinen Kopf. Herr Harry lachte und fuhr fort: „Hier ist ihr Hund Sepp. Ich wünsche, daß du ihn auch lieb haben möchtest. Komm her, Sepp.“ Ich war gar nicht bange vor ihm, denn Herr Harry würde es ihm nicht gestattet haben, mir wehe zu thun, das wußte ich. Darum stellte ich mich gerade vor ihn und konnte ihn zum erstenmal recht besehen. Sie nannten ihn das Füllen, aber er war ein ausgewachsenes Pferd und war schon zur Arbeit eingefahren. Er war kastanienbraun, hatte einen schönen Körperbau und einen hübschen, langen Kopf, und ich habe niemals bei Menschen oder Vieh ein Paar so schöner Augen wie bei diesem Roß gesehen — groß, voll, braun, richtete er sie auf mich, fast wie ein Mensch, als ob er sagen wollte: „Bist du ein braver Hund? und willst du mich gut behandeln? oder bist du bös wie Bruno? und willst mich hetzen und in meine Beine beißen, so daß ich nach dir ausschlagen muß?“

Ich sah scharf nach ihm, wedelte mit meinem Körper und stellte mich auf meine Hinterbeine vor ihn. Das schien ihm zu gefallen; er streckte seine Nase herab, mich zu beriechen, und dann war die Freundschaft geschlossen, und wir waren so gute Freunde! Neben Jim und Billy habe ich Schnellfuß geliebt.

Herr Harry zog ein paar Stückchen Zucker aus seiner Tasche, gab sie Fräulein Laura und bat sie, dieselben auf ihre flache Hand zu legen und diese nach Schnellfuß auszustrecken. Das Füllen fraß den Zucker und betrachtete dabei die Dame mit ruhigem, klugem Blick, so daß sie ausrief: „Welch ein verständig aussehendes Füllen!“

„Er ist wie ein altes Roß“; erklärte Herr Harry,

„wenn er ein plötzliches Geräusch vernimmt, so steht er still, horcht und späht ringsum nach einer Erklärung desselben."

„Er ist gut abgerichtet", meinte Fräulein Laura.

„Ich habe das mit großer Sorgfalt gethan", rühmte sein Meister; „er ist mehr wie ein Hund, als wie ein Pferd erzogen worden. Er folgt mir auf dem Gut herum und berieht alles, was ich angreife; es scheint, als wolle er Grund und Ursache von allem wissen."

„Deine Mutter sagt, sie habe euch beide letzten Sommer einmal in der Allee schlafend gefunden, und des Füllens Kopf lag auf deinem Arm."

Herr Harry lächelte und schlang seinen Arm um des Pferdes Nacken: „Wir sind Kameraden gewesen, nicht wahr, Schnellfuß? Ich habe mich schon fast geschämt, daß er so anhänglich war. Er ist mir ins Dorf nachgekommen und er will jedesmal mit mir zum Fischen gehen. Er ist jetzt vier Jahre alt, und sollte darum den Spielereien entwachsen sein. Ich habe ihn schon viel eingespannt. Wir fahren diesen Nachmittag in der Kalesche aus; willst du mitfahren?"

„Wo soll's denn hingehen?" fragte Laura.

„Nur auf eine kurze Fahrt jenseit des Flusses, um für Papa etwas Geld einzukassieren", bemerkte Herr Harry.

„Ja, ich möchte gern mitfahren", antwortete meine Herrin. „Ich will nur ins Haus gehen, meinen andren Hut zu holen."

„Komm, Schnellfuß", rief Herr Harry, indem er die Weide verließ, und Schnellfuß und ich folgten ihm. Ich wartete am Vorbau, und bald kam Herr Harry mit Fuhrwerk angefahren. Die Kalesche war schwarz und

glänzend, und Schnellfuß hatte mit Silber beschlagenes Geschirr, das ihm ein prächtiges Aussehen gab. Er stand geduldig da und wedelte mit seinem langen Schweif sich die Fliegen ab. Als man einstieg, wandte er seinen Kopf, um seine Fahrgäste zu sehen. Ich stand bei ihm, und sobald er sah, daß Fräulein Laura und Herr Harry eingestiegen waren, that er, als ob er fortgehen möchte. Sein Herr gab das Wort, und er trabte die Allee entlang und ich neben ihm her, denn ich war so glücklich darüber, daß er mein Freund sei. Er war auch froh, denn er neigte seinen Kopf alle paar Minuten nach mir. Tiere können einander etwas sagen, ohne ein Wort zu reden. Wenn Schnellfuß seinen Kopf in gewisser Weise wandte, dann wußte ich, daß er einen Wettlauf wünschte. Er hatte einen schönen ebenen Schritt und war sehr schnell. Sein Herr sprach immer zu ihm, um ihn zurück zu halten.

„Du willst ihn nicht gern so schnell gehen haben?" sagte Fräulein Laura.

„Nein", entgegnete Herr Harry. „Wir könnten, denk' ich, ein Rennpferd aus ihm machen; aber Vater und ich halten nicht viel von schnellen Pferden. Es wird zu viel von Rennpferden und Wettrennern geredet. Auf einigen Gütern hier sind die Leute fast toll geworden, schnelle Pferde aufzuziehen. Ein alter Landmann hier entdeckte plötzlich, daß ein gewöhnliches Zugpferd sehr schnell und stark sei, und verkaufte das Roß für einen hohen Preis an einen Spekulanten, und jedermann kam außer sich. Wenn Leute sich ganz darauf verlegen, Schnellläufer zu ziehen, und es nicht fertig bringen, so kann ich nicht einsehen, wie der einfache

Bauer es kann. Ein Rennpferd ist ein Ruin für Knaben auf dem Landgut: sie lernen rennen und wetten. Der Vater will eine Prämie aussetzen für den schnellsten Schrittgänger, der in New Hampshire aufgezogen werden kann, und Cleve und Pacer können jeder ein und eine halbe Stunde Wegs in einer Stunde im Schritt gehen."

„Warum legt ihr so viel Gewicht auf einen schnellen Gang?" fragte Laura.

„Weil die Arbeit auf dem Lande so viel im Schritt gethan werden muß. Pflügen, eggen, fahren und Produkte auf den Markt fahren, bergauf- und abgehen, alles muß meist im Schritt geschehen. Selbst in den Städten sollten Pferde gut ausschreiten können. Wenn sie dazu angehalten werden, so ist das viel leichter und besser für ihre Beine. Rennen auf dem Pflaster ist viel härter für Zugpferde. Es ist schändlich, wie Pferde in den großen Städten aufgebraucht werden. Das Pflaster ist so schlecht, daß Droschkenpferde in drei Jahren abgenutzt sind. In mancher Hinsicht sind wir in diesem neuen Lande besser dran als die Leute in Europa; aber nicht für Droschkenpferde, denn in London und Paris halten sie fünf Jahre aus. Ich habe in New York Pferde tot hinfallen sehen, allein von Überanstrengung. Arme Tiere! Es kommt aber eine bessere Zeit für euch! Wenn die Elektrizität einmal völlig in Gebrauch kommt, dann werden wir wunderbare Veränderungen sehen. Jetzt schon sind letztes Jahr etwa dreißigtausend Pferde von den abscheulichen Pferdebahnen durch die Elektrizität erlöst worden. Nun, Schnellfuß, willst noch 'mal laufen? Schon recht, mein Junge, nur drauf los!"

So ging's denn auf dem ebenen Wege weiter. Schnellfuß hatte keinen Überzaum auf seinem schönen Hals, und wenn er trabte, so konnte er seinen Kopf nach natürlicher Weise halten. Mit seinen wundervollen Augen, fliegender Mähne und seinem glänzenden, rötlichbraunen Körper schien er mir das schönste Pferd zu sein, das ich je gesehen. Er ging gern schnell, und wenn Herr Harry ihn langsamer gehen ließ, warf er seinen hübschen Kopf ungeduldig herum. Aber er hatte ein zu gutes Temperament, um ungehorsam sein zu können. In all den Jahren, solange ich ihn kannte, habe ich ihn nie ungehorsam gesehen.

„Du hast deine Peitsche vergessen, Harry?" hörte ich Fräulein Laura sagen, als wir langsam dahin kutschierten, und ich neben dem Gefährt schnaufend, mit der Zunge heraus, herlief.

„Ich brauche niemals eine Peitsche, und wenn ich jemand Schnellfuß schlagen sähe, den würde ich hauen." Er sprach so ernst, daß ich hinauf ins Fuhrwerk blickte. Er sah gerade so aus wie damals, als er Jenkins niederschlug und mit Schlägen traktierte.

„Ich bin so froh, daß du keine gebrauchst", sagte Fräulein Laura. „Darin bist du wie die Russen, von denen manche ihre Pferde durch die Stimme regieren, und ihnen so schöne Namen geben. Aber man muß doch für manche Pferde eine Peitsche gebrauchen, nicht wahr, Vetter Harry?"

„Ja, Laura, es gibt bösartige Pferde, die sonst nicht regiert werden können, und für manche muß man sie auch zum Antreiben haben."

„Ich glaube, Schnellfuß ist niemals halsstarrig?“ fragte Fräulein Laura.

„Nein“, erwiderte Harry; „Dötschmann will manchmal stehen bleiben, aber wir haben zwei gute Mittel [illegible]en: wir heben seinen Vorderfuß auf und schlagen sein Hufeisen zwei- oder dreimal. Dies interessiert ihn sehr und er geht gewöhnlich; thut er's nicht, so legen wir ein Band um seine Vorderbeine, gerade am Kniegelenk. Dann gehen wir vor ihn und ziehen am Band. Der Vater läßt nicht zu, daß die Arbeiter die Peitsche gebrauchen, außer sie wären dazu gezwungen.“

„Schnellfuß hat ein glückliches Leben, nicht wahr?“ sagte Fräulein Laura, indem sie ihn mit Bewunderung anschaute. „Wie hast du's dahin gebracht, daß er dich so liebt?“

Ich habe ihn nach meiner eignen Weise eingefahren. [illegible] gab ihn mir, und als ich ihn zum erstenmal sah, ging ich vorsichtig zu ihm und legte meine Hand auf ihn. Seine Mutter war etwas scheu vor mir, denn wir hatten sie noch nicht lange gehabt, und das machte ihn auch etwas furchtsam, darum verließ ich ihn bald wieder. Das nächste Mal streichelte ich ihn ein wenig, und das folgende Mal legte ich meinen Arm um ihn. Bald that er wie ein großer Hund. Ich konnte ihn an einem Riemen herumführen, und ich machte eine kleine Halfter und Zaum für ihn. Ich konnte nicht einsehen, warum ich ihn nicht ein wenig gewöhnen sollte, solange er noch jung war und sich abrichten ließ. Mir scheint es grausam zu sein, daß man Füllen laufen läßt, bis man Strenge gebrauchen muß, um sie zu regieren. Ich ließ ihn, versteht sich, nicht viel

arbeiten. Füllen sind wie Knaben: ein Junge sollte nicht Mannsarbeit thun — er hatte jeden Tag etwas Bewegung, und ich fuhr ihn ein mit einem leichten Karren. Allerlei hab' ich gethan, um ihn an ungewöhnliches Geräusch zu gewöhnen. Vater pflegte mir viel von Rarey, dem großen Roßbändiger, zu sagen, und dieses flößte mir manche Ideen ein. Er sagte mir, wie er einmal Rarey mit einem furchtsamen Pferde auf eine Bühne in Boston kommen sah, um das Tier an lautes Geräusch zu gewöhnen. Erst wurde ein Horn geblasen; dann mehrere Instrumente, und so weiter, bis ein ganzes Musikchor anstimmte. Rarey beruhigte das Tier, und es war nicht bange."

„Pferde liebst du mehr als irgend welche andre Tiere, nicht wahr, Harry?" bemerkte Fräulein Laura.

„Das glaub' ich auch; aber ich habe deinen Hund da auch sehr gern; doch meine ich, mehr von Pferden als von Hunden zu wissen. Hast du Scamp viel beobachtet?"

„O ja, ich habe sie oft betrachtet. Sie ist ein amüsantes kleines Tier."

„Sie ist das interessanteste von allen, außer Schnellfuß. Der Vater bekam sie von einem Mann, der sie nicht regieren konnte, und sie brachte eine Legion böser Streiche mit. Der Vater hatte gründliche Freude daran, sie von ihren Unarten zu heilen. Sie ist jetzt sein Liebling unter dem Pferdevieh. Du weißt, denk' ich, daß Pferde noch mehr als andre Tiere Gewohnheitswesen sind: wenn sie einmal etwas thun, dann thun sie es auch wieder. Als wir Scamp bekamen, hatte das Pferd die Gewohnheit, nach jedem, der ihm Hafer

gab, zu beißen. Dies unterließ sie nie, darum nahm der Vater ein Stäbchen unter den Arm und gab ihr damit, so oft sie biß, einen leichten Schlag auf die Nase. So wurde sie des Beißens bald müde und stellte es ein. Du könntest es jetzt noch manchmal sehen, wie sie beißen möchte und unter seinen Arm späht, ob das Stäbchen da ist. Er gewöhnte ihr manches Böse ab, das eine so, das andre so. Eins war, daß sie beim Ausspannen nach dem Stall eilte, sobald nur ein Zugriemen los gemacht war. Einmal rannte sie Papa über den Haufen, ein andermal brach sie mit der einen Scherenstange durch die Stallthür. Das nächste Mal wickelte der Vater die Leine fest um seine Hand, und als sie wieder ausreißen wollte, riß er sie so gewaltig zurück, daß sie auf ihr Hinterteil fiel, während er ihr laut befahl, still zu stehen. Dies heilte sie, so daß sie nie mehr wagte zu gehen, bis es ihr geboten wurde. Selbst jetzt kann man sie noch ihren Kopf zurückwerfen sehen, wenn sie ausgespannt wird, als ob sie ihre früheren Streiche verüben wollte; aber sie denkt daran. Hätten wir sie aufgezogen, so wäre sie ein andres Tier. Es kommt alles drauf an, wie sie gewöhnt werden, ob sie bösartig oder gutmütig sind. Wenn jemand Schnellfuß schlagen würde, er wüßte gar nicht, was das bedeuten sollte. Er ist eben anders aufgezogen worden als Scamp. Vielleicht hat ein roher, brutaler Mann diese aufgezogen, der ihr Mißtrauen gegen Menschen eingeprägt hat. Sie beißt niemals nach einem Tier und scheint anhänglich an die andren Pferde zu sein. Schnellfuß, Cleve und Pacer sind ihre besonderen Günstlinge."

„Wenn wir ausfahren", bemerkte Laura, „so habe

ich gern Cleve und Pacer vor dem Wagen; die sind so gut und stetig. Der Onkel sagt, sie wären die zuverlässigsten Pferde, die er habe. Er sagte mir von dem Arbeiter hier, der meinte, diese zwei Pferde wüßten mehr als manche Menschen."

„Das war der alte Davids", erklärte Herr Harry. „Als wir ihn hatten, freite er eine Witwe in Hoytville, und etwa alle zwei Wochen bat er den Vater um ein Pferd, sie zu besuchen. Er blieb dann immer lange aus, und auf dem Heimwege band er die Leine an den Peitschenstiel und schlief ein und erwachte nicht, bis Pacer oder Cleve, welcher von beiden es gerade war, in den Hof fuhr. Sie wichen allem, was ihnen begegnete, aus. Schlief Davids nicht, so konnte er immer an ihrem Schritt merken, was ihnen entgegenkam: war's ein Mensch, so gingen sie schnell, war's ein Fuhrwerk, dann ging's langsam und es wurde weiter ausgewichen; aber sicher hat der Vater dir dies schon erzählt; denn er hat einen großen Schatz von Pferdegeschichten, und ich bin fast ebenso schlimm. Aber du mußt «Halt!» gebieten, wenn wir dich zuviel damit plagen."

„Ihr plagt mich nie", gab Fräulein Laura zurück. „Ich rede gern von Tieren. Die beste Geschichte von Cleve und Pacer hat mir Onkel gestern abend erzählt. Du warst, denk' ich, nicht dabei. Es war vom Haferstehlen."

„Cleve und Pacer stehlen niemals", protestierte Harry. „Meinst du nicht Scamp? Sie ist die Diebin."

„Nein, es war Pacer. Er gelangte aus seinem Stand, sagte der Onkel, und fand zwei Säcke Hafer. Den einen faßte er mit seinen Zähnen und legte ihn

vor Cleve, und von dem andren fraß er selbst, und es interessierte Onkel so, daß er sie eine Zeitlang fressen ließ und ihnen nur zusah."

„Das war ein geschickter Streich. Der Vater muß vergessen haben, mir das zu erzählen", bemerkte Herr Harry. „Diese beiden Rappen sind beisammen gewesen, seit ich mich erinnern kann, und ich glaube, wenn sie getrennt würden, so würden sie sich zu Tode grämen. Vater sagt, man würde die Leute doch nicht in einem Zimmer so setzen, daß sie einander nicht sehen könnten. Pferde sind darin den Menschen ähnlich, darum sind in unsren Ställen die Zwischenwände so niedrig. Cleve und Pacer beriechen ihre Nasen immer. Ein Pferd hat ein gutes Gedächtnis. Vater hat Pferde gehabt, die ihn nach zwanzigjähriger Trennung wieder erkannten. Da wir von ihrem Gedächtnis reden, so erinnert mich das an noch eine gute Geschichte von Pacer, die ich erst gestern gehört habe und die ich niemand als dir und Mutter erzählen möchte. Der Vater wollte mir nicht davon schreiben, denn er schreibt nie eine Zeile auf ein Blatt, wodurch der gute Name eines Menschen leiden könnte."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Kistchen mit Geld.

„Diese Geschichte", fing Herr Harry an, „handelt von einem Knecht, den wir letzten Winter hatten. Ich nenne ihn Jakobs, er war ein listiger Geselle mit heimtückischem Gesicht und besaß große Geschicklichkeit, heimlich Produkte vom Vater zu stehlen und zu verkaufen. Dieses wußte der Vater ganz wohl und dachte nur daran, wie das Ding am besten zu behandeln wäre. Da geschah eines Tages etwas, das die Sache zum Höhepunkt brachte. Der Vater mußte wegen Ackergeräten nach Sudbury und fuhr mit Pacer vor dem Schlitten. Zwei Wege führen dahin, der eine ist der Sudburyweg und der andre die alte nicht oft gebrauchte Straße. Diese benutzte er diesmal. Der Schnee war nicht tief, und er wollte nach einem alten Mann fragen, der vor einigen Tagen beraubt und fast zu Tode erschreckt worden war. Dieser alte, elende Mensch wurde «Geiger Jerrold» genannt und wohnte mit seiner Tochter allein. Er hatte sich etwas Geld erspart und verwahrte dieses in einem Kistchen unter seinem Bett. Als

der Vater nahe zum Hause kam, verwunderte er sich über Pacer, der deutlich zeigte, daß er vorher schon, und zwar auch erst kürzlich, hier gewesen war. Der Vater ist ein so scharfer Beobachter von Pferden, daß sie nichts thun können, das für ihn nichts zu bedeuten hätte. Das Pferd ging auf der Straße fort, aber weil es nicht geleitet wurde, bog es in die Einfahrt zu dem Hause. Es war ein altes, rotes Thor da; vor diesem stand das Roß still, bis der Vater öffnete; dann ging Pacer hinein, aber nicht nach dem Hause zu, sondern wandte um und stand mit seinem Kopf nach der Straße. Der Vater sagte nichts, dachte aber desto mehr. Er ging ins Haus und fand den alten Mann, der am Feuer saß und seine Hände rieb und weinerlich klagte über «die paar armseligen Dollar», die, wie er sagte, ihm gestohlen worden seien. Der Vater hatte ihn nie gesehen, wußte aber, daß er für halb schwachsinnig gehalten wurde, und konnte, so viel er auch fragte, nichts aus ihm herausbringen. Die Tochter erzählte, sie wären mit dem Dunkelwerden des Abends zu Bett gegangen, und in der Nacht wäre dann ihr Vater beraubt worden. Sie schlief im oberen Stock, ihr Vater unten. Etwa um zehn Uhr hörte sie ihn schreien, und, als sie herunterkam, fand sie ihn im Bett sitzen und ein Fenster weit offen stehen. Er sagte, ein Mann wäre herein gesprungen auf ihn, hätte ihm Bettzeug in den Mund gestopft, hätte dann das Kistchen hervorgezogen und sei damit entflohen. Sie lief an die Thür und sah hinaus, aber es war niemand zu sehen. Es war dunkel, schneite ein wenig, darum konnte am Morgen keine Spur von Fußtritten gesehen werden. Der Vater erfuhr auch, daß die Nachbarn bisweilen vor-

sprachen, dem alten Mann Gesellschaft zu leisten. Er fuhr alsdann fort nach Sudbury und kam von da nach Hause. Da fand er Jakobs, der sich in nervöser Weise um den Stall herum trieb und sagte, er möchte gern mit ihm reden. Der Vater sagte: «Gut, wollen aber erst ausspannen.» Jakobs that das, und der Vater setzte sich auf eine Bank und sah ihm zu, bis er mit einem Strohhalm im Munde langsam herbeikam und sagte, er habe sich entschlossen, nach dem Westen zu gehen, und zwar sogleich.

„Der Vater sagte zu ihm: «Wie du willst, aber erst haben wir eine kleine Abrechnung zu machen.» Dabei zog er ein Papier aus der Tasche, auf das er jedes Maß Hafer, jeden Sack Frucht und jeden Vierteldollar verzeichnet hatte, um den er von Jakobs betrogen worden war. Der Vater sagte, der Mensch habe alle Farben des Regenbogens im Gesicht gezeigt, denn er habe geglaubt, seine Streiche so geschickt ausgeführt zu haben, daß keine Spur davon zu finden sei. «Nun, Jakobs», sagte der Vater zu ihm, «setze dich, denn ich muß lange mit dir reden.» Er besprach sich dann wohl eine Stunde lang mit ihm, und dabei wurde der Geselle ganz zerknirscht. Der Vater sagte ihm, es gäbe nur zwei Wege, die ein junger Mann im Leben einschlagen könne, und er sei jetzt auf dem unrechten. Er sei ein begabter, junger Mann, und wenn er jetzt umkehre, so sei auch für ihn noch Hoffnung; wenn nicht, so warte seiner nur das Staatsgefängnis, denn er dürfe nicht denken, daß er die ganze Welt täuschen und betrügen könne und niemals entdeckt werden würde. «Ich will», sprach der Vater zu ihm, «dir soviel ich nur kann helfen, voraus-

gesetzt, du gibst mir dein Wort, daß du hinfort ein ehrlicher Mann sein willst.» Dann zerriß der Vater das Papier und sagte ihm, er sei ihm nichts mehr schuldig.

„Jakobs ist noch ein junger Mann von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren, aber er weinte wie ein Kind.

„Der Vater erzählte dann, ohne ihn anzusehen, sein Erlebnis vom Nachmittag, daß Pace, obgleich er, soviel er wisse, nie vorher auf dieser Landstraße gewesen sei, doch mit derselben sehr bekannt zu sein schien; daß er stille gehalten und umgewandt, wie wenn er schnell wieder zurück wollte, sobald der Vater eingestiegen. Dabei erwähnte der Vater auch, wie Jakobs an dem Abend Pacer geliehen hatte, um nach der Haltestelle zu fahren, wäre aber mit dem Pferde mit Schweiß bedeckt zurückgekommen, als wenn er viel weiter gewesen wäre. Nach dieser Erzählung war Jakobs niedergesunken und hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Der Vater überließ ihn dann sich selbst, und ging ins Haus.

„Am nächsten Morgen ging Jakobs mit andren Knechten an die Arbeit, sah wie gewöhnlich aus und sagte nichts mehr von seinem Fortgehen. Gegen Abend rief ein vorbeifahrender Nachbar den Vater an und fragte ihn: «Habt Ihr die Neuigkeit gehört?» Des alten Geigers Jerrold Geldkistchen war während der Nacht gebracht und vor seine Thür gestellt worden und er hatte es am Morgen gefunden. Es war alles da, aber der alte Mann wollte niemand sagen, wieviel es sei. Die Nachbarn hatten ihn überredet, es auf die Bank zu thun, was er auch am nächsten Morgen zu thun versprach; einige Nachbarn wollten ihm es bis dahin bewachen helfen. Der Vater erzählte dies den Knechten beim

Melken, und er sagte, Jakobs habe dabei so unschuldig wie möglich ausgesehen. Von dem Tage an war er jedoch ganz verändert. Er sagte dem Vater zwar nicht mit vielen Worten, daß er sich entschlossen habe, hinfort ein ehrlicher Mann zu sein, aber sein Lebenswandel bewies es. Vorher war er ein finsterer, trotziger, unwilliger Geselle gewesen; jetzt war er geschickt und willig und es war dem Vater gar nicht lieb, als wir ihn verloren."

Fräulein Laura war sehr interessiert von dieser Geschichte und fragte eifrig: „Wo ist er jetzt, Vetter Harry? Was ist aus ihm geworden?"

Herr Harry lachte so vergnügt und laut, daß ich ihn anstarrte, und Schnellfuß wandte auch seinen Kopf, um zu sehen, was für ein Spaß es sei? Wir gingen eben sehr langsam einen langen, steilen Hügel hinauf, und in der klaren, stillen Luft konnten wir jedes Wort hören, das in der Kalesche gesprochen wurde.

„Der letzte Teil der Geschichte ist nach meiner Ansicht der beste und so romantisch, wie ihn selbst ein Mädchen nur wünschen könnte. Der Vorfall am Sudburyweg wurde viel besprochen, und Jungfer Jerrold wurde unter den jungen Leuten der Umgegend als eine wünschenswerte Partie angesehen, obgleich sie als ein sauertöpfisches und unfreundliches Mädchen bekannt war. Der Vater sagte, er habe noch nie so viel Mühe gehabt, ein ernstes Gesicht zu behalten, als da Jakobs dies Frühjahr zu ihm kam und ihm sagte, daß er des alten Geigers Jerrold Tochter heiraten werde. Er wollte aus der Arbeit treten und dankte dem Vater in recht männlicher Weise für die gute Behandlung, die er immer von ihm erfahren habe. Jakobs ging also, und die

Mutter sagte, der Vater habe gesessen und gegrübelt, ob Jakobs sich wirklich in Elisa Jerrold verliebt habe, oder ob er entschlossen gewesen, das Kistchen wieder zu bekommen, und zwar auf ehrliche Weise, oder ob er bereue, den alten Mann so erschreckt zu haben, daß er noch schwachsinniger geworden, und daß er die Tochter nehmen wolle, um ihn besser pflegen zu können, oder aus irgend einem andren Grunde u. s. w. u. s. w. Er hatte ein Dutzend Ansichten und fing endlich an laut zu lachen.

„Genug, Jakobs, der einen Schmied, einen Anstreicher und einige junge Ackerleute als Freier besiegt hatte, heiratete Elisa, und Vater und Mutter gingen zur Hochzeit. Der Vater gab dem Bräutigam ein Joch Ochsen und die Mutter beschenkte die Braut mit Haushaltungsleinwand, und ich glaube, sie sind so glücklich, wie der Tag lang ist. Jakobs hat seine Frau so weit gebracht, daß sie ihr Haar kämmt; er pflegt den alten Mann, als ob er sein eigner Sohn wäre; er verbessert das Gut, das der Verwilderung nahe war, und ich hörte, daß er ein neues Haus bauen will."

„Harry", rief Laura aus, „willst du mich nicht einmal zu ihnen führen?"

„Ja, gewiß! Die Mutter fährt manchmal hin, um ihnen Kleinigkeiten zu bringen, und wir wollen einmal zu ihnen gehen. Ich würde den Jakobs selbst gern kennen lernen, nachdem er ein respektabler Geselle geworden ist. Sonderbar ist auch, daß, obgleich er nicht den besten Namen hatte, niemand ihn je des Diebstahls beschuldigte, und er war klug genug, nie etwas davon zu sagen. Der Vater sagt von dem Jakobs, er sei wie wir alle —

eine Mischung von Gut und Böse — wo einmal das eine und dann wieder das andre die Übermacht habe. Doch wir müssen weiter und nicht den ganzen Tag hier verplaudern. Voran, Schnellfuß!"

„Wohin wollten wir fahren?" fragte Fräulein Laura, als wir über die Brücke kamen.

„Ein Stückchen hier in den Wald", antwortete er. „Da wohnt auf einem kleinen Platz, den er Penhollow nennt, ein Engländer. Der Vater hat ihm vor drei Jahren etwas Geld geliehen, und er bezahlt weder Zinsen noch Kapital."

„Ich denke, ich habe von ihm gehört", sagte Fräulein Laura. „Ist's nicht der Mann, den die Jungens «Lord Chesterfield» nennen?"

„Derselbe. Er ist ein Sonderling. Der Vater hat ihn immer verteidigt. Er ist sehr für die Engländer eingenommen und sagt, wir sollten einem Engländer ebenso gern helfen wie einem Amerikaner, denn wir seien stammverwandt."

„Nicht nur Engländern", rief Fräulein Laura eifrig; „Chinesen, Negern und jedermann! Es sollte eine Bruderschaft von allen Nationen geben!"

„Ja, Fräulein Enthusiasmus, das sollte, glaub' ich, so sein", und als ich aufschaute, bemerkte ich, daß Herr Harry mit Bewunderung in das Angesicht seines Bäschens spähte.

„Bitte", schmeichelte sie, „sag' mir noch etwas von dem Engländer."

„Da gibt's nicht viel zu sagen. Er wohnt allein, kommt nur, wenn er etwas holen muß, gelegentlich ins Dorf, und obgleich er ärmer als die Armut selber ist,

verachtet er jedermann im Umkreise von zehn Meilen und hält uns für nichts besser an als eine niedere Klasse von wohl abgerichteten Kreaturen."

„Wie ist das?" rief Fräulein Laura verwundert.

„Er rechnet sich zu den Vornehmen, Laura, wir sind nur gemeine Leute. Mein Vater kann nicht eine Dame in oder aus der Kutsche heben wie Lord Chesterfield, noch kann er sich so großartig verbeugen; er legt auch keinen Galaanzug für den Speisesaal an; wir gehen nicht in die Oper noch ins Theater, wissen nichts von höherer Gesellschaft, noch kennen wir den Stammbaum oder das Geschlechtsregister von unsrem Ur-Ur-Großvater genau. Ich sage dir, es ist ein Abgrund zwischen uns und dem Engländer, größer als der, in den der junge Curtius sprang."

Fräulein Laura lachte fröhlich: „Wie spaßig das klingt! Also er verachtet dich!" Und dabei blickte sie ihren männlich-schönen Vetter, seine hübsche Kalesche und sein prächtiges Pferd an und brach noch einmal in lautes, fröhliches Lachen aus.

Herr Harry lachte auch. „Es scheint albern. Wenn ich ihm manchmal in seinem alten, gebrechlichen Karren mit seinem blassen, ausgetrockneten Gesicht begegne, und bedenke, daß er ein bankrotter Spieler und Weltmann ist und sich doch als unendlich höher betrachtet als mich, der ich ein junger Mann in der Blüte des Lebens, mit einem gesunden Körperbau und guten Aussichten bin, dann muß ich mich abwenden, um ein Lächeln zu verbergen."

Jetzt hatten wir den Fluß und die Wiesen längst hinter uns und fuhren durch einen dichten Wald. Der

Weg war schmal und sehr holperig, und Schnellfuß mußte vorsichtig wählen, wo er den Fuß hinsetzen konnte. „Warum", fragte Laura, „wohnt dieser Engländer an so abgelegener Stelle, wenn er doch das Stadtleben so sehr liebt?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete Herr Harry. „Der Vater fürchtet, daß der Mensch irgend einen bösen Streich gemacht hat und sich versteckt; aber wir sagen nichts davon. Wir haben ihn seit einigen Wochen nicht gesehen, und, um dir die Wahrheit zu sagen, wir machen diese Ausfahrt sowohl um zu sehen, was aus ihm geworden ist, als um Geld von ihm zu fordern. Da er ganz allein ist, so könnte er ja hier krank liegen und niemand etwas erfahren. Das letzte Mal, da wir von ihm hörten, war er ins Dorf gekommen, um eine ganze Summe Geldes aus der Bank zu beziehen. Dies war dem Vater unangenehm, denn er dachte, etwas davon hätte er zur Tilgung seiner Schulden verwenden sollen. Ich glaube, daß seine Verwandten in England ihn mit Geld versorgen. Hier sind wir nun am Palast von Penhollow. Ich muß aussteigen und das Thor öffnen, das uns in die Staatsallee läßt."

Wir waren vor einem Schlagbaum angekommen, der quer über eine Öffnung im Wurmzaun gelegt war, der sich an einer Seite hinzog. Ich setzte mich und sah mich um. Es war ein einsamer, wilder Platz. Die Bäume kamen oben zusammen, daß nur einzelne Sonnenstrahlen hindurch konnten, und es war still und düster. Vor dem Schlagbaum, den Herr Harry weg nahm, war eine Pfütze schmutzigen Wassers, und seine Füße wurden naß. „Geh' mir mit dem Engländer, der nicht einmal

einen Wagen Steine hierher bringen konnte. Fahre herein, Laura, und ich will den Schlagbaum wieder schließen", sagte Herr Harry, „indem er aus der Pfütze trat und seine Stiefel am Gras abwischte." Schnellfuß zog uns durch die Öffnung; Herr Harry stieg ein und ergriff die Zügel.

Wir mußten auf einem engen, rauhen Wege sehr langsam fahren. Das Gebüsch streifte und zerkratzte die Kalesche, und Herr Harry war sehr ungehalten.

„Keiner lebt ihm selber", sagte Fräulein Laura sanft.

„Warum beschneidet er das Gebüsch nicht, das den Weg sperrt?"

„Er kann es nicht, weil er so schändlich faul ist", sagte Herr Harry. „Könnte ich eine Woche hinter ihm her sein! Ich würde ihm Beine machen. Wir sind endlich angekommen. Großes Glück!"

Hier war ein freier Grasplatz inmitten des Waldes. Stücke Holz und Späne lagen zerstreut umher. Jenseit des Platzes stand ein Haus von rauhen Brettern ohne Anstrich. Die vordere Thür war offen, die Fensterscheiben waren zum Teil zerbrochen. Das ganze Haus hatte ein verkommenes, vernachlässigtes Aussehen. Ich glaubte nie ein so traurig aussehendes Anwesen gesehen zu haben.

„Es scheint niemand hier zu sein", sagte Herr Harry mit verlegenem Blick. „Barron muß fort sein. Willst du die Zügel halten, Laura, während ich nachsehe."

Er führte das Fuhrwerk nahe zu einem kleinen Blockgebäude, das offenbar als Stall diente, und ich legte mich an die Seite und bewachte Fräulein Laura.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein vernachlässigter Stall.

Ich war kaum fünf Sekunden da, als ich meine Augen von Fräulein Laura nach der Blockhütte wandte. Es war totenstill, nichts schien sich zu regen; aber die Luft war so voll von sonderbarem Gestank, daß ich nicht ruhen konnte. Auch mit Schnellfuß war etwas nicht richtig. Er scharrte, wieherte und blickte nicht nach Herrn Harry, sondern nach dem Stall.

„Sepp", sagte meine Herrin, „was ist denn mit dir und Schnellfuß? Warum seid ihr nicht still? Ist vielleicht hier etwas nicht in Ordnung?" Und sie spähete aus der Kalesche.

Ich wußte, daß etwas nicht richtig sei, konnte aber nicht begreifen, was es war? Darum streckte ich mich auf den Fußtritt des Fuhrwerks, bellte und leckte Lauras Hand um Erlaubnis, und lief auf die andre Seite der Blockhütte. Hier war eine Thür, aber sie war zu und eine Bohle, die ich nicht regen konnte, fest dagegen gestemmt. Ich war entschlossen, einzudringen, kratzte und

sprang hinauf an der Bohle, aber vergeblich, bis Fräulein Laura kam, mir zu helfen.

„Du wirst nichts als Ratten in dem alten Rumpelkasten finden, Schöner Sepp", sagte sie, indem sie die Bohle wegzog; „und da du denen nichts thust, so weiß ich nicht, warum du da hinein willst. Du bist jedoch ein verständiger Hund und hast gewöhnlich einen Grund dafür, wenn du deinen eignen Willen haben willst, und so magst du ihm denn folgen."

Die Bohle fiel nieder, und Fräulein Laura zog die Thür offen und sah hinein. Es war kein Fenster da, nur das Licht von der Thür fiel hinein. Sie konnte nicht gleich sehen. „Ist jemand hier?" fragte sie mit ihrer sanften, süßen Stimme. Die Antwort war nur ein tiefes, leises Brummen. „Irgend ein armes Tier leidet hier, Sepp, laß uns zusehen, was es ist." Und sie trat auf die Seite.

Ich werde nie vergessen, wie ich meine liebe Herrin in das nasse, schmierige Blockhaus gehen sah, indem sie mit einer Hand ihr weißes Kleid aufhob und ihr Gesicht ein Bild des Schmerzes und Schreckens war. Es waren zwei Abteilungen da, in der ersten war eine Kuh angebunden und bei ihr lag ein Kälbchen. Ich hätte nie glauben können, wenn ich's nicht mit meinen Augen gesehen hätte, daß ein Stück Vieh so mager werden könnte, wie diese Kuh war. Ihr Rückgrat stand hoch und scharf in die Höhe, ihre Hüftknochen desgleichen und der ganze Körper schien eingeschrumpft zu sein. Es waren Wunden in ihren Seiten, und der Gestank im Stall war schrecklich. Fräulein Laura stieß einen Laut des Mitleids aus, ließ ihr Kleid fallen und nahm aus

ihrer Tasche ein Federmesser und schnitt so lange an dem Seil, bis es durch war und das arme Tier sich legen konnte. Das erste, was die Kuh that, war, ihr Kälbchen zu lecken, aber es war bereits tot. Ich habe immer gedacht, daß Jenkins' Kühe mager genug seien, aber er hatte nie eine, wie diese. Ihr Kopf war wie der eines Gerippes, und ihre Augen hatten einen so verhungerten Blick, daß ich mit Wehmut wegblickte, weil sie so gelitten.

Als die Kuh sich legte, hörte das dumpfe, leise Brüllen auf, denn von ihr war es ausgegangen. Fräulein Laura lief hinaus, rupfte eine Handvoll Gras und brachte es dem Tier, das es dankbar annahm und langsam fraß, denn es hatte keine Kraft.

Meine Herrin ging in die andre Abteilung, um zu sehen, ob noch etwas da sei. Da war ein Pferd gewesen. Jetzt lag ein Gerippe von einem Gaul auf dem Boden, der tot zu sein schien. Er war mit einem dicken Seil an die leere Heuraufe festgebunden. Laura trat vorsichtig zwischen seine Beine, schnitt das Seil ab und trat in den Gang, wo sie das Tier ansprach. Es regte seine Ohren, erhob seinen Kopf und versuchte aufzustehen, fiel aber zurück, versuchte es wieder und es gelang ihm, hinter Laura her hinaus zu stolpern, die es mit freundlichen Worten ermutigte. Dann fiel es auf das Gras.

Schnellfuß starrte die miserabel aussehende Kreatur an, als ob er nicht wüßte, was er daraus machen sollte. Der Gaul hatte keine Wunden wie die Kuh, noch war er ganz so mager; aber er war die armseligste Kreatur, die ich je gesehen. Die Fliegen setzten sich auf ihn, und Fräulein Laura hatte genug zu thun, sie zu scheuchen.

Es war ein weißes Roß mit etwas rötlichen Augen, und wenn es diese Laura zuwandte, sah sie weg. Sie weinte nicht, wie sie oft über kranke und leidende Tiere that. Dies war zu schlimm für Thränen. Sie besah das arme Pferd mit einem so weißen Gesicht, wie ihr Kleid war, und mit dem Ausdruck des Entsetzens im Auge. Wie schmutzig das Tier war! Ich hätte nie gedacht, daß ein Pferd in einen solchen Zustand kommen könnte.

All dies war in einigen Minuten geschehen, und als Fräulein Laura das Pferd eben draußen hatte, kam Herr Harry langsam aus dem Hause, ging aber schneller, sobald er sein Bäschen erblickte.

„Laura!" rief er aus, „was machst du?" Dann stand er still und sah das Pferd nicht mit Verwunderung, aber mit tiefer Betrübnis an. „Barron ist fort", sagte er, „was können wir für dies Vieh thun? Es ist eine Kuh da, nicht wahr?" Er trat an die Thür der Blockhütte, schaute hinein und sagte rasch: „Könntest du allein heimfahren?"

„Ja", sagte Fräulein Laura.

„Gewiß?" Dabei sah er sie ängstlich scharf an.

„Ja, ja", versicherte sie. „Was soll ich bringen?"

„Sage dem Vater, daß Barron durchgebrannt ist und ein verhungerndes Schwein, eine Kuh und einen Gaul zurück gelassen hat, und daß kein Futter da ist. Er weiß, was zu thun ist. Ich will dich bis ans Thor fahren."

Meine Herrin stieg ein, und er folgte ihr. Er fuhr bis ans Thor, öffnete den Schlagbaum und sagte: „Fahr' nur geradeaus. Du wirst bald auf der Landstraße sein

und es kann dir nichts geschehen. Sepp wird auf dich acht geben. Mittlerweile will ich hineingehen und Wasser heiß machen."

Fräulein Laura ließ Schnellfuß auf dem Heimwege nach Herzenslust gehen, und es schien nur einige Minuten zu sein, bis wir in den Hof fuhren. Adele kam heraus zu unsrem Empfang.

„Wo ist der Onkel?" fragte Fräulein Laura.

„Nach der großen Wiese gegangen."

„Und die Tante?"

„Hat kalt Fieber, und gegangen in Bett, zu werden warm. Schlafen fest jetzt. Sie nicht noch bei gehen müssen jetzt."

„Ist niemand von den Arbeitern hier?"

„Nein, Mamsell, alle weit fort an Arbeit."

„Dann mußt du, Adele, wie ein braves Mädchen mir helfen", sagte Fräulein Laura, indem sie ins Haus eilte. „Wir haben ein krankes Pferd und eine kranke Kuh gefunden. Was soll ich ihnen bringen?"

„Fast alle Tiere fressen gern Kleienbrei", meinte Adele.

„Gut", sagte Fräulein Laura, „das ist's gerade. Thue in die Kalesche, was wir dazu brauchen, und ich wünsche etwas Grünes für die Kuh: rote oder weiße Rüben; nimm nur, was du für morgen mittag bestimmt hast, und bitte, lauf in die Scheuer, hole etwas Heu, Mais, Hafer, nicht viel, denn wir werden zurückkommen; eile nur, denn die armen Tiere sind am Verhungern; und hast du etwas Milch für das Schwein? Gieße sie in den Blechkessel mit dem Deckel."

Für einige Minuten liefen die beiden Mädchen hin

und her, und dann fuhren wir ab. Meine Herrin nahm mich in die Kalesche, denn ich konnte kaum mehr Atem holen und schnaufte laut. Ich mußte bei ihr auf dem Sitz Platz nehmen, denn der Boden des Fuhrwerks war mit dem Futter für die armen Tiere bedeckt. Als wir eben in den Weg einlenkten, begegnete uns Herr Wood. „Wollt ihr mit dem ganzen Landgut durchbrennen?" lachte er, indem er nach dem Kraut der Möhren deutete, das aus dem Wagen herausging. Fräulein Laura sagte etwas zu ihm, und dann stieg er mit ernstem Gesicht ein und fuhr mit uns. Bald waren wir an dem einsamen Wege, und Herr Harry erwartete uns. Als er Fräulein Laura erblickte, sagte er: „Warum bist du zurückgekommen? Du wirst ganz übermüdet. Dies ist kein Platz für ein gefühlvolles Mädchen."

„Ich dachte vielleicht ein wenig helfen zu können", sagte sie sanft.

„Das kannst du auch", bemerkte Herr Wood. „Geh' nur ins Haus und setze dich, und Harry und ich wollen hineinkommen, wenn wir Ermutigung brauchen. Was hast du gethan, Harry?"

„Ich habe das Vieh ein wenig getränkt und ein gutes Feuer angezündet. Ich glaube kaum, daß wir die Kuh durchbringen, vielleicht können wir den Gaul erhalten. Ich habe die Kuh herauszubringen versucht, aber sie kann sich nicht bewegen."

„Laß sie nur liegen", sagte Herr Wood, „gib ihr etwas zu fressen, und sie wird erstarken. Was habt ihr hier?" Und er fing an, die Sachen aus dem Fuhrwerk zu packen. „Prächtiges Kind! sie hat an alles

gedacht, selbst an das Salz! Bring' alles ins Haus, Harry, und wir wollen einen Kleienbrei machen."

Eine Stunde lang beschäftigten sie sich mit dem Vieh. Dann kamen sie herein und setzten sich. Das Haus des Engländers war inwendig so unordentlich und schmutzig wie außen. Es war nur einen Stock hoch und hatte bloß ein Zimmer, das durch einen schmutzigen Vorhang abgeteilt war. Auf der einen Seite war ein niedriges Bett mit einem Haufen Kleider darauf, ein Stuhl und ein Waschtisch; auf der andren war ein Ofen, ein Tisch, ein gebrechlicher Schaukelstuhl, auf dem Fräulein Laura saß, einige Hängebretter mit etwas Geschirr und Büchern darauf und einige Kisten, die offenbar zum Sitzen gebraucht worden waren.

An den Wänden waren einige Bilder von großartigen Häusern und Damen und Herren in Prachtgewändern, und Fräulein Laura sagte, daß einige davon edle Leute seien. „Nun, nun", sagte Herr Wood, sich auf eine Kiste setzend, „ich bin froh, daß dieser besondere Edelmann uns verlassen hat, wenn er Edelmann ist. Ich würde ihn richtiger und treffender als einen gemeinen Spitzbuben bezeichnen. Hat Harry dir seinen Schuldschein gezeigt?"

„Nein, Onkel!" antwortete Fräulein Laura.

„Lies ihn laut, Laura, ich möchte ihn nochmals hören."

Sie las: „Herrn J. Wood, Wohlgeboren.

„Werter Herr! Ich muß tief bedauern, daß ich plötzlich von meinem Platz Penhollow weggerufen werde und mir darum das Vergnügen nicht machen kann, Sie zu besuchen und meine kleine Rechnung zu berichtigen. Ich

hoffe, daß der Besitz meines Viehes, welches ich Ihnen hiermit ganz übergebe, mehr als hinreichen wird, irgend welche kleine Ausgaben zu decken, die Sie meinetwegen gehabt haben mögen. Wenn es eine Genugthuung für Sie ist, daß Sie dem Sohne eines der edelsten Edelleute Englands eine kleine Hilfe geleistet haben, dann haben Sie dieselbe. Mit Ausdrücken der höchsten Achtung und in der Hoffnung, daß mein Vieh in gutem Stand sein wird, wenn Sie Besitz ergreifen, verbleibe ich, werter Herr, für immer Ihr ergebenster

Howard Algernon Leduc Barron."

Fräulein Laura ließ das Papier fallen. „Onkel", sprach sie, „hat er das Vieh zum Verhungern da gelassen?"

„Hast du nicht bemerkt", erklärte Herr Wood sehr ernst, „daß nicht ein Hälmchen Heu in der Hütte war, und daß, wo er das Vieh angebunden hatte, sie in ihrer Qual um Nahrung das Holz abgenagt hatten? Würde er den Brief mir nicht gesandt haben, anstatt ihn hier auf den Tisch zu legen, wenn er gewollt hätte, daß ich von seinem Weggehen wissen sollte? Der Wisch ist nicht datiert und ich vermute, daß er schon fünf bis sechs Tage fort ist. Er hatte einen Haß auf mich, seit ich ihm die hundert Dollar geliehen habe. Warum? weiß ich nicht, denn ich habe ihn immer verteidigt. wenn andre ihn am liebsten aus der Gegend gejagt hätten. Seine Absicht war wohl, daß ich das Vieh tot finden sollte, wenn ich herkäme. Er hatte sogar einen Strick um den Hals des Schweines gebunden. Harry, mein Sohn, laß uns noch einmal nach dem Vieh sehen!

Ich liebe ein armes Tier zu sehr, um es leiden zu lassen, und ich gäbe noch zweihundert Dollar, wenn ich die armen Geschöpfe am Leben erhalten und es Barron wissen lassen könnte!"

Sie gingen hinaus, und Fräulein Laura drehte das Blatt hin und her mit erschrockenem Gesicht. Es war ein sehr schmutziges Papier, aber nach und nach entdeckte sie etwas und ging damit hinaus. Ich bin gewiß, daß das arme Pferd, das da auf dem Gras lag, sie noch kannte. Es hob seinen Kopf, und welch verschiedenen Blick hatte es, nachdem sein Hunger teilweise gestillt war.

Fräulein Laura liebkoste und streichelte es, und dann rief sie ihren Vetter: „Harry, willst du dies einmal ansehen?"

Er nahm das Papier und sagte: „Das ist ein Wappen, das durch den aufliegenden Staub und Schmutz doch noch zu sehen ist, vielleicht das Wappen seiner Familie. Wir wollen's reinigen lassen, und dann mag's uns helfen, den Schelm zu verfolgen. Du willst ihn doch bestraft haben, nicht wahr?" fragte er mit einem schelmischen Lächeln und Blick nach Laura.

Sie machte eine Bewegung nach dem Pferde und sagte: „Ja, ich wünschte, er würde gestraft."

„Nun, liebes Mädchen", erklärte er, „Vater und ich sind darin mit dir einig; wenn wir Barron finden können, so muß er dran!" Dann, als sie sich wandte, murmelte er zu sich selbst: „Sie ist eine echte Puritanerin — sanft, liebreich und gut, und doch ernst und entschieden. Belohnung für die Tugendhaften und Strafe für die Bösen!" Dann wiederholte er einige Verse:

„Barmherzig war sie und so weich,
Daß sie ums Mäuschen weinte gleich,
Das sie in einer Falle sah
Mit Blut und gar dem Tode nah."

Herr Wood und Harry thaten, was sie konnten, für das Pferd und die Kuh. Als Laura das sah, ging sie in ein Thal hinter dem Haus, wo der Engländer sein Schwein gehalten hatte. Es glich jetzt mehr einem Windhund als einem Schwein. Seine Beine waren so lang, seine Nase so spitz, und der Hunger hatte es nicht wie die andren Tiere stumpfsinnig gemacht, sondern lebendiger. Ich denke, daß es vielleicht nicht so viel gelitten hatte wie die andren, oder es hatte mehr vorrätiges an Fett gehabt und davon gezehrt. Herr Harry sagte, daß, wenn er ein Mädchen gewesen wäre, so hätte er gelacht und geweint zugleich, als er das Tier sah. Es muß entweder geschlafen haben oder so erschöpft gewesen sein, als wir ankamen; aber bald fing es so laut an zu grunzen, daß es Herrn Harrys Aufmerksamkeit erregte und er hinablief. Hier sah er, wie es in dem kleinen Hof herum rannte, den Grund mit seinem Rüssel aufwühlend, wie es hinfiel und wieder aufstand, und er wunderte sich, daß es nicht in dem Stricke, den es um den Hals hatte, erstickte. Nachdem nun sein Hunger in etwas gestillt war, blickte es vergnügt den Trog an, der noch mehr gute, süße Milch enthielt. Herr Harry sagte, daß ein vor Hunger schmachtendes Tier, wie ein Mensch in gleichem Zustand, immer erst nur wenig bekommen sollte; aber das Vieh dieses Engländers hatte immer so wenig bekommen, daß ihre Magen so zu-

sammengeschrumpft waren und sie nur wenig auf einmal fressen konnten.

Fräulein Laura nahm einen Stecken und kratzte des armen Schweines Rücken ein wenig, und ging dann ins Haus. Bald danach traten wir mit Herrn Wood unsren Heimweg an. Herr Harry wollte die Nacht bei den kranken Tieren bleiben.

Frau Wood war wohler, als wir nach Hause kamen, erschrak aber, da ihr erzählt wurde, in welchem vernachlässigten Zustande Barron das arme Vieh zurück gelassen hatte. Gegen Abend sandte sie durch einen Arbeiter einen mit Lebensmitteln gefüllten Korb für „ihren lieben Jungen" nach Penhollow. Als der Mann wiederkam, berichtete er, daß Herr Harry nicht in dem schmutzigen Hause des Engländers schlafen wollte, sondern sich eine Hängematte unter den Bäumen befestigt habe. Er würde jedoch nicht viel schlafen, da er jeden Augenblick bereit sein müsse, das Pferd und die Kuh zu versorgen. Es war sehr einsam dort für ihn, und seine Mutter sagte, sie werde froh sein, wenn das Vieh auf ihr eignes Gut gebracht werden könnte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Ende des Engländers.

Durch Herrn Harrys beständige Pflege waren die Tiere in einigen Tagen im stande, von Penhollow nach dem Dingley-Gut übergesiedelt zu werden. 's war ein trauriger Zug. Das Pferd mit seinen hohlen Augen, die magere Kuh und das dünne Schwein trampelten in wackeliger Weise den Weg entlang. Ihre Hufe waren krank und teilweise abgefault, daß sie nicht sicher und gerade gehen konnten. Obgleich es von Penhollow nach dem Dingley-Gut nur eine Stunde Weges war, so waren sie doch übermüdet und fielen auf ihre bequeme Streu nieder.

Fräulein Laura war hoch erfreut, daß alle mit dem Leben davon gekommen waren. Sie wußte vor Freude nicht, was sie thun sollte. Ihre Augen strahlten und sie ging von einem zum andren mit fröhlichem Gesicht. Das sonderbare kleine Schwein, das Herr Harry „Daddy Langbein" benannt hatte, war gewaschen worden, lag auf seinem Häufchen Stroh in der Ecke seines kleinen Stalles, betrachtete seinen mit gutem Futter gefüllten

Trog und sah so glücklich aus wie ein Fürst. Hier war es rein und trocken, nachdem es sein lebenlang in Penhollow unter den Bäumen mit seinen Füßen im Laub und Schlamm gewesen war. Glückliches Tier! Seine Augen schienen zu blinzeln und zu strahlen vor Dank, und es kannte Herrn Harry und Fräulein Laura so gut wie ich.

Sein Schwanz war so aufgerollt, daß er fast wie ein Knoten aussah. Herr Wood hielt das für ein Zeichen von Gesundheit und Zufriedenheit. Als der arme Daddy in Penhollow war, hatte sein Schwanz so lose heruntergehangen wie der einer Ratte. Herr Wood kam mit Laura, lehnte sich über den Zaun und unterhielt sich mit seiner Nichte in betreff der Schweine. Er sagte, sie wären durchaus nicht so dumme Tiere, als manche dächten. Er habe Schweine gehabt, so klug wie Hunde. Einmal habe er ein kleines schwarzes Schwein an einen Mann weit im Lande verkauft, dasselbe sei mit einem Sack über den Kopf fortgebracht worden, habe aber doch den Weg zurück nach Hause über Berg und Thal, durch Wald und Fluß wiedergefunden. Herr Wood behielt das Schwein, weil es so klug war.

Er sagte, die kanadischen Schweine seien die klügsten. Als er einmal auf einem Segelschiffe fuhr und dies in einer langen, schmalen Bucht in Kanada ankerte, wo die Flut vier bis fünf Fuß hoch herein kam, erzählte man ihm folgendes von der Klugheit der Schweine. Gegenüber war ein Dorf, und jeden Tag zur Zeit der Ebbe kamen Schweine aus dem Dorf, um Austern zu fressen. Manchmal gingen sie fast eine Viertelstunde über seichte Stellen, kamen aber jedesmal einige Minuten vor der

Flut zurück. Ihr Naturtrieb gab ihnen ein, daß sie in der Flut umkommen würden.

Herr Wood hatte eine Anzahl von Schweinen, und nach kurzer Zeit wurde Daddy ihnen beigesellt und vergnügte sich mit den andren kleinen Grunzern. Sie wurden oft in die Weide und den Obstgarten gelassen, und dort konnte er Daddy immer unter ihnen kennen, weil es das klügste war. Obgleich es in einer so schlechten Weise aufgezogen war, lernte es doch bald, auf dem Dingley-Landgut sich selbst zu versorgen, und es war plästerlich zu sehen, wie es, wenn es zu stürmen anfing, Büschel Stroh in seinem Rüssel zusammen trug, um sich ein Bett zu machen. Es war weiß und hielt sich immer reinlich. Herr Wood sagte, es sei unrecht, Schweine schmutzig zu halten. Sie sind ebenso gern rein wie andre Tiere, und würden sie rein gehalten, so würden die Menschen nicht so viel krank werden, wenn sie Schweinefleisch essen.

Die Kuh, dies arme unglückliche Geschöpf, verlor nie ganz den fremdartigen, traurigen Blick aus ihren Augen, solange sie auf Dingley lebte. Ich habe gehört, daß Tiere frühere Leiden vergessen, und vielleicht ist das bei einigen der Fall. Ich weiß, daß ich nie mein unglückliches Jahr bei Jenkins vergessen habe, und ich bin dadurch ein verständiger, gesetzter Hund und nicht so spielerig geworden wie andre Hunde, die nie erfahren haben, was unglücklich sein heißt.

Mir schien es immer, als ob des Engländers Kuh an ihr totes Kälbchen dächte, das an ihrer Seite verhungerte. Sie selbst wurde gesund und ging mit dem andren Vieh, so glücklich wie dies, aus und ein; dennoch,

wenn ich sie manchmal beobachtete, wie sie beim Wiederkäuen in die Ferne blickte, schien mir ihr Blick ganz verschieden von dem des andren Viehes, das immer auf Dingley so glücklich gewesen war. Selbst die Arbeiter nannten sie „Alte Melancholy", und sie wurde unter dem Namen oder der Abkürzung „Mel" bekannt. Bis sie gesund wurde, stand sie in Herrn Woods Kuhstall, wo seine Kühe nachts auf erhöhtem Grunde und Streu standen; sie war so angebunden, daß sie aufstehen und sich zum Schlafen legen konnte. Danach ging sie mit dem andren Vieh auf die Weide.

Das Roß nannten sie Scrub, denn es konnte unter keinen Umständen etwas andres als ein niedergebrochenes Tier von schlechtem Aussehen werden. Er wurde neben Schnellfuß gestellt, und da die Zwischenwand niedrig war, konnten die beiden einander besehen. Im Laufe der Zeit wurde Scrub unter viel ärztlicher Behandlung an seinen Hufen sauber und gesund, sodaß er etwas arbeiten konnte. Fräulein Laura streichelte ihn viel. Sie nahm oft Äpfel mit in den Stall, und Schnellfuß warf seinen schönen Kopf in die Höhe und blickte wie neidisch nach ihr, weil sie länger bei Scrub verweilte als bei ihm, und Scrub bekam auch immer den größten Anteil von allem, das sie brachte.

Armer, alter Scrub! Ich glaube, er liebte Fräulein Laura. Er war eigentlich ein dummes Roß und stellte sich an, als ob er blind wäre. Er schnüffelte mit seiner Nase an ihrem Kleid auf und ab, nagte an ihren Knöpfen, und wenn er ein Stück ihrer Uhrkette zwischen seine Zähne bekommen konnte, sah er ganz glücklich aus. Im Felde schien er sie nicht zu kennen, bis sie ganz

nahe kam. Er war aber nicht blind; Herr Wood meinte, er sei wohl von Haus aus schon nicht sehr intelligent gewesen, und das sei unter schlechter Behandlung noch schlimmer geworden.

Was den Engländer, den schlechten früheren Besitzer der armen Tiere, angeht, so passierte ihm etwas sehr Sonderbares. Er nahm ein schreckliches Ende, aber für eine lange Zeit wußte niemand etwas davon. Die Herren Wood und Harry waren so aufgebracht gegen ihn, daß sie nichts unversucht lassen wollten, um ihn zur Bestrafung heranzuziehen, oder es wenigstens bekannt zu geben, welch ein Halunke er war. Sie sandten das Papier mit dem Wappen drauf nach Boston, und Leute dort schrieben nach England und erfuhren, daß es das Wappen einer edlen, hochgeachteten Familie war, an deren Spitze ein Graf stand. Sie waren alte, edle Leute, ausgenommen ein Mann, der nicht ein Sohn, sondern ein Neffe des alten Herrn und das schwarze Schaf der Familie war. Er hatte in der Jugend ein wildes und böses Leben geführt und endlich den Namen eines seiner Freunde gefälscht, und war so gezwungen, aus England zu fliehen und Zuflucht in Amerika zu suchen. Nach der Beschreibung des Mannes sah Herr Wood, daß es wohl Barron sein müßte. Er schrieb also an diese Verwandten in England, wie schlecht dieser Mensch seine Tiere behandelt hatte. Bald bekam er eine Antwort von ihnen, die zugleich sehr stolz und sehr rührend war. Sie kam von einem Vetter Barrons, der ganz frei zugab, er wisse, daß sein Vetter ein Mann von bösen Gewohnheiten sei, aber es scheine, daß nichts zu seiner Besserung gethan werden könne. Seine Verwandten

hätten ihm vierteljährliche Unterstützung zugesandt unter der Bedingung, daß er an einem verborgenen Orte ein stilles Leben führe; aber die letzte Sendung liege noch unbeansprucht in Boston. Vielleicht könne Herr Wood ihnen etwas über jenen berichten.

Dieser Brief war Herrn Wood sehr bedenklich, und er sagte: „Harry, wie lange ist es her, seit Barron weglief?"

„Etwa acht Wochen", erklärte Herr Harry.

„Das ist sonderbar", sprach Herr Wood. „Das Geld von England muß gerade einige Tage nach seinem Weggange von hier in Boston angekommen sein. Ein Mensch wie er würde es nicht dort liegen lassen. Es muß ihm etwas passiert sein. Wohin, denkst du, würde er sich wohl gewandt haben, als er wegging?"

„Ich kann mir's nicht denken", erklärte Harry.

„Und wie würde er gehen?" fragte Herr Wood. „Von Riverdale konnte er nicht fort, da würde er von seinen Gläubigern aufgespürt worden sein."

„Vielleicht ist er durch den Wald nach der Verbindungsstelle gegangen?" rief Herr Harry.

„Gerade was ich thun würde", gab Herr Wood zu und schlug mit der Hand auf sein Knie. „Ich will morgen hinfahren zu Thompson und will nachfragen."

Am nächsten Abend, als Herr Wood nach Hause gekommen war, fragte ihn Herr Harry, ob er etwas erfahren habe? „Nur dies", erwiderte der ältere Herr, „daß niemand, auf den die Beschreibung Barrons paßt, in den letzten zwölf Monaten die Haltestelle verlassen hat. Er muß nach einem andren Punkte gegangen sein. Wir wollen ihn laufen lassen. Der Herr findet solche Gesellen wie er ist."

„Wir wollen auf ihn aufpassen, wenn er wieder nach Riverdale kommt", bemerkte Herr Harry ruhig.

In der ganzen Umgegend war es bekannt, welch einen niederträchtigen Streich der Engländer verübt hatte, und wäre er zurückgekommen, so hätte er rauhe Behandlung erfahren.

Monate waren verstrichen, ohne daß etwas von ihm gehört wurde. Erst spät im Herbst, nachdem Fräulein Laura und ich wieder nach Fairport zurück gegangen waren, schrieb Frau Wood an meine junge Herrin über das Ende des Engländers. Einige Jungens von Riverdale durchstreiften den Wald, um verlornes Vieh zu suchen. Dabei kamen sie an einen alten Steinbruch, der seit Jahren unbenutzt geblieben war. An einer Seite ging es viele Fuß tief steil hinab. Auf der andren Seite war Fels und Erde abgebrochen und man konnte bequem hinabgehen. Die Knaben entdeckten, daß eine ihrer Kühe an der steilen Seite in das tiefe Loch des Steinbruchs hinunter gefallen war. Das Tier war natürlich tot; aber die Jungens stiegen aus Neugier hinab, fanden die Kuh, aber auch zu ihrem Schrecken und zu ihrer Verwunderung die Leiche eines Mannes. Ein schwerer Stock, der als dem Engländer gehörig bekannt war, lag bei dem Gerippe.

Er war ein Trinker gewesen, hatte vielleicht etwas getrunken, um sich zu seinem Gang zu stärken, dieses aber hatte dagegen seine Sinne umnebelt, so daß er den Weg verloren und in die Grube gefallen war; oder er war vor Tagesanbruch ausgegangen und hatte sich verirrt, war ausgeglitten und so gefallen. Ein Bein war gebrochen, und wenn er durch den Fall auch nicht gleich

getötet worden war, so war er doch nicht im stande gewesen, sich helfen zu können. Und da er an dieser einsamen Stelle vergeblich um Hilfe rief, so mochte es wohl sein, daß er des schrecklichen Hungertodes gestorben war, des Todes, den er seinem armen Vieh zugedacht hatte.

Frau Wood sagte, es sei nie eine Predigt in Riverdale gehalten worden, die so tiefen Eindruck gemacht hätte wie der Tod dieses bösen Menschen, und es hätte sie an den Spruch in der Bibel erinnert: „Er hat eine Grube gegraben und ausgehöhlet und ist in den Abgrund gefallen, den er gemacht hat."

Frau Wood schrieb, daß ihr Mann von dem Finden der Leiche Barrons an dessen englische Verwandten berichtet und eine Antwort von ihnen bekommen hätte, die anzudeuten schien, daß sie durch seinen Tod erleichtert waren, da sie nach allem, was sie erfahren hätten, doch glauben müßten, sein Einfluß habe nur zu Bösem gedient und nicht zu Gutem. Sie ließen ihr Geld von Boston an Herrn Wood senden und wünschten, daß er es verwenden möchte, wie es ihm gutdünke, dem bösen Einfluß entgegen zu wirken, den der Verstorbene in Riverdale ausgeübt.

Als dies Geld ankam, betrug es mehrere hundert Dollar. Herr Wood wollte jedoch nichts damit zu thun haben, sondern übergab es dem Tierschutzverein. Sie nannten es den „Barronfonds" und verwandten es, um Schriften im Interesse dieses Vereins zu kaufen und zu verbreiten. Frau Wood sagte, daß dieser Fonds noch vermehrt werde durch andre Beiträge, und daß die Kinder dadurch im stande wären, Blätter und kleine Büchlein, die das Evangelium der Güte gegen Gottes niedere Ge-

schöpfe predigten, über den ganzen Staat zu verbreiten. Ein Fremder, der solch eine Schrift in die Hand bekam und Barrons Namen darauf sah, der könnte glauben, daß Barron ein Wohlthäter der Tierwelt gewesen sei, und doch war er das Gegenteil.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein Gespräch über Schafe.

Fräulein Laura interessierte sich sehr für die Schafe auf Dingley. Eine Herde im Obstgarten, nahe beim Hause, wurde oft von ihr besucht. Dann nahm sie jedesmal Wurzeln und Grünes, besonders weiße Rüben mit, denn diese hatten die Tiere gern; aber sie wollten deshalb doch nicht zu ihr kommen, denn sie kannten ihre Stimme nicht. Sie erhoben bei Lauras Ruf nur ihre Köpfe und sahen sie an. Wenn sie aber Herrn Wood hörten, dann kamen sie gleich an den Zaun, blökten vor Freuden und preßten ihre Nasen durch den Zaun, um die Möhren oder Rüben oder was er für sie hatte, zu erreichen. Er nannte sie seine kleinen Southdowns und sagte, daß er seine Schafe liebe, denn sie seien die sanftesten und friedlichsten Tiere auf dem Gut.

Als er eines Tages in die Küche kam und sich Salz holte, wollte Fräulein Laura wissen, ob es für die Schafe sei?

„Ja", sagte er, „ich gehe nach der Waldweide, um meine Shropshireschafe zu besehen."

„Du würdest gern mitgehen, Laura", sagte Frau Wood. „Laß den Kuchen stehen, ich will ihn fertig machen. Lauf' und hole deinen Hut mit breitem Rand. Es ist sehr heiß."

Fräulein Laura tanzte in den Gang und zurück, und bald waren wir auf dem Wege von dem Hause durch die Felder nach der Weide zu. „Was willst du thun, Onkel, und was für sonderbare Sachen hast du da in der Hand?" fragte sie.

„Das sind Hufkneiper", entgegnete er, „und ich will die Klauen der Schafe besehen. Du weißt, daß wir im Juli warmes, feuchtes Wetter hatten, und ich fürchte die Klauenfäule. Manchmal wachsen die Klauen auch zu lang."

„Was machst du, wenn sie Klauenfäule bekommen?"

„Ich habe verschiedene Heilmittel: Abschälen, Klippen und die Hufe eintauchen in Blaustein und Essig, oder damit einreiben, wie die englischen Schäfer thun. Das zerstört den kranken Teil und schadet dem gesunden nichts."

„Haben Schafe viele Krankheiten?" forschte meine Herrin. „Eine weiß ich selbst, die Krätze."

„Ein häßliches Übel ist das!" sagte Herr Wood kräftig, „und wer eine Herde aus den Viehhöfen erziehen will, erfährt das manchmal zu seinem Schaden."

„Wie ist das Übel beschaffen?" fragte Fräulein Laura weiter.

„Die Schafe werden grindig durch eine Mikrobe unter der Haut, welche furchtbar juckt, und dann verlieren sie ihre Wolle."

„Kann's nicht geheilt werden?"

„O ja, mit der Zeit und mit Aufmerksamkeit. Es gibt verschiedene Heilmittel. Ich halte Petroleum für das beste."

Jetzt waren wir an ein weites Thor gekommen. Während Herr Wood Fräulein Laura hinein ließ und es wieder zumachte, sagte er: „Du betrachtest das Thor und möchtest wissen, warum es so weit ist?"

„Ja, Onkel, aber ich möchte nicht so viel fragen."

„Frage soviel du willst", sagte er freundlich.

„Ich beantworte deine Fragen gern. Hast du Schafe durch ein Thor oder eine Thür gehen sehen?"

„O ja, schon oft."

„Wie machen sie's denn?"

„O, so thöricht, Onkel. Sie bleiben alle zurück und eins wartet auf das andre, und endlich wollen sie alle auf einmal hindurch gehen."

„So ist's, wenn eins geht, dann wollen sie alle gehen, selbst wenn es in den bodenlosen Abgrund ginge. Viele leiden durch das übermäßige Drängen Schaden. Darum mache ich meine Thüren und Thore weit. Nun laß uns hinauf gehen." Es war kein Schaf zu sehen, aber als Herr Wood rief: „Ka, nan — nan, nan!" da zeigten sich schwarze Gesichter, und schwarze Füße trugen weiße Körper aus dem Gebüsch. So kamen die Schafe aus den kühleren Teilen der Weide auf den steinigten Pfaden daher. O, wie froh waren sie, Salz zu bekommen! Herr Wood ließ Laura es auf flache Steine legen. Dann setzten sie sich auf einen Stamm unter einem Baum und sahen zu, wie die Tiere das Salz fraßen und noch die Steine ableckten. Fräulein Laura fächelte sich mit ihrem Hut: „Ihr spaßigen,

wolligen Dinger, ihr!" sagte sie. Ihr seid nicht so dumm, wie manche denken. Bleib' still liegen, Sepp; wenn du dich sehen läßt, könnten sie fortlaufen."

Ich kroch hinter den Baumstamm und erhob nur zuweilen meinen Kopf ein wenig, um zu sehen, was die Schafe machten.

Einige liefen zurück ins schattige Gehölz, denn es war sehr heiß im Sonnenschein; aber die meisten wollten nicht fort von Herrn Wood, sondern standen um ihn und blickten ihn an. „Das ist ein hübsches Schaf, nicht wahr?" bemerkte Fräulein Laura, auf das mit dem schwärzesten Gesicht und Füßen und dem schwersten Körper zeigend.

„Ja, das ist die alte Jessika. Hast du bemerkt, wie es seinen Kopf nahe am Boden hält?"

„Ja, warum thut es das?"

„Weil es die Grubfliege fürchtet. Du wirst im Sommer oft sehen, daß Schafe ihre Nasen so halten, damit diese Fliege nicht in ihre Naslöcher kriechen und ein Ei hinein legen kann, das da ausgebrütet und zum Wurm wird, der sie plagt und quält. Wenn die Fliege heran kommt, dann schneuzen sie, laufen wie närrisch und halten ihre Nasen dabei dicht am Boden. Als ich noch ein Knabe war, meinte ich, sie hätten sich erkältet, und wischte Teer an ihre Nasen. Wir wußten damals noch nichts von der Fliege; aber der Teer heilte die Schafe, und wir gebrauchen ihn noch. Während des heißen Wetters streichen wir zwei- oder dreimal im Monat einige Tropfen an die Nase eines jeden Schafes."

„Ich vermute, daß die Bauern wie andre Leute sind und immer bessere Weisen erfinden, ihre Arbeit zu verrichten nicht wahr, Onkel?" fragte Fräulein Laura.

„Ja, Kind, je älter ich werde, desto mehr lerne ich und desto besser sorge ich für mein Vieh. Mein Großvater würde verwundert seine Augen aufreißen und mich fragen, ob ich ein altes Weib wäre, das seine Katzen streichelt, wenn er lebte und sähe, wie ich meine Schafe behandle. Er pflegte sie laufen zu lassen, bis die Felder mit Schnee bedeckt waren und bis sie kaum ein Gräschen mehr von dem nackten Grunde nagen konnten. Dann gab er ihnen einen Schuppen, unter den sie laufen konnten, und streute ihr Heu auswendig hin. Von Getreide wußten sie kaum den Geschmack. So zehrten sie im Winter ab und die Hälfte verloren ihre Lämmer, wie das auch nicht anders möglich war. Er würde sagen, daß ich sie verweichliche, wenn er meine geräumigen Stallungen mit großen Fenstern darin sehen könnte, worin meine Herde den Winter zubringt. Ich lasse sie schon während der harten Herbststürme hinein. Sie können ja wieder hinausschlüpfen. Ich bringe sie gern hinein, damit sie sich an trocknes Futter gewöhnen. Sie gehen den ganzen Winter aus und ein. Du mußt hinein gehen, Laura, und die sich selbst füllenden Raufen sehen. An hellen Wintertagen dürfen sie hinaus in die Maisfelder. Die Kälte schadet ihnen nichts; das thun nur die schweren Regen, die den Pelz durchnässen. Bei meiner Behandlungsweise verliere ich selten ein Schaf, und sie sind das gewinnbringendste Vieh. Wenn ich sie nicht halten könnte, so würde ich die Landwirtschaft dran geben. Im letzten Jahre brachten meine Lämmer mir jedes acht Dollar. Die Wolle der Schafe wog acht Pfund von jedem, und ich bekam zwei Dollar für jedes Bündel. Da läßt

sich doch in diesen Tagen, wo viele die Schafzucht einstellen, dieselbe noch nicht etwas rühmen."

„Wieviel Schafe hast du, Onkel?" forschte Fräulein Laura.

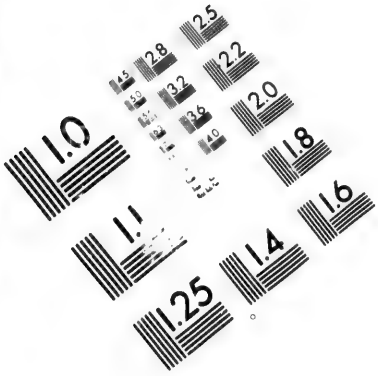
„Gegenwärtig nur fünfzig; fünfundzwanzig hier und ebenso viele drunten im Baumgarten. Ich habe letztes Frühjahr viele verkauft."

„Diese hier sind größer wie die im Baumgarten", sagte Fräulein Laura.

„Ja, ich halte diese wenigen Southdownschafe um ihrer guten Eigenschaften willen. Sie bringen mir nicht soviel ein wie die Shropshireschafe, welche ich für die beste Rasse halte, sowohl wegen ihres Fleisches als auch wegen der Wolle. Das Fleisch wird heutzutage in allen östlichen Städten sehr begehrt und mehr und mehr gesucht. Es muß jedoch zart, saftig und schmackhaft sein, darum muß man sorgsam in der Wahl des Futters verfahren."

„Aber schmerzt es dich nicht, Onkel, diese Tiere schlachten zu lassen, die du aufgezogen und gepflegt hast?" forschte Laura mit einem leichten Schauder.

„Ja, freilich", erklärte er; „aber es kommt kein Stück von meinem Gut, von dem ich nicht weiß, wie es geschlachtet wird. Es ist nichts für mich, Schafe mit zusammengebundenen Beinen in einen Karren gepreßt, schwitzend und leidend, auf den Markt zu bringen. Und ich muß den Mann kennen, der mein Vieh schlachtet, das hier wie ein Kind aufgezogen und gepflegt worden ist. Ich sagte zu Davidson da drüben in Hoytville: «Wenn ich wüßte, du würdest meine Schafe, Lämmer und Kälber zusammensperren und sie eins nach dem andren stechen oder betäuben, daß es die übrigen alle sehen in



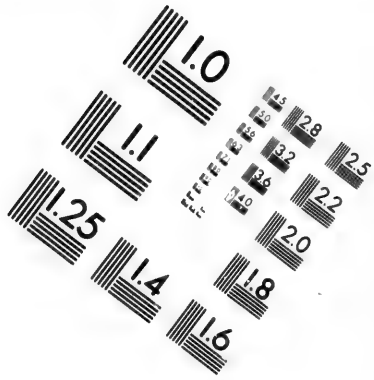
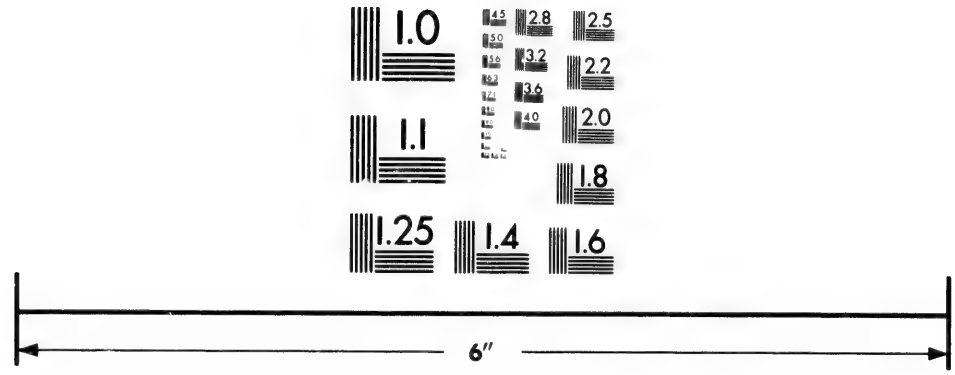
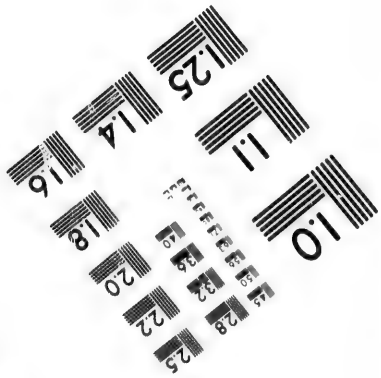


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

ihrer Angst und blöken und jammern, so wäre dies der letzte Kauf, den du je von mir machen könntest.»

«Wood», sagte er zu mir, «ich liebe mein Geschäft nicht; aber ich kann als ehrlicher Mann dir versichern, daß das Schlachten so schonend wie möglich bei mir betrieben wird. Komm und siehe selbst.»

„Er führte mich in sein Schlachthaus, und obwohl ich nicht lange dablieb, sah ich doch genug und fand, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Er hat verschiedene Abteilungen, und das Schlachten geht so ruhig wie möglich vor sich. Die Tiere werden eins nach dem andren geschlachtet, ohne daß die übrigen es sehen, ob sie's gleich vermuten mögen."

„Diese Schafe", bemerkte Laura, „sind weit vom Hause; gehen die Hunde, von denen du mir sagtest, nicht an sie?"

„Nein, seit dem Vorfall mit Windhams Hund habe ich sie gewöhnt, mit dem Rindvieh zu gehen. Es ist sonderbar, daß Kühe sich von Hunden jagen lassen, wenn sie allein sind, dagegen aber die Hunde vertreiben, wenn dieselben ihre Kälber oder Schafe angreifen wollen. Es gibt hier herum keinen Hund, der es wagen würde, in diese Weide zu kommen, denn er weiß, daß die Kühe mit ihren Hörnern zum Angriff bereit ihn begrüßen würden. Hier im Obstgarten sind die Schafe schon sicher, weil es nahe beim Hause ist, und wenn ein fremder Hund kommen sollte, so würde Sepp ihm genug geben, nicht wahr, Sepp?" sagte Herr Wood, indem er mich anblickte.

Ich stand auf und legte meinen Kopf auf seinen Arm, und er fuhr fort: „Nach einiger Zeit werden die

Southdownschafe hier herauf gebracht und die Shropshires werden in den Baumgarten kommen. Ich habe meine Herde gern unter den Obstbäumen. Du weißt, daß ein altes Sprichwort sagt: «Das Schaf hat einen goldenen Fuß.» Sie ersparen mir die Mühe des Pflügens. Ich habe meinen Baumgarten in zehn Jahren nicht gepflügt und gedenke es für die nächsten zehn Jahre nicht zu thun. Dann sind da die Hühner deiner Tante so gefällig, daß sie mir die Mühe ersparen, beim Scheren Ungeziefer an den Schafen zu suchen. Ich lasse sie das ganze Jahr zwischen den Schafen laufen, und sie picken jede Laus ab."

„Wie kahl sie alles abfressen", sprach Fräulein Laura, indem sie auf eins hinwies, das dicht vor Herrn Woods Füßen nagte.

„Sehr kahl", sagte dieser, „und dazu fressen sie manches, das Kühe nicht mögen: bittere Kräuter, Dorn- und andre Büsche und junges Unkraut, das im Frühjahr aufkeimt."

„Ich wünschte, ich könnte eins von den süßen, kleinen Lämmchen bekommen", bat Fräulein Laura. „Sieh' das liebliche kleine Schwarzköpfchen unter den Erlen dort. Kannst du es nicht herlocken?"

„Es würde nicht herkommen", sagte ihr Onkel freundlich; „aber ich will es für dich holen. „Nach mehrern vergeblichen Versuchen gelang es ihm, das kleine Schwarzgesicht zu fangen und an den Block zu bringen. Es war sehr scheu, aber Herr Wood hielt es fest und ließ Fräulein Laura es anfassen und streicheln so viel sie wollte. „Du heißest es klein, Laura, aber wenn du es in den Arm nehmen willst, so merkst du, daß es ein

starkes Lamm ist. Es wurde im März geboren; heute ist der letzte Tag im Juli, es wird Mitte August geschoren und wird sich als erwachsen betrachten. Armes, kleines Ding! es hatte einen rechten Kampf ums Dasein. Die Schafe wurden im April auf die Weide gebracht. Sie können das Einsperren nicht so gut vertragen wie Kühe, und weil sie kleinere Pflanzen abnagen können, so mögen sie früher hinaus gelassen werden, und mit etwas Mais zu dem kurzen, dünnen Frühlingsgras kommen sie durch. Dies kleine Ding lief an der Seite seiner Mutter. Es war ein schwachbeiniges, armes Lämmchen. Jede Nacht brachten wir die Herde unter Dach, denn der Boden war kalt; und ob auch die Schafe dadurch nicht leiden mochten, so konnten doch die Lämmer sich erkälten. In einer Nacht verlor sich die Mutter dieses Tiers, und da Ben die Schafe zu zählen unterlassen hatte, so wurde sie nicht vermißt. Ich bin im Frühjahr immer sehr um meine Lämmer besorgt und stehe oft nachts auf, um nach ihnen zu sehen. In einer Nacht ging ich um zwei Uhr hinaus. Aus irgend einem Grunde nahm ich mir vor, sie zu zählen. Da entdeckte ich, daß ein Schaf und ein Lamm fehlte, nahm meine Laterne und Bruno mit, der dazu gut war. Der Hund bellte, ich rief, und das thörichte Tier kam zu mir, und das kleine Lamm schleppte sich ihm nach. Ich wickelte es in meinen Rock und trug es nach Hause, machte ein Feuer und wärmte ein wenig Milch. Deine Tante Hatty hörte mich und stand auf. Sie leidet nicht, daß ich irgend jemand, selbst nicht einem stummen Tiere, Branntwein gebe; darum that ich etwas Ingwer in die Milch, was ebenso gut ist, gab ihm das, wickelte es in eine Decke und legte es nahe an den Ofen,

und am nächsten Morgen konnte es mit seiner Mutter gehen. Ich pflegte es durch den ganzen April, gab ihm Extrafutter, und jetzt habe ich den Lohn dafür."

„Liebes, kleines Lamm", sagte Laura, indem sie es streichelte; „wie kannst du es vor den andren kennen, Onkel?"

„Ich kenne alle ihre Gesichter, Laura. Eine Herde Schafe ist wie eine Menge Menschen. Sie haben jeder einen verschiedenen Ausdruck und Temperament."

„Mir sehen sie alle gleich aus", erklärte Laura.

„Das glaube ich; du bist eben nicht gewohnt, sie zu sehen. Weißt du, wie man das Alter eines Schafes wissen kann?"

„Nein, Onkel."

„Hier, mach' dein Maul auf, Cosset", sagte er zu dem Lamm, das er noch hielt. „Wenn sie ein Jahr alt sind, haben sie zwei Zähne in der Mitte. Sie bekommen noch zwei jährlich, bis zum fünften Jahre. Dann sagen wir, daß sie «ein volles Maul» haben. Später kann man ihr Alter nicht mehr nach den Zähnen genau bestimmen. Jetzt laufe wieder zu deiner Mutter", sagte er und ließ das Lamm gehen.

„Kennen die Lämmer immer ihre eignen Mütter?" fragte Fräulein Laura.

„Gewöhnlich. Manchmal will ein Mutterschaf sein Lamm nicht annehmen. Dann sperren wir die beiden in einem separaten Stall zusammen, bis das alte Schaf es anerkennt. Siehst du das Schaf mit den sehr spitzen Ohren bei den Blaubeerenbüschen?"

„Ja, Onkel."

„Das Lamm an ihrer Seite gehört ihr nicht. Das

ihrige starb, und wir zogen ihm die Haut ab und wickelten ein Zwillingslamm von einem andren Schaf in diese Haut und gaben es ihr, da nahm sie es bald an. Jetzt komm hierher, ich will dir unsre Tröge zeigen."

Er stand von dem Block auf, und Fräulein Laura folgte ihm an den Zaun. „Diese großen Tröge", erklärte er, „sind für die großen Schafe; die kleinen in der Einzäunung sind für die Lämmer; denn da ist gerade Platz genug für diese, daß sie unter dem Zaune durch können. Du solltest sie sehen, wenn wir mit Hafer, Kleie, Weizen oder andrem Futter kommen. Sollen sie geschlachtet werden, so bekommen sie Maismehl oder Ölkuchen. Alles Futter fressen sie immer rein auf. Ich gebe ihnen so viel, wie gut für sie ist, und nicht mehr. Jetzt gehe mit Sepp und setze dich hinter jene Büsche, während ich die Arbeit verrichte."

Fräulein Laura fand ein schattiges Plätzchen, und ich legte mich neben sie. Wir waren eine ganze Zeit da, ohne uns zu langweilen, denn es erheiterten uns die Schafe und Lämmer mit ihren Sprüngen. Bald kam auch Herr Wood, setzte sich zu uns und sagte uns noch mehr über Schafzucht. Dann sprach er zu uns: „Ihr könnt noch hier bleiben, wenn ihr wollt; aber ich muß jetzt zum Hause gehen. Die Arbeit will gethan sein, wenn es auch heiß ist."

„Was willst du denn jetzt thun, Onkel?" fragte Fräulein Laura aufspringend.

„O, ich habe noch mehr mit den Schafen zu thun! Ich habe im Baumgarten junge Bäume gepflanzt, und wenn ich nicht Hühnerdraht darum mache, dann nagen die Schafe mir die Rinde ab."

„Ich habe gesehen", sagte Laura, „wie sie, auf ihren Hinterfüßen an den Bäumen stehend, jeden Zweig und Schößling, den sie erreichen konnten, abnagten."

„Sie schaden den alten Bäumen nicht", erklärte Herr Wood; „aber die jungen müssen geschützt werden. Es ist lohnend für mich, meine Bäume zu pflegen, denn ich bekomme, dank meinen Schafen, guten Ertrag von ihnen."

„Lebt wohl, kleine Lämmchen und ihr lieben Schafe", sagte Laura, als der Onkel ihr das Thor öffnete, damit sie aus der Weide konnte. „Ich will euch einmal wieder besuchen. Jetzt lauft lieber hinunter an den Bach und trinkt. Ihr seht in euren warmen Röcken erhitzt aus."

„Ich habe eins gelernt bei der Schafzucht", sagte Herr Wood, während er neben seiner Nichte herging. „Um gesunde Schafe zu ziehen, muß man ihnen gutes Wasser geben und es so hinstellen, daß sie jederzeit zu demselben gelangen können. Man gebe ihnen gutes Wasser, gutes verschiedenes Futter und genug davon, gute Quactiere — kühl im Sommer und warm im Winter — und halte sie ruhig, so macht man sie glücklich und verdient Geld an ihnen."

„Ich denke, daß ich die Schafzucht lieben würde", sagte Fräulein Laura; „willst du mich nicht als Hirtin haben, Onkel?"

Er lachte und meinte, das ginge nicht, denn sie würde jedesmal weinen, wenn eins geschlachtet werden sollte.

Danach gingen Fräulein Laura und ich oft in die Weide, die Schafe und die Lämmer zu sehen. Wir pflegten uns ein schattiges Plätzchen zu suchen, wo sie

uns nicht sehen konnten, und da beobachteten wir sie. Eines Tages wurde ich sehr überrascht bei den Schafen. Ich hatte so viel von ihrer Sanftmut gehört, daß ich mir nicht träumen ließ, sie würden Streit bekommen, und nun zeigte sich das Gegenteil, und zwar gingen sie damit, sozusagen, so geschäftsmäßig zu Werke, daß ich lächeln mußte. Ich vermute, daß sie wie andre Tiere auch etwas Bosheit in sich haben. Diesmal gab es Streit zwischen zwei Schafen; aber anstatt aneinander zu gehen wie zwei Hunde, lief jedes ein Stückchen Wegs zurück, und dann rannten sie, die Köpfe niedrig haltend, gegeneinander, als ob sie einander die Hirnschale einstoßen wollten; aber Fräulein Laura machte bald dem Streit ein Ende, indem sie ihnen rief und sie erschreckte. Mir schienen die Lämmer interessanter zu sein als die Schafe. Manchmal weiden sie ruhig bei ihren Müttern, und dann wieder drängten sie sich auf einen flachen Stein oder kahlen Platz, wo sie miteinander zu reden schienen und ihre Köpfchen dicht beisammen hielten. Plötzlich sprang dann eins herunter und lief in die Büsche oder auf die andre Seite des Weideplatzes, und alle folgten ihm durcheinander, und in einigen Minuten kamen sie alle schnell wieder zurück. Es war amüsant, sie so spielen und vergnügt zu sehen, ehe der traurige Tag ihres Todes kommen würde.

Dreißigstes Kapitel.

Ein eifersüchtiger Ochse.

Herr Wood zog etwa ein Dutzend Kälber auf, und Fräulein Laura ging manchmal in den Stall, um sie zu sehen. Jedes war in einem besonderen Verschlag und wurde mit Milch gefüttert. Sie hatten sanfte, geduldige Gesichter und hübsche Augen. Sie sahen sehr demütig aus, wenn sie da ruhig umherschauten oder von ihrer Milch tranken. Sie erinnerten mich an große, zahme Hunde.

In ihren Verschlägen konnte ich sie nie so recht sehen; als sie aber alt genug waren und eines Tages heraus durften, ging ich mit meiner Herrin in den Hof, wo sie gehalten wurden. Solche sonderbare, ungestalte, dickknochige Kreaturen, wie sie waren, und welches Vergnügen sie sich machten mit Springen, Hüpfen und Ausschlagen mit ihren Hinterbeinen!

Frau Wood war bei uns und sagte, es sei nicht gut für Kälber, so eingesperrt zu sein, nachdem sie einmal etliche Wochen alt wären. Es sei besser für sie, draußen

zu sein und Bewegung zu haben. Sie stand eine ganze Weile bei Fräulein Laura, betrachtete die Kälber und lachte herzlich über ihre tollen Sprünge. Sie wollten spielen, schienen aber nicht zu wissen, wie sie ihre Glieder gebrauchen sollten.

Sie waren mager, und Fräulein Laura fragte ihre Tante, warum all die schöne Milch sie nicht fetter gemacht hätte?

„Das Fett wird mit der Zeit schon kommen", war die Antwort. „Ein fettes Kalb wird eine armselige Kuh, und ein kleines fettes Kalb bringt beim Schlächter nicht viel ein. Es ist besser, ein grobknochiges fett zu machen. Wenn du nächsten Sommer herkommst, so wirst du eine Anzahl von schönem, jungem Vieh sehen. Sie werden fette Seiten, schöne Hörner und glänzende Haut haben. Kannst du dir denken", fuhr sie entrüstet fort, „daß jemand grausam genug sein könnte, so ein harmloses Tier wie ein Kalb zu quälen?"

„Gewiß nicht!" rief Fräulein Laura. „Wer hat das gethan?"

„Wer hat das gethan?" wiederholte Frau Wood erzürnt; „sie thun es immer. Weißt du, wie es gemacht wird, daß man in großen Städten so schönes weißes Kalbfleisch bekommt? Die armen Tiere müssen sich langsam zu Tode bluten. Das dauert oft stundenlang, und sie stöhnen und jammern ihr Leben aus. Als ich das zuerst hörte, war ich so erzürnt, daß ich einen ganzen Tag weinte, und Johann überredete, daß er nie ein Stück Vieh zum Schlachten nach einer großen Stadt verkaufen sollte. Darum kommt all unser Schlachtvieh nach Hoytville und andren kleinen Städten. O die

großen Städte, Laura, sind schauderhafte Plätze. Es scheint mir, daß die Leute durch das enge Zusammenwohnen schlimmer werden. Ich möchte lieber in einer Wüste als in einer großen Stadt wohnen. Da ist Ch—o. Seit ich dort war, habe ich jeden Abend den Herrn gebeten, entweder die Herzen einiger bösen Menschen umzuwandeln, oder sie vom Angesicht der Erde zu vertilgen. Du weißt, daß ich vor drei Jahren schwächlich wurde, und dein Onkel sagte, ich bedürfe einer Veränderung, deshalb sandte er mich zu meinem Bruder in Ch—o. Ich blieb einige Zeit dort zu meinem Vergnügen, denn Ch—o ist eine wunderschöne Stadt. Eines Tages hörte ich einem Gespräch zu, welches etliche Leute führten, die aus dem Westen in die Stadt gekommen waren. Sie waren Viehhändler, hatten Vieh nach Ch—o gebracht und bei dieser Gelegenheit die Schlachthäuser außerhalb der Stadt besucht. Dort hatten sie Zustände gefunden, die aller Beschreibung spotten, und waren sehr entrüstet, daß Menschen in ihrer Gier nach Reichtümern sich soweit vergessen und alles gewöhnliche menschliche Gefühl unter die Füße treten, indem sie das arme Vieh so schrecklich foltern.

„Es ist zu schauderhaft zu wiederholen, was sie dort sahen. Ich hörte zu, bis sie beschrieben, wie texanische Ochsen ausschlagen unter der Folter, der sie unterworfen werden, dann that ich einen lauten Schrei und fiel in Ohnmacht. Man mußte deinen Onkel rufen, und er brachte mich heim, und tagelang hörte ich nichts als schreien und fluchen, und sah Tiere mit Blut triefen und ächzen und stöhnen in ihrer Angst und Qual — und nun, Laura, wenn du mir ein Stück Fleisch von Ch—o

vorsetzen und es mit Gold belegen wolltest, so würde ich es wegstoßen. — Aber, was sage ich? Du bist so weiß wie ein Betttuch! Komm und besehe den Kuhstall. Johann ließ ihn gerade weißen."

Fräulein Laura nahm den Arm ihrer Tante, und ich ging langsam hinter ihnen drein. Der Stall war ein langes, gut hergestelltes Gebäude; er hatte keine offenen Fugen wie Jenkins' Stall; aber er hatte große Fenster, in welche die Strahlen der Nachmittagssonne fielen. Auch war er so eingerichtet, daß frische Luft überall hin konnte, sodann ging ein Wasserrohr durch den ganzen Stall mit seinen vielen Abteilungen. Der Boden war mit Sägemehl und Laub bedeckt, die oberen Wände und die Decke waren geweißt. Frau Wood sagte, ihr Mann wolle den unteren Teil der Wände nicht weiß haben, weil das den Augen des Viehes schade, darum hatten sie unten eine braune Farbe.

Es waren Thüren an jedem Ende des Stalles, und eben jetzt ging ein sanfter Luftzug durch das ganze Gebäude; aber Frau Wood sagte, daß, wenn Vieh im Stall stehe, würden nie beide Thüren zugleich offen stehen gelassen, denn Herr Wood sei sehr sorgsam, daß sein Vieh von keiner Zugluft betroffen werde. Es sollte so wenig frösteln, als überhitzt werden. Das eine sei so schlimm wie das andre. Auch durfte sein Vieh im Winter kein eisiges Wasser trinken. Er temperierte das Wasser, gerade wie Frau Wood es für ihre Hühner that.

„Du weißt, Laura", fuhr Frau Wood fort, „daß die Kühe, wenn sie warm und trocken gehalten werden, nicht so viel fressen, als wenn sie naß und kalt sind. Sie sind so warmblütig, daß sie, um die körperliche Wärme

im rechten Grade zu halten, viel fressen müssen. Daher macht es sich bezahlt, sie warm zu halten und sie hinlänglich mit Futter zu versorgen. Auch haben sie es gern still. Dies wußte ich nicht, bis ich deinen Onkel heiratete. Auf unsrem Gut riefen und schrieen die Jungens immer, wenn sie das Vieh trieben, und manchmal jagten sie es, daß es schnell laufen mußte. Das wird hier nie gestattet."

„Ich habe bemerkt", erwiderte Fräulein Laura, „wie still es auf diesem Gute hergeht. Ihr habt so viele Arbeiter und doch gibt's so wenig Lärm."

„Dein Onkel pfeift viel", sagte Frau Wood. „Hast du das noch nicht bemerkt? Er pfeift bei der Arbeit, und hat einen Rufpfiff, den fast alles Vieh kennt, und die Arbeiter laufen, wenn sie den hören. Du wirst jede Kuh in diesem Stall den Kopf wenden sehen, wenn dieser eigne Pfiff draußen erschallt. Er sagt, er habe sich dies in seinen Knabenjahren angewöhnt, wenn er seines Vaters Kühe holen mußte. Diese hatte er so abgerichtet, daß sie auf seinen Pfiff zu ihm kamen, wenn er ihn in der Weide ausstieß. Ich glaube, daß sein klares, helles Pfeifen mich ihm zuerst geneigt machte. Ich pflegte ihn von unsrem Hause aus auf dem Wege zu hören, wenn er in seiner Karre daher holperte oder in seiner Kalesche kam. Er sagt, man braucht kein Tier anzuschreien. Das erschreckt und erzürnt das Vieh nur. Es gehorcht viel besser, wenn man mäßig laut und verständlich redet. Er sagt, es gibt nur eins, das ein Stück Vieh mehr als das Anschreien haßt, und das ist, wenn man zu ihnen hinschleicht und sie erschreckt. Johann sagt, mancher Mann werde von seinem Pferde geschlagen, nur weil er

zu ihm wie ein Dieb hinschleicht. Ein erschrecktes Stück Vieh sucht sich instinktmäßig zu verteidigen. Ein Hund wird an dich springen und ein Pferd seine Hufe gebrauchen. Johann pfeift oder spricht immer, wenn er sich einem Stück Vieh nähert, damit es weiß, wenn er kommt."

„Wo ist der Onkel diesen Nachmittag?" fragte Laura.

„O, er ist tüchtig bei dem Heu beschäftigt. Er hat sogar einen Ochsen vor eine Heukarre gespannt."

„Ich möchte wissen, ob es Duke ist?" forschte Fräulein Laura.

„Ja, er ist's. Ich sah den weißen Stern an seiner Stirn", antwortete Frau Wood.

„Ich weiß nicht, ob ich je über etwas mehr gelacht habe als kürzlich über diesen Ochsen", erklärte Laura. „Onkel fragte mich, ob ich schon von einem eifersüchtigen Ochsen gehört hätte? Als ich verneinte, sagte er: «Komm in den Stallhof und siehe.» Die Ochsen waren beide da: Duke mit seinem breiten Gesicht und Bright mit seinem schmalen, klügeren Kopf. Duke trank eben aus dem Trog, und Onkel sagte: «Betrachte ihn. Ist er nicht eine große, fette, selbstzufriedene Gestalt, und sieht er nicht aus, als ob er dächte, die Welt sei ihm seinen Unterhalt schuldig und er wolle ihn haben?» Onkel holte dann den Striegel und fing an Bright zu striegeln und zu streichen. Duke erhob seinen Kopf vom Trog und starrte den Onkel an, der aber keine Notiz von ihm nahm, sondern bei Bright blieb. Duke sah so zornig aus. Er verließ den Trog, und das Wasser lief ihm aus dem Maul; er ging zu Onkel hin und gab ihm einen leichten Stoß, und als das nicht half, gab er ihm noch einen härteren, daß er ihn fast um-

warf. Der Onkel verließ nun Bright und fing an, Duke zu striegeln, und sagte, dieser würde es ihm entgolten haben, wenn er ihn unbeachtet gelassen hätte. Aber ich habe nie ein Vieh ein so zufriedenes Gesicht machen sehen wie Duke. Bright schien gleichgültig zu sein und schaute ruhig darein."

„Ich habe das wieder und wieder an Duke bemerkt", sagte Frau Wood. „Er ist das eifersüchtigste Tier, das wir haben, und es scheint ihn ganz unglücklich zu machen, wenn dein Onkel sich mit einem Stück Vieh außer ihm beschäftigt. Welch sonderbare Wesen diese dummen Tiere sind! Sie sind in mancher Hinsicht uns ähnlich. Sie sind eifersüchtig und rachsüchtig; sie können lieben oder hassen oder auch vergeben; sie können leiden — o, wie sie leiden können und das so geduldig! Wo ist ein menschliches Wesen, das Qualen aushalten könnte wie sie, und doch so geduldig bleiben?"

„Nirgends!" sagte Fräulein Laura mit leiser Stimme, „wir können es nicht!"

„Und es scheint kein Tier zu geben", fuhr Frau Wood fort, „so häßlich und abstoßend es auch sein möge, das nicht liebenswürdige Züge hätte. Ich habe kürzlich von Kanalratten gelesen, von Louise Michels' Ratten."

„Wer ist das?" unterbrach Laura ihre Tante.

„Eine berühmte Französin, «die Priesterin des Mitleids und der Rache», wie Herr Stead sie nennt. Du bist noch zu jung, um viel von ihr zu wissen, aber ich erinnere mich, während der Communeunruhen in Frankreich im Jahre 1872 von ihr gelesen zu haben. Sie ist eine Anarchistin, die eine Uniform trug, ein Gewehr schulterte und Barrikaden bauen half. Sie wurde arretiert

und nach einer Verbrecherkolonie gesandt. Gegen alles Getier hatte sie eine wundervolle Liebe in ihrem Herzen. Als sie nach Frankreich zurückkehrte, brachte sie vier Katzen mit. Dort wurde sie wieder gefangen gesetzt und nahm auch jetzt ihre Katzen mit. Es kamen Ratten in ihre Zelle, und sie befreundete sich mit ihnen, und lehrte ihre Katzen, ihnen gut zu sein. Ehe sie die Katzen ganz abgerichtet hatte, biß eine derselben eine Ratte ins Bein. Louise pflegte und heilte die Ratte und ließ sie an einem Band vom Fenster hinunter, das Tier ging in die Abzugskanäle zurück, und vermutlich teilte sie den andren ihrer Rasse mit, wie gütig Louise gegen sie gewesen sei, denn hernach kamen sie ohne Furcht in ihre Zelle. Rattenmütter brachten ihre Jungen und legten sie zu Louisens Füßen, als ob sie dieselben unter ihren Schutz stellen wollten. Am merkwürdigsten war ihre Sorgfalt füreinander. Junge Ratten kauten die harten Brotkrusten für alte zahnlose Ratten, damit diese dieselben leichter kauen könnten, und wenn junge Ratten vor den alten fraßen, so wurden sie gestraft."

„Das klingt sehr interessant, Tante; wo hast du das gelesen?" fragte Laura.

„Ich habe das Heft eben bekommen, und du sollst es haben, sobald wir ins Haus gehen."

„Ich bin gern bei dir, liebe Tante", sagte Fräulein Laura, indem sie Frau Wood umarmte, als sie in der Thür standen; „denn du verstehst mich, wenn ich von Tieren rede. Ich kann's nicht erklären", fuhr meine liebe junge Herrin fort, indem sie ihre Hand aufs Herz legte, „welch ein Gefühl ich für sie habe. Ich liebe die stummen Tiere, und ich möchte mit jedem von ihnen

reden. Manchmal ermüde ich die arme Bessie Drury; thut mir leid, aber ich kann's nicht helfen. Sie sagt: «Warum bist du so kindisch, Laura?»" Meine Herrin stand gerade an einer Stelle, wo die Sonnenstrahlen durch ihr hellbraunes Haar drangen und ihr Angesicht fast verklärten. Ich meinte, sie sähe schöner aus, als ich sie je gesehen, und Frau Wood schien auch so zu denken. Sie wandte sich und legte beide Hände auf Lauras Schultern. „Laura", sagte sie ernstlich, „es gibt kalte Herzen genug in dieser Welt. Unterdrücke nie ein warmes, zartes Gefühl gegen ein unvernünftiges Wesen. Das ist das Anziehendste an dir, mein Kind — deine Liebe zu allem, das atmet und sich regt. Reiße die Selbstsucht aus deinem Herzen; laß aber Liebe und Mitleid darin bleiben."

„Und nun laß mich dir noch etwas von den Kühen sagen: Ich möchte dich für die Milchwirtschaft interessieren. Dieser Stall ist, seit du hier warest, neu gebaut worden, und wir haben mehrere Verbesserungen gemacht. Siehst du diese Stücke Salz in jedem Stand? Daran können die Kühe lecken, wenn sie wollen. Und nun komm her und laß mich dir den Ort zeigen, den wir «das dunkle Loch» nennen."

Es war ein kleiner Stall, der von dem großen abgetrennt, sehr dunkel und kühl war. „Ist dies eine Gefängniszelle?" fragte Fräulein Laura verwundert.

Frau Wood lachte herzhaft: „Nein, nein, ein Vergnügungsort! Manchmal sind die Fliegen so schlimm, und wenn die Kühe in den Hof gebracht werden zum Melken, und ein ganzer Schwarm sie überfällt, dann kommen sie fast außer sich; und ob es die besten Kühe in

New Hampshire sind, so schlagen sie doch manchmal ein wenig. Dann werden die schlimmsten hier herein gebracht, um hier, wo keine Fliegen sind, gemolken zu werden. Den andren werden große Streifen Kattun über den Rücken gelegt und untergebunden, oder die Arbeiter vertreiben die Fliegen mit Zweigen von Rainfarn, mit denen sie wedeln, oder bestreichen sie mit verdünnter Karbolsäure. Das vertreibt die Fliegen, und die Kühe wissen auch, daß es zu ihrem Behagen geschieht, und stehen ganz still, bis das Melken beendet ist. Ich muß Johann bitten, ihnen einmal ihre Nachtkleider anziehen zu lassen, daß du sie sehen kannst. Harry nennt sie «Gespenster», und sie sehen sonderbar genug aus, wenn sie alle weiß angezogen im Hofe herumstehen."

Einunddreißigstes Kapitel.

Im Kuhstall.

„Ist es nicht sonderbar", sagte Fräulein Laura, „daß ein so kleines Ding wie eine Fliege dem Vieh und den Menschen so große Unbequemlichkeit bereiten kann? Wenn ich manchmal morgens noch ein wenig schlafen möchte, dann kitzeln mich ihre kleinen Füße so, daß ich fast außer mir komme und vom Bett aufspringen muß."

„Du sollst ein Fliegennetz über dein Bett haben", tröstete Frau Wood. „Aber angenommen, du hättest keine Hände zur Abwehr und dein ganzer Körper wäre mit Fliegen bedeckt, und du wärest irgendwo angebunden und könntest nicht loskommen? Ich könnte mir selbst keine größere Qual vorstellen. Letzten Sommer waren die Fliegen hier schrecklich. Es scheint mir, daß sie von Jahr zu Jahr zahlreicher werden und das Vieh mehr plagen. Ich glaube, es kommt von der Ausrottung der Vögel im Lande herum. Es sind ihrer nicht mehr genug, das Ungeziefer zu vertilgen. Johann sagt, daß unsre nächste Anlage auf dem Gute Drahtgitter an allen Fenstern und Thüren der Ställe sein soll, um die

kleinen Quälgeister von Pferden und Kühen abzuhalten.

„An einem Nachmittag im letzten Sommer kam Herrn Maxwells Mutter, mich auf eine Spazierfahrt mitzunehmen. Es war ungemein heiß, und als wir hinunter an den Fluß kamen, schlug sie vor, auszusteigen und unter den Bäumen zu sitzen, wo es jedenfalls kühler wäre. Sie hatte ein Pferd aus dem Gasthause des Dorfes, einen Rotschimmel, dessen Mähne und Schweif gekürzt und der über den Kopf aufgezäumt war. Ich möchte jetzt nicht mehr hinter einem so geschändeten und eingezwängten Tier herfahren. Damals nahmen wir es nicht so genau. Aber sie mußte den Überzaum lösen, ehe ich einstieg. Ich dachte, der arme Gaul würde toll werden. Er zitterte und bebte und sah uns so flehentlich an. Die Fliegen wollten ihn fast auffressen. Dann ging er wieder ein wenig. Frau Maxwell hatte ihn an einem Gewicht; aber er hätte das leicht mit sich fortschleifen können. Er war jedoch ein geduldiger Gaul und wollte nicht durchgehen; aber er konnte nicht stillstehen. Ich sprang bald auf und streichelte und rieb ihn, bis meine Hände ganz naß waren. Das arme Roß war so dankbar und berührte fortwährend meinen Arm mit seiner Nase. Frau Maxwell saß unter einem Baume, schwang ihren Fächer und lachte über mich, aber ich fragte nichts danach. Wie hätte ich fröhlich sein können, wenn ein armes stummes Tier gerade vor mir sich in Qual wandte und bebte?

„Ein Pferd mit gekürztem Schweif und Mähne kann weder behaglich fressen noch schlafen, so lange die

Fliegen schwärmen. In einem Dorfe Neu-Englands hängt ein Schild: «Pferde werden in die Weide genommen: langschweifige für einen und einen halben Dollar; mit gekürztem Schweif für einen Dollar.» Das will sagen, daß die letzteren soviel wohlfeiler weiden können, weil sie sowiel von den Fliegen geplagt werden, daß sie nicht fressen können, während die mit ihrem natürlichen Schweif die Fliegen verjagen und ruhig — und also mehr fressen können. Ich las kürzlich, daß der Gaul eines Kohlenhändlers in Buffalo Selbstmord beging, weil er von den Fliegen geplagt wurde. Du weißt, daß Tiere das thun. Ich habe von Pferden und Hunden gelesen, daß sie sich ersäuft haben. Dem erwähnten Pferd waren Mähne und Schweif gekürzt und es wurde in die Weide gebracht. Die Fliegen folterten es so, daß es auf einen Stachelzaun sprang und da auf den Spitzen hängen blieb und sich nicht zu befreien bemühte. Männer sahen es und betrachteten es gewissermaßen als Selbstmord.

„Ich wünschte die Macht zu haben, jeden Mann, der einem Pferd den Schweif kürzt, mit gefesselten Händen und wenig Kleidern in einer Weide, wo viele Fliegen sind, anzubinden. Dann würde man sehen, ob er nicht mit dem armen Tier sympathisch sein würde. Es ist die sinnloseste Handlung, dieses Schweifkürzen. Man gibt da vor, ein solches Pferd sei stärker im Rücken, ebenso wie ein solches Schaf mit kurzem Schwanz; aber ich glaube kein Wort davon. Das Roß wurde stark genug für all seine Arbeit gemacht, und der Mensch kann es nicht verbessern. Dieses Kürzen ist grausam und böse.

„Für den Überzaum gibt es einen Scheingrund zu gewissen Zeiten. Ein feuriges, junges Pferd kann mit einem Überzaum nicht so leicht fortlaufen, und bei Schnellläufern soll ein fester Überzaum sie ihren Kopf in die Höhe halten lehren und sie vorm Ersticken bewahren. Aber ich glaube nicht, daß man Füllen so aufziehen kann, daß sie feurige Pferde werden, und ich wünschte, es gäbe keine Rennpferde auf der Welt, und wenn's auf mich ankäme, so müßte jeder Überzaum weg! 's ist schade, Laura, daß wir Frauen nicht stimmberechtigt sind. Wir würden viele Mißbräuche abschaffen."

Fräulein Laura lächelte, aber nur schwach; es war fast ein trauriges Lächeln, und Frau Wood sagte: „Laß uns von etwas andrem reden. Hast du je gehört, daß Kühe an trüben Tagen weniger Milch geben als an heiteren?"

„Niemals."

„Es ist aber dennoch so. Sie sind das empfindlichste Vieh. Man lernt eigentümliche Dinge von Tieren, wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt. Kühe sind wundervolle Kreaturen und sind für gute Behandlung so dankbar, daß sie jeden Zug der Sorge für sie mit Zinsen wieder bezahlen. Hast du je etwas vom Enthornen gehört, Laura?"

„Nicht viel, Tante; heißt der Onkel es gut?"

„Nein, gewiß nicht! Er würde ebenso wenig ihre Schwänze abhauen, als sie enthornen. Er sagt, er wisse, daß der Schöpfer besser als er verstehe, eine Kuh zu erschaffen. Manchmal sage ich ihm, daß sein Beweisgrund nicht stichhaltig sei, denn der Mensch könne manches in der Natur verbessern. Dem natürlichen

Gang nach würde eine Kuh ihr Kalb sechs Monate lang saugen lassen; wir aber nehmen es ihr, ziehen es ebenso gut auf und erhalten eine Extrazugabe an Milch von ihr.

„Was ich vom Enthornen denken soll, weiß ich selbst nicht recht. Herrn Windhams Vieh ist durchweg hornlos. Er hat einen offenen Raum in seinem Stalle für sie, anstatt sie separat in Abteilungen zu halten, und er sagt, sie seien da nicht so beengt und fühlten sich da wohler. Ich vermute, daß für Seetransport das Vieh enthornt sein sollte, aber wenn sie auf der Weide sind, scheint es mir Verstümmelung zu sein, sie zu enthornen. Unsre Kühe könnten die Hunde nicht von den Schafen abhalten, wenn sie hornlos wären. Die Hörner sind ihre Waffen."

„Stehen eure Kühe den ganzen Winter im Stalle?" fragte Fräulein Laura.

„Jawohl; ausgenommen, wenn sie in den Hof gelassen werden, und dann muß Johann gewöhnlich durch einen Mann sie in Bewegung halten lassen, damit sie sich nicht erkälten; an ganz schönen Tagen dürfen sie wohl den ganzen Tag draußen sein. Sie sind eben nicht, wie du weißt, den Pferden gleich. Johann sagt, sie sind große Milchmaschinen. Sie müssen ruhig gehalten werden; nur Bewegung genug haben, daß sie gesund bleiben. Wenn eine Kuh getrieben, gehetzt, erhitzt oder geängstigt wird, so vermindert das den Milchfluß. Schlechte Behandlung vergiftet die Milch. Johann sagt, das Schlagen mit dem Stock auf den Rücken einer Kuh, macht die Milch soviel schlechter. Man thut besser, die Milch von einer schmutzigen Kuh wegzuschütten und Wasser zu trinken.

„Als ich in Chicago war, beklagte meine Schwägerin sich bei ihrem Milchmann beständig über den «kuhischen» Geruch der Milch, wie sie es nannte. «Es ist», sagte er, «der Tiergeruch, und der kann nicht vermieden werden.» «'s ist Schmutz», sagte ich, als sie mich fragte. «Ich will meinen besten Hut wetten, daß die Kühe dieses Mannes schmutzig sind. Ihre Haut ist mit Dung bedeckt, und da das Gift nicht durch die Haut ausströmen kann, so kommt's durch die Milch heraus, und du hilfst es verbreiten.» Sie wunderte sich, das zu hören, verschaffte sich des Milchmanns Adresse und überraschte ihn eines Tages mit ihrem Besuch. Sie sagte, seine Kühe hätten einen verhältnismäßig reinen Stall, aber ihre Körper wären gerade in einem solchen Zustande, wie ich ihr beschrieben hätte. Sie riet dem Mann, seine Kühe jeden Tag zu striegeln und zu bürsten; ihr aber brauche er keine Milch mehr zu bringen.

„Das zeigt, wie ihr Städter mit der Milch betrogen werdet. Ich sollte denken, ihr würdet vergiftet werden durch die Behandlung eurer Milchkühe; und selbst wo die Milch untersucht wird, könnt ihr nicht wissen, ob sie rein ist. In New York fordert das Gesetz dreizehn Prozent soliden Gehalt in der Milch. Das ist Unsinn, denn eine Kuh kann aus der Brennerei gefüttert werden und kann Milch zu vierzehn Prozent geben. Wie sonderbar ihr Stadtleute seid!"

Fräulein Laura lachte herzlich: „Welche Vorurteile du gegen große Städte hast, Tante!"

„Ja, die habe ich!" gab Frau Wood ehrlich zu. „Ich habe oft gewünscht, ich könnte einige von den großen Städten ausleeren und das Volk über das Land zer-

streuen. Betrachte die lieblichen Landgüter hier herum! Auf einigen ist nur ein alter Mann mit seiner Frau. Die Söhne sind fort in die Städte und Schreibstuben, wo sie wie Sklaven sich abquälen und blaß und mager werden! Es würde mir das Herz gebrochen haben, wenn Harry Sinn für das Stadtleben gezeigt hätte. Ich besprach mich offen mit deinem Onkel, als ich ihn heiratete, und sagte zu ihm: «Jetzt ist mein Junge nur ein Kind, und ich möchte ihn so erzogen haben, daß er das Landleben liebt. Wie wollen wir das machen?»

„Dein Onkel sah mich mit einem komischen Blinzeln seitwärts an und sagte, ich wäre ein Muster von einem Landmädchen und meinte, wir wollten Harry erziehen, wie ich erzogen sei. Ich wußte, daß er nur scherzte; aber ich wurde ganz aufgeregt und sagte: «Ja, mach's wie meine Eltern! Nimm ein Landgut, das zweimal so groß ist, als du eins bearbeiten kannst. Halte keinen Knecht. Steh' mit Tagesanbruch auf und arbeite selbst wie ein Sklave bis in die Nacht. Halte keinen Feiertag. Laß die Mädchen die Hausarbeit verrichten, die Hühner versorgen, das Obst pflücken; laß die Knaben die Füllen und die Kälber bedienen, und bringe alles, was sie verdienen, auf die Bank. Halte keine Zeitschriften, denn mit dem Lesen werden sie die Zeit vergeuden, und es ist zu weit, mehr als einmal die Woche zur Post zu gehen; und» — aber ich habe das übrige vergessen. Dein Onkel brach in lautes Gelächter aus. «Hatty», sagte er, «mein Gut ist zu groß; ich verkaufe ein Stück davon und mache mir's ein wenig bequemer.» In derselben Woche verkaufte er fünfzig Morgen, dingte einen Knecht und eine gute

Magd und fuhr zweimal in der Woche des Nachmittags mit mir spazieren. Harry hielt die Leine mit seinen kleinen Fingern, und Johann sagte ihm, daß die alte Stute, mit der wir fuhren, sein genannt werden sollte; und das nächste Pferd, das wir kaufen würden, sollte auch ihm gehören und er sollte ihm den Namen geben, und er wolle ihm fünf Schafe überlassen, er solle sein eignes Bankbuch haben und Rechnung führen; und Harry, obgleich nur noch ein Kind, verstand ihn und liebte ihn wie seinen eignen Vater. Wäre mein Vater so weise gewesen wie Johann, so wären meine Brüder nicht, der eine ein armer Advokat und der andre ein armer Doktor, in zwei verschiedenen Städten, und unser Landgut wäre nicht in fremden Händen. Es macht mich krank, dorthin zu gehen. Ich denke an meine arme Mutter, die mit ihren müden Händen auf dem Kirchhof schläft, meine Brüder weit weg und mein Vater, wie er uns immer anhielt und trieb — o, ich muß dir sagen, Laura, 's ist wie ein zweischneidiges Schwert: die Jungens sind nicht allein schuld daran, daß sie das Landleben verlassen."

Frau Wood war nach dieser langen Rede ein Weilchen still, und Laura sagte auch nichts. Ich wandelte im Stalle auf und ab und überdachte manches. So glücklich, wie menschliche Wesen auch scheinen mögen, so haben sie doch ihre Last und Beschwerden. Ich bedauerte Frau Wood, denn ihr Gesicht hatte seinen gewöhnlichen fröhlichen Blick verloren.

Bald jedoch kam derselbe wieder, und sie sagte: „Ich muß nun gehen und fürs Abendbrot sorgen. Dies ist Adeles Nachmittag zum Ausgehen."

„Ich will auch mitgehen", sagte Fräulein Laura, „denn ich habe ihr versprochen, das Gebäck zum Thee für heute abend zu bereiten und dich ruhen zu lassen." Sie schlenderten dann langsam den Pfad hinab dem Hause zu, und ich folgte ihnen nach.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Unsre Heimkehr.

Im Oktober, dem schönsten aller Monate, mußten wir zurück nach Fairport. Fräulein Laura wurde es schwer, das Landgut zu verlassen, und sie machte ein trauriges Gesicht, wenn jemand vom Weggehen redete. Aber sie war gesund und stark geworden und so braun wie eine Kastanie; auch sagte sie, sie wisse, daß sie heimkehren und an ihre Lektionen gehen solle.

Herr Wood nannte den Oktober den goldenen Monat. Alles war ruhig und still, und abends und morgens hatte die Sonne den gedämpften, goldenen Strahl. Die Bäume im Obstgarten waren mit Früchten beladen, und ein Teil der Blätter flatterte herab und bedeckte den Boden mit einem weichen Teppich. Im Garten waren sehr viele gelbe und rote Blumen in voller Blüte, und Fräulein Laura pflückte täglich große Sträuße fürs Besuchszimmer. Als sie dieselben eines Tages ordnete, sagte sie mit Bedauern: „Sie werden bald verwelkt sein. Ich wünschte, es wäre immer Sommer!"

„Du würdest dessen bald müde werden", sagte Herr

Harry, der leise hinter ihr her gekommen war. „Es gibt nur einen Ort, wo wir beständigen Sommer ertragen könnten, und das ist der Himmel."

„Denkst du, daß es dort immer Sommer sein wird?" fragte sie, indem sie sich wandte und ihn ansah.

„Ich weiß es nicht. Obgleich ich denke, daß es so sein wird, so weiß doch niemand viel davon; wir müssen warten."

Fräulein Lauras Auge fiel auf mich. „Harry", sagte sie, „denkst du, daß stumme Tiere in den Himmel kommen?"

„Da muß ich wieder sagen: Ich weiß es nicht", erwiderte er. „Einige Leute halten dafür. In einem Blatt von Michigan fand ich kürzlich jemandes Meinung darüber. Er sagt, daß zu allen Zeiten einige der besten Männer das geglaubt haben. Homer und die späteren Griechen, einige der Römer und der ersten Christen waren der Ansicht — die letzteren glaubten, daß Gott Engel in Gestalt von Vögeln gesandt habe, die um des Glaubens willen Leidenden zu trösten. St. Francis nannte die Vögel und andre Tiere seine Brüder. Dr. Johnson glaubte an ein zukünftiges Leben für die Tiere, ebenso Wordsworth, Shelly, Coleridge, Jeremias Taylor, Agassiz, Lamartine und andre Gelehrte. Es scheint, daß sie etwas Vergeltung für ihre Leiden in dieser Welt haben sollten. In den Himmel zu gehen, müßten sie ja nur den Faden ihres irdischen Lebens wieder aufheben. Der Mensch ist für die niedere Schöpfung ein Gott. Sepp verehrt dich fast ebenso, wie du deinen Schöpfer. Die sprachlosen Tiere leben in und für ihre Herren. Sie hängen an unsren

Blicken und Worten und sind in jeder Hinsicht von uns abhängig."

„Und", fügte Fräulein Laura hinzu, „es werden in der Bibel oft Tiere erwähnt; die Taube und der Rabe, der Wolf und das Lamm, der Leopard und das Rindvieh, das Gott als sein eigen bezeichnet, und die kleinen Sperlinge, deren keiner, wie der Herr sagt, zur Erde fallen kann, ohne den Willen unsres Vaters im Himmel."

„Aber es ist doch nichts Bestimmtes von Unsterblichkeit über sie gesagt", erklärte Herr Harry; „doch wie dem auch sei, es geht uns weiter nichts an. Wenn es recht ist, daß sie in den Himmel kommen, dann werden wir sie dort finden. Was wir nun zu thun haben, bezieht sich auf die Zeit, und die Heilige Schrift sagt uns: «Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.»"

„Ich meine", sagte Fräulein Laura, „im Himmel glücklicher sein zu können, wenn der alte Sepp da wäre." Dabei blickte sie fragend auf mich. „Er ist ein so guter Hund; denke nur, wie er mich geliebt und beschützt hat. Ich wäre einsam ohne ihn."

„Das erinnert", bemerkte Herr Harry, „an einige Verse oder eigentlich Knittelverse, die ich einmal aus einem Blatt geschnitten habe." Und er zog ein Stück Papier aus der Tasche und las:

„Gehn Hunde in den Himmel ein?
Wird unser alter Donald gehn?
Denn, sollt' es ihm verweigert sein,
Würd' großes Unrecht doch geschehn."

„Das ist auch gerade meine Meinung!" sagte eine fröhliche Stimme hinter Herrn Harry und Fräulein

Laura, und als sie aufblickten, sahen sie Herrn Maxwell. Er streckte ihnen eine Hand entgegen und in der andren hielt er einen Korb mit großen Birnen, den Herr Harry schnell ihm abnahm und Fräulein Laura anbot. „Ich bin", fuhr Herr Maxwell fort, „für meinen meisten Trost in diesem Leben auf Tiere angewiesen gewesen, und ich würde im Himmel ohne sie nicht glücklich sein. Ich könnte nicht einsehen, wie Sie, Fräulein Morris, ohne Sepp fertig werden könnten, und ich muß meine Vögel, meine Schlange und mein Pferd haben — wie könnte ich ohne sie leben! Sie sind fast mein Leben hier."

„Wenn einige Tiere in den Himmel dürfen und andre nicht", sagte Fräulein Laura, „so scheint der Hund mir den ersten Anspruch zu haben. Er ist des Menschen ältester und bester Freund. Habt ihr je die Legende von Adam und dem Hund gehört?"

Herr Maxwell verneinte.

„Als Adam aus dem Paradies vertrieben war, da mieden ihn alle. Bitterlich weinend saß er da, den Kopf in seine Hände gestützt; aber auf einmal fühlte er die zarte Zunge eines Tieres, die ihn sanft berührte. Er that seine Hände vom Gesicht, und siehe, da war ein Hund, der sich von allen andren Tieren getrennt hatte und ihn trösten wollte. Er wurde der erwählte Freund und Begleiter Adams, und ist es noch für alle Menschen."

„Es gibt auch eine Legende von unsrem Heiland und einem Hund", sagte Herr Harry. „Habt ihr die je gehört?"

„Das können wir erst sagen, nachdem wir wissen, was es ist", antwortete Herr Maxwell.

Herr Harry zeigte bei einem heiteren Lächeln seine weißen Zähne und fing an: „Der Heiland ging einmal mit seinen Jüngern durch ein Dorf. Ein toter Hund lag da, und jeder Vorbeigehende machte eine wegwerfende Bemerkung über ihn. Die Hunde dort im Osten sind nicht wie unsre Hunde hier, und scheinbar war auch an diesem abstoßenden Aas nichts Gutes; aber der Heiland sagte: «Perlen können seinen weißen Zähnen nicht gleichkommen.»"

„Wie hieß doch der Mann, der einen so schönen Schwan hatte, welcher fünfzehn Jahre lang alle Tage zu ihm kam, den Kopf in seinen Busen steckte, aus seiner Hand fraß, aber keinem andren Menschen sich nahete?"

„St. Hugh von Lincoln. Wir haben neulich im Tierschutzverein von ihm gehört", erklärte Fräulein Laura.

„Ich sollte denken, daß er den Schwan bei sich im Himmel hätte haben wollen", meinte Herr Maxwell. „Was für ein prachtvolles Tier muß es gewesen sein! Aber in betreff der Himmelfahrt der Tiere muß ich sagen, daß manche von ihnen wohl nicht hinein möchten, um der dortigen Gesellschaft willen. Denkt an den Hund, den sein Herr totgetreten, an das zu Tode gequälte Pferd; an die Tausende von verhungertem Rindvieh auf den Prärien — werden diese alle gern ihre Eigentümer im Himmel wiedersehen?"

„Nach meiner Berechnung", erklärte Herr Maxwell, „werden ihre Eigentümer nicht dort sein. Ich glaube fest, daß der Herr jeden Mann oder jedes Weib straft,

das ein Tier mißhandelt, gerade so wie Er den straft, der einem Mitmenschen unrecht thut. Wenn eines Mannes Leben eine lange Kette von Grausamkeit gegen die unvernünftigen Kreaturen ist, denkt ihr, daß er sich des Himmels freuen könnte, wo nichts als allgemeine Liebe gegen alles ist? Nein, er nicht! Er würde lieber an dem andren Ort sein, und dahin wird er auch kommen, wie ich fest glaube."

„Nachdem du mit deinen Mitkreaturen und der ganzen Schöpfung fertig bist, Harry, so wirst du dich vielleicht herablassen", sagte Frau Wood, „hinaus in den Obstgarten zu gehen und zu sehen, wie dein Vater mit dem Apfelpflücken fertig wird." Ihre Augen leuchteten von Frohsinn, als sie sich Fräulein Laura und den beiden jungen Männern anschloß.

„Die Äpfel halten sich, Mutter", scherzte Herr Harry, indem er sie in seinen Arm schloß. „Ich bin nur einen Augenblick hergekommen, um Laura zu holen. Komm, Maxwell, wir wollen alle gehen."

„Und nicht ein Wort mehr über die Tiere", rief ihnen Frau Wood nach. „Laura wird eines Tages durch ihr vieles Denken an die Leiden der Tiere noch von Sinnen kommen, wenn nicht jemand etwas thut, sie davon abzuhalten."

Laura wandte sich plötzlich mit den Worten um: „Liebe Tante, du solltest das nicht sagen. Ich bin ein Feigling, das weiß ich, wenn ich von den Leiden der Tiere höre, aber ich muß das überwinden. Ich will wissen, wie sie leiden. Ich sollte es wissen, denn wenn ich einmal eine Frau werde, dann will ich thun, was ich kann, um ihnen zu helfen."

„Und ich will mich Ihnen anschließen", versicherte Herr Maxwell, indem er seine Hand nach ihr ausstreckte. Sie lächelte nicht, sondern ihn sehr ernst ansehend, hielt sie seine Hand mit der ihrigen umschlossen und sagte: „Sie wollen mir also helfen, für die Tiere zu sorgen, nicht wahr?"

„Ja, das verspreche ich", erklärte er ernstlich; „ich will mich dem Dienste der Kreatur ergeben, wenn Sie das auch wollen."

„Und ich auch", versicherte Herr Harry mit seiner tiefen Stimme, indem er seine Hand über die der beiden legte. Frau Wood stand da und sah in die drei frischen, jungen Gesichter mit Thränen in ihren Augen. Als sie eben alle für einen Augenblick still dastanden, trat der alte Prediger des Dorfes aus der Vorhalle herein. Er mußte gehört haben, was sie eben gesagt, denn ehe sie sich bewegen konnten, legte er seine Hand über die des lieblichen Kleeblattes vor ihm: „Seid gesegnet, meine Kinder! Gott wird sein Angesicht über euch leuchten lassen, denn ihr habt euch einer edlen Sache gewidmet. Indem ihr der unvernünftigen Kreatur dienet, helft ihr die Menschheit veredeln."

Dann setzte er sich auf einen Stuhl und betrachtete sie. Er war ein ehrwürdiger, alter Mann mit langem, silberweißem Haar, und die Familie Wood achtete ihn sehr hoch. Er war gekommen, um Frau Wood zu bitten, daß sie einige nahrhafte Gerichte für eine kranke Frau im Dorfe bereiten möchte, und während er mit ihr sprach, gingen die drei jungen Leute hinaus. Sie eilten so schnell über die Vorhalle und die Allee, redeten und lachten so herzlich und freudig, wie nur glückliche

junge Leute es können, und zeigten keine Spur mehr von dem Ernste der eben verstrichenen Minuten. Sie gingen so rasch, daß sie gerade in eine Gänseherde hinein liefen, die eben die Allee herauf kam. Der kleine Hirte Tommy war der Sohn eines Arbeiters auf dem Gut. Die Gänse schnatterten und schrieen und schienen ganz zornig zu sein. „Was gibt's hier?" sagte Herr Harry, indem er stillstand und den Knaben ansah. „Was ist mit deiner gefiederten Herde?"

„Wenn Ihr die Gänse meint", sagte der Knabe in großer Verlegenheit mit weinerlicher Stimme, „'s sind die garstigen Kartoffeln. Sie wollen nicht davon wegbleiben."

„Also die Kartoffeln jagen die Gänse, ist's das?" neckte Herr Maxwell den Kleinen.

„Nein, nein", versicherte das Kind verdrießlich; „Herr Wood hat mich angestellt, die Gänse zu hüten, und sie laufen in den Buchweizen und in die Kartoffeln, und ich versuche, sie heraus zu treiben, und", fuhr er verschämt fort, „sie wollen nicht und ich muß sie mit der Gerte um die Füße schlagen und thue es nicht gern, denn ich gehöre zum Tierschutzverein."

„Tommy, mein Sohn", sagte Herr Maxwell feierlich, „du wirst geradeswegs in den Himmel kommen, wenn du stirbst, und deine Gänse werden mit dir hineinkommen."

„Pst, Pst!" machte Fräulein Laura, „necken Sie das Kind nicht"; und indem sie ihren Arm auf des Kleinen Schulter legte, fuhr sie fort: „Du bist ein guter Junge, Tommy, daß du den Gänsen nicht wehe thun willst. Zeig' mir 'mal deine Gerte, mein Lieber!"

Er zeigte ihr eine Rute, die er in der Hand hatte, und sie beruhigte ihn: „Ich denke nicht, daß du ihnen damit sehr wehe thun kannst, und wenn sie unartig sind und die Kartoffeln s[illegible]en, dann mußt du sie heraus treiben. Nimm dir hier etliche von meinen Birnen und vergiß deine Not."

Das Kind nahm die Birnen, und unsre jungen Freunde gingen lächelnd weg, blickten aber doch über ihre Schultern zurück nach dem Kleinen, der inmitten der Allee stand und seine Birnen verschlang und doch ein Auge auf die Gänse hatte. Dieselben waren vor ihm versammelt und schrieen und schnatterten in einer Art von Protestversammlung, weil sie aus den Kartoffeln vertrieben worden waren.

Tommys Eltern wohnten in einem kleinen Hause drunten am Wege. Herr Wood hielt seine Arbeiter nicht in seinem eignen Hause. Er hatte zwei kleinere Wohnungen für sie, und die mußten so rein gehalten werden wie sein eignes Haus. Er könne nicht einsehen, sagte er, weshalb er ein Kosthaus halten und seine Frau sich abplagen lassen sollte, obgleich er ein Ackermann sei. Sie sollte nicht für starke, gesunde Männer sorgen müssen, die das ebensowohl selbst thun könnten, und für die es besser wäre, eignes Familienleben zu haben. War einer derselben ledig, so ging er bei dem andren in die Kost, schlief aber in seinem eignen Hause.

An diesem Oktobertag fanden wir Herrn Wood fleißig an der Arbeit im Obstgarten. Er hatte viel verschiedene Arten von Äpfeln: große rote, lange gelbe, kleine braune, platte und rauhe und rotbäckige u. s. w. Ich kann sie nicht alle nennen. Fräulein Laura schälte oft einen und

gab mir ein Stückchen, denn ich wollte immer fressen, was ich sie essen sah.

Einige Tage darauf reisten Fräulein Laura und ich zurück nach Fairport, und einige von den Äpfeln des Herrn Wood nahmen wir mit, denn er sandte viele auf den Markt nach Boston. Herr und Frau Wood gaben uns das Geleit bis an die Station. Herr Harry konnte nicht mitkommen, denn er war tags zuvor wieder zur Hochschule gereist. Frau Wood sagte, sie werde ohne die beiden jungen Leute sehr einsam sein, und sie küßte Fräulein Laura wieder und wieder; auch ließ sie sich das Wiederkommen versprechen.

Ich bekam meinen Platz in einem Kasten des Expreßwagens, und Herr Wood sagte dem Aufseher, daß es gut für ihn wäre, mich manchmal anzusprechen, denn ich sei ein sehr gescheiter Hund, und wenn er mich nicht gut behandle, so wäre ich im stande, in den Zeitungen von ihm zu berichten. Der Mann lachte und kam auf dem Wege nach Fairport oft zu mir und sprach mich an. So wurde ich nicht so einsam gelassen wie auf dem Wege nach Riverdale.

Wie froh die Familie Morris war, uns wiederzusehen! Die Knaben waren alle schon vor uns heimgekehrt, und freuten sich unendlich über die Ankunft ihrer Schwester. Sie liebten dieselbe gar sehr und vermißten sie nicht gern.

Auch ich wurde begrüßt und gestreichelt und mußte die Runde bei allen machen und meine Pfote anbieten. Jim und Billy leckten mein Gesicht, und Bello krächzte heraus: „Froh, daß gekommen, Sepp. Viel Vergnügen gehabt? Bist du gesund?“

Bald richteten wir uns ein für den Winter. Fräulein Laura ging wieder zur Schule und kam jeden Tag mit einem Pack Bücher nach Hause. Der Sommer auf dem Lande war so gut für Laura gewesen, daß ihre Mutter sie oft mit Freude ansah und sagte, das Kind mit weißem Gesicht wäre als kastanienbraunes Mädchen wieder heimgekommen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Abgerichtete Tiere.

Ein oder zwei Wochen nach unsrer Heimkehr hörte ich die Morrisknaben von einem Italiener reden, der mit einer Sammlung von abgerichteten Tieren nach Fairport gekommen war. Auch sah ich selbst in der Stadt an den Zäunen und Wänden große bunte Plakate, auf denen Affen abgebildet waren, die an Tischen saßen, ebenso Hunde, Ponies und Ziegen, die an Leitern hinaufkletterten, Bälle rollten und verschiedene Künste verrichteten. Ich war sehr begierig zu wissen, ob sie wirklich so geschickt wären, diese Dinge auszuführen, aber es stellte sich heraus, daß es wirklich der Fall war.

Der Name des Italieners war Bellini, und die ganze Morrisfamilie ging eines Nachmittags hin. Als sie heimkamen, hörte ich sie davon reden. „Ich wünschte, du wärest dagewesen, Sepp", sagte Jäck, indem er meine Pfoten auf seine Kniee zog. „Jetzt horch, alter Kamerad, und ich will dir alles erzählen. Also zuerst sag' ich dir, daß der Saal zum Erdrücken voll war. Ich saß mit etlichen Kameraden ganz vorn, wo

wir alles gut sehen konnten. Der alte Italiener kam in seinem besten Anzug von feinem schwarzem Tuch heraus, eine Blume im Knopfloch u. s. w. Er verbeugte sich höflich und sagte, er sei sehr froh, so schönes Publikum zu sehen; und er wollte ihn schön Tier zeigen, schönst in die Welt. Dann schwang er eine kleine Peitsche, die er in der Hand hatte, und sagte, daß Peitsch nicht meint, daß er grausam wär. Er knall, daß Tiere wissen, wenn anfangen soll, oder andre Kunststück machen. Ein Knabe rief: «Du peitschst sie wohl manchmal?» Der alte Mann verbeugte sich wieder und sagte: «Gewiß, ich peitschen wie Mamas peitschen bös Bub, sie still machen, wenn lärmen machen oder eigensinnig sein.»

„Dann lachten alle über den Knaben, und der Italiener sagte, die Vorstellung würde jetzt anfangen mit großartigem Umzug mit all Tier. «Will ein fein Dame kommen und spielen Grand-Marsch?» Nina Smith, du kennst Nina, Sepp! das Mädchen, das schwarze Augen hat und blaue Bänder trägt, und um die Ecke wohnt, kam hervor und spielte einen schönen lauten Marsch. Eine Seitenthür auf der Bühne öffnete sich und die Tiere kamen paarweise heraus, wie aus Noahs Arche. Da war ein Pony, neben dem ein Affe marschierte und sich an seiner Mähne hielt; noch ein Affe, der auf einem andren Pony ritt; zwei Affen Arm in Arm; ein Hund mit einem Papagei auf dem Rücken; eine Ziege, vor einen kleinen Wagen gespannt; noch eine Ziege, die einen Vogelkäfig mit zwei Kanarienvögeln darin trug; verschiedene Arten von Katzen; Tauben und Wildtauben; ein halb Dutzend weiße Ratten mit rotem Geschirr vor einen kleinen Wagen gespannt, in dem ein

Affe saß; und endlich ein gemeiner Gänserich, der nichts that, als einem der Ponies nachfolgen.

„Der Italiener sagte von demselben, daß er ein dummes Tier sei und keine Kunststücke lernen könne, und daß er ihn bloß um seiner Anhänglichkeit willen an den Pony halte. Er hatte sie beide auf einem Landgute in Vermont gefunden, als er nach Tieren zum Abrichten suchte. Der Eigentümer des Pferdchens hatte es an sich gewöhnt und zu kommen gelehrt, wenn er ihm pfiff. Obgleich nur ein struppiges Tier, so war es doch sehr zahm und bei allem andren Vieh auf dem Gute beliebt. Ein Gänserich besonders hatte sich so in ihn verliebt, daß er ihm überall hin folgte, und wenn er ihn für einen Augenblick nicht sah, so eilte er auf eine Erhöhung und spähte mit ausgerecktem Halse nach ihm. Entdeckte er dann seinen Freund, so fing er an zu schnattern und freudig neben ihm hin und her zu laufen. Von Zeit zu Zeit that der Pony seine Nase herab zu ihm und schien sich mit ihm zu unterhalten. Wenn der Landmann dem Pony pfiff, und dieser zu ihm trabte, ergriff der Gänserich, der wohl wußte, daß er nicht Schritt halten könne, des Ponys Schweif mit seinem Schnabel, schlug mit seinen Flügeln und gelangte dann ebenso schnell vorwärts. Das Pferdchen schlug auch niemals nach ihm aus. Der Italiener sah, daß der Pony gut zum Abrichten sei, bot dem Eigentümer einen guten Preis und nahm ihn mit.

„O, Sepp, ich habe zu sagen vergessen, daß bis dahin alle Tiere von der Bühne fortgesandt worden waren bis auf den Pony und den Gänserich, welche standen und ihren Herrn ansahen, während er sprach.

Nie habe ich etwas so Menschenähnliches gesehen wie in dem Gesicht des Ponys. Es war, als ob er jedes Wort verstände, das sein Herr sprach. Dieser verbeugte sich nun wieder und befahl dem Pony, dasselbe zu thun, welches er auch that, und alle lachten. Der alte Herr sagte dann, er möge uns mit einem Tanz erfreuen, alsbald stand er auf seinen Hinterbeinen und tanzte. Da hättest du aber den Gänserich sehen sollen, wie er herum wandelte, so nahe wie möglich bei seinem Freunde zu bleiben, ohne getreten zu werden. Wir schüttelten uns vor Lachen und hätten den Tanz gern den ganzen Nachmittag fortgesetzt gesehen, wenn der alte Herr uns nicht gebeten hätte: «De junge Herren nicht soviel Lärm machen, Pony sein andre Kunststück lassen thun.» Pony Nr. 2 kam jetzt auf die Bühne, und es war spaßig zu sehen, was die beiden machten: sie halfen ihrem Herrn seinen Rock anziehen, zogen ihm seine Überschuhe aus, legten seinen Rock weg, brachten ihm einen Stuhl und zogen einen Tisch heran. Sie brachten ihm Briefe und Papiere, läuteten Glöckchen, rollten Fässer und schaukelten ihren Herrn in einer großen Schaukel, sprangen über ein Seil, gingen Treppen auf und ab, genug, sie schafften mit ihren Zähnen auf der Bühne herum, wie zwei Knaben mit ihren Händen thun würden; auch schienen sie jedes Wort ihres Meisters zu verstehen.

„Die Zeit angeben und Rechenexempel waren ihre größten Kunststücke. Ihr Herr zog eine Uhr heraus und zeigte sie dem ersten Pony, der Diamant hieß, und sagte: «Wieviel Uhr ist es?» Das Pferdchen sah sie an und scharrte viermal mit seinem Vorderfuß. «Das ist gut», lobte der Meister; «aber es ist einige Minuten

nach vier — wie viele? Antwort: fünfmaliges Scharren. Der Meister zeigte der Versammlung seine Uhr: es war fünf Minuten nach vier.

„Danach fragte er das Tier, wie alt es sei? Als Antwort scharrte es viermal — also vier Jahre. Er fragte, wieviel Tage in der Woche? wie viele Monate im Jahr? er ließ es addieren und subtrahieren, und der Pony that alles richtig. Der Italiener gab ihm, versteht sich, gewisse Zeichen, aber so scharf wir auch aufpaßten, wir konnten's nicht verstehen. Endlich sagte er dem Tiere, daß es brav gewesen sei und seine Aufgaben richtig gelöst habe, und wenn es ihm Vergnügen mache, so möge es ein wenig unartig sein. Auf einmal kam nun ein böser Blick ins Gesicht des Tieres: es wandte sich herum, schlug mit den Hufen nach dem Meister, warf Tisch und Stühle um, riß eine Wandtafel herab und wischte die Schrift mit einem Schwamm im Maul aus. Der Meister stellte sich erzürnt und sagte: «Halt, halt, das geht nicht», und er rief den andren Pony herbei und befahl ihm, diesen wüsten Gesellen von der Bühne zu schaffen. Der zweite beroch seinen Kameraden, drückte ihn hin und her und biß ihn endlich ins Ohr und führte ihn murrend von der Bühne. Der Gänserich folgte ihm schnatternd nach, und rauschender Beifall erschallte.

„Danach, Sepp, wurden Leitern hereingebracht, und Hunde kamen, keine vollblütigen, sondern Köter wie du. Der Italiener sagte, er könne vollblütige nicht so gut abrichten wie gemeine Tiere. Diese Hunde kletterten, sprangen durch und über die Leitern und machten allerlei Kunststücke. Der Mann klatschte einmal mit der Peitsche,

und sie fingen an; zweimal, und sie thaten es rückwärts; dreimal, und sie hörten auf; und jedes Tier — Hunde, Ziegen, Ponies und Affen, liefen, wenn sie ihre Kunststücke gemacht hatten, zu ihrem Meister hin und er gab jedem ein Stück Zucker. Sie schienen ihn zu lieben, denn auch oft, wenn sie nicht spielten, liefen sie zu ihm hin und leckten seine Hände oder Ärmel. Es war ein Haupthund da, Sepp, mit einem Kopf wie deiner, den sie «Bob» nannten, und er machte all seine Kunststücke allein. Der Meister ging von der Bühne und der Hund kam herauf, machte seinen Diener, kletterte auf die Leitern, sprang über seine Hürden, verbeugte sich wieder und ging. Die Versammlung bat um Wiederholung und — richtig, er kam wieder heraus und machte seine Verbeugung. Ich sah den alten Richter Braun die Thränen von seinen Augen wischen, so herzhaft hatte er gelacht. Eins der letzten Kunststücke machte eine Ziege. Der Meister erklärte das für das beste, denn eine Ziege sei sehr schwer abzurichten. Er hatte einen großen Ball, und die Ziege stellte sich darauf und rollte ihn über die Bühne, ohne von ihm abzugleiten. Der alte Ziegenbock sah so nervös wie eine Katze aus, schüttelte seinen Bart, und es war schwer für ihn, seine vier Klauen dicht genug beisammen zu halten, um auf dem runden Ball zu bleiben.

„Noch ein spaßiges, kleines Theaterspiel gab es zuletzt. Ein Affe kam als Jungfer Green auf die Bühne. Sie hatte ein weißes Kleid an und einen Hut mit einem weißen Schleier. Der Hund Bob wollte mit ihr durchbrennen. Er war aufgeputzt als Herr Smith, ein echter Stutzer, er hatte einen hellen Anzug an, einen hohen

Hut auf einem Ohr, einen hohen, steifen Kragen, lange Manschetten und trug einen Spazierstock. Er trat zu Jungfer Green auf seinen Hinterbeinen und half ihr auf einen Pony, und dieser galoppierte von der Bühne. Dann aber kam eine Anzahl Affen an, die schrieen und schlugen ihre Hände über den Köpfen zusammen, weil Herr Smith ihre Tochter entführt habe. Sie waren auch alle gekleidet: Vater und Mutter mit grauen Perücken und schwarzen Kleidern, und die kleinen Greens mit Kinderkleidern und Schlapperläppchen. Es war ein gemischter Haufen. Während sie es so trieben, trabte der Pony wieder zurück auf die Bühne, und alle fielen über ihn her, rissen ihre Tochter von seinem Rücken, lachten, babbelten und gaben ihr Ohrfeigen. Sie nahmen ihr den Schleier ab und zogen ihr weißes Kleid aus und warfen ihr ein altes braunes Ding über. Einige ergriffen den Hund, traten seinen Hut, zerbrachen seinen Stock, zogen ihm die Kleider aus, warfen sie in die Ecke und banden ihm die Beine mit Stricken zusammen. Dann kam eine Ziege mit einem kleinen Karren herangefahren, und sie warfen den Hund hinein und fuhren ihn einigemal auf der Bühne herum. Dann nahmen sie ihn heraus und banden ihn an einen an der Wand befestigten Ring. Die Ziege lief von der Bühne, die Affen liefen auf die Seite und einer zog eine kleine Pistole heraus, zielte auf den Hund, schoß, und dieser fiel hin wie tot. Die Affen standen herum, und nun gab es das wildeste Jubelgeschrei, das du je gehört. War das ein Bellen und Schreien, als nun ein halb Dutzend Hunde auf die Bühne sprangen und die Affen umher jagten! Sie wurden berochen, geschoben und geschüttelt, bis sie alle fortliefen;

nur Jungfer Green saß noch zitternd und bebend in der Ecke. Nach einem Weilchen kroch sie zu dem toten Hunde und streichelte ihn ein wenig, und ob er nicht aufsprang so lebendig wie irgend einer! Alles im Saale schrie und klatschte mit den Händen. Dann fiel der Vorhang, und alles war aus. Ich wünschte, er gebe noch eine Vorstellung. Aber morgen früh muß er schon nach Boston."

Jäck schob meine Pfoten von seinen Knieen und ging hinaus. Ich hatte den Wunsch, diese tierischen Künstler auch einmal [illegible]en. Es war noch nicht Zeit zum Abendbrot, und [illegible] konnte noch nach dem Hotel laufen, darum auf! Es war ein schöner Herbstabend. Die Sonne ging im Nebel unter und es war recht warm. Früher, am Tage, hatte ich Herrn Morris sagen hören, daß dies unser Indianersommer sei und es könne bald kalt werden.

Fairport ist ein schönes, kleines Städtchen, und von der Hauptstraße aus kann man die blauen Wasser der Bucht und die gegenüber liegende Insel sehen, welche, weil die Sommergäste alle fortgegangen, ganz verlassen war. Auch war das Gasthaus geschlossen.

Ich lief eben eine von den steilen Seitenstraßen nach dem Wasser zu hinunter, als ich einen schwer beladenen Karren heraufkommen sah. Er mußte von einem der Schiffe herkommen, denn er war voll von fremdartigen Kisten und Ballen. Ein schönes, aber nervöses Pferd zog den Karren und strengte jede Muskel an, die Ladung den steilen Weg hinaufzuziehen. Der Fuhrmann war ein rauher, grober Kerl mit einem harten Gesicht; und anstatt das Tier ein wenig ruhen zu lassen, trieb

er es voran. Das arme Pferd sah ihn fortwährend an, seine Augen traten fast aus dem Kopf, denn der geplagte Gaul wußte, daß die Peitsche hart auf ihn niederfallen würde und niemand da sei, es zu verhindern; niemand als eine arme Frau in einem zerrissenen Umschlagetuch, die bei dem rohen Fuhrmann nichts gelten würde. Es gab einen sehr guten Tierschutzverein in Fairport, und keiner von den Fuhrleuten durfte die Rosse hart behandeln, wenn etwa ein Glied des Vereins es sah; aber dies war eine stille Seitenstraße, und der Mann wußte vielleicht, daß kein Glied des Vereins darin wohnte. Er schlug auf den armen Gaul und peitschte ihn, daß jeder Schlag mir am Herzen wehe that, und wenn ich es hätte wagen dürfen, dann würde ich den Kerl tüchtig gebissen haben. Plötzlich gab es ein dumpfes Geräusch — das Pferd war gefallen. Der Fuhrmann lief nach seinem Kopf — aber es war tot! „Gott sei Dank!" rief die arme Frau, „wieder eins erlöst aus dieser Welt voll Elend!" Dann wandte sie sich und ging die Straße hinab. Ich war froh, daß das Pferd nun nie mehr gequält und mißhandelt werden konnte, und ging langsam weiter und dachte, daß der Tod das beste für ein gefoltertes Tier ist.

Das Hotel in Fairport war gerade im Mittelpunkte der Stadt erbaut worden, und die Häuser und Läden standen ziemlich dicht drum herum. Es war ein hohes Backsteingebäude und wurde „Das Fairporthaus" genannt. Als ich die Straße entlang lief, hörte ich jemand mich ansprechen, und aufblickend sah ich Karl Montague. Ich hatte Morris sagen hören, daß seine Eltern eine Zeitlang im Hotel seien, bis ihr eignes Haus repa-

riert wäre. Er hatte seinen Hund Brisk bei sich, der wirklich ein sehr schöner Hund war und mit seinem seidenartigen Schweif wedelte. Karl streichelte mich und ging mit seinem Hund ins Gasthaus während ich mich in den Hof wandte. Dieser war klein und fast überfüllt von Wagen, Karren u. s. w.; aber ich drückte mich durch und wunderte mich nur, warum die Wirtsleute nicht einige der alten Häuser kaufen und abbrechen ließen, um den Hof zu erweitern, daß er zu einem so schönen Hotel passen würde. Die Wirtschaftspferde waren gerade hereingekommen und wurden eben abgerieben. Die Männer sprachen und lachten, doch waren keine fremden Tiere zu sehen; darum ging ich herum nach dem Hinterhof, und da fand ich sie im Kuhstall unter dem Heuschober. Da waren zwei Ponies angebunden in einem Stand, zwei Ziegen weiter hin, und Hunde und Affen in starken Reisekäfigen. Ich stand in der Thür und starrte sie an. Es that mir leid um die Hunde, daß sie an einem so schönen Abend eingesperrt waren, aber ich vermute, ihr Herr war bange, daß sie verloren gehen oder gestohlen werden möchten. Sie alle waren recht freundlich. Die Ponies wandten sich und sahen mich mit ihren milden Augen an, und fuhren dann fort an ihrem Heu zu mahlen. Mich wunderte, daß ich den Gänserich nicht sah, und ich ging etwas weiter in den Stall. Da erhob sich etwas Weißes gerade neben dem braunsten Pony, und es war der Gänserich, dicht beim Maul des Pferdchens. Die Affen machten ein klapperndes Geschrei und hielten sich mit ihren schwarzen Händen an den Stäben ihrer Käfige, während sie mich betrachteten. Die Hunde schnüffelten umher, wedelten

mit ihren Schwänzen und versuchten, ihre Schnauzen durch die Stäbe ihrer Käfige zu drücken. Ich liebte die Hunde am meisten und wollte gern den sehen, den sie „Bob" nannten, darum ging ich nahe zu ihnen. Da waren zwei kleine weiße Hunde wie Billy, zwei Halbblut-Wachtelhunde, ein irländischer Dachshund, und ein brauner Hund schlief in der Ecke. Dies mußte Bob sein, das wußte ich. Er war mir etwas ähnlich, nur nicht so häßlich, denn er hatte Schwanz und Ohren noch. Während ich durch die Stäbe nach ihm sah, kam ein Mann herein. Er sah mich gleich; aber anstatt mich fortzujagen, sprach er mich freundlich an, jedoch in fremder Sprache. Daran merkte ich, daß es der Italiener war. Wie froh die Tiere waren, als sie ihn sahen! Der Gänserich flatterte aus seinem Nest; die Ponies zogen an ihren Halftern. Die Hunde winselten und versuchten seine Hände zu erreichen, um sie zu lecken, und die Affen plapperten voller Freude. Er lachte auch und antwortete ihnen in fremder, sanfter Sprache. Dann langte er aus einem Sack, den er in der Hand hatte, Knochen für die Hunde, Nüsse und Kuchen für die Affen, zarte Möhren für die Ponies, etwas Grünes für die Ziegen und Mais für die Gans.

Es war hübsch anzusehen, wie der alte Mann seine Günstlinge fütterte, und es machte mich auch lüstern, darum trabte ich heim. Ich mußte an dem Abend noch einmal in die Stadt, diesmal mit Herrn Morris, der etwas für seine Frau aus einem Laden holen mußte. Er ließ seine Söhne niemals nach dem Abendbrot in die Stadt gehen, und wenn etwas zu besorgen war, so ging er oder seine Frau. Die Stadt war hell und

lebendig an diesem Abend, und viele Leute wandelten hin und her und besahen die Waren in den Ladenfenstern.

Als wir nach Hause kamen, ging ich mit Jim in die Hütte und schlief bis Mitternacht; dann sprang ich auf und lief hinaus. Eine Glocke läutete in der Ferne, wie wir das oft in Fairport hörten, wenn Feuer ausgebrochen war.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein Feuer in Fairport.

Ich war schon einigemal mit den Knaben zu einem Feuer gelaufen und wußte, daß es da immer große Aufregung und Lärm gab. Es war ein Licht im Hause, und das zeigte mir, daß jemand aufstand. Ich kann mir nicht denken, daß die Morrisknaben irgend jemand Verlust wünschten, nein, im Gegenteil, ich war überzeugt, daß sie brave Jungens waren; nur mochten sie gern Flammen aufprasseln sehen, und darum war es ihre größte Lust, wenn lange kein Feuer gewesen war, ein Freudenfeuer im Garten anzuzünden. Jim und ich liefen vorn vor das Haus. Bald rasselte jemand an der Hausthür, und ich dachte, es sei Jäck; aber es war Herr Morris, und er lief, ohne ein Wort zu uns zu sagen, nach der Stadt hin. Wir folgten ihm und sahen dann andre Männer aus den Häusern kommen, die sich ihm anschlossen oder vorausliefen. Sie schienen sich eiligst angekleidet zu haben, schoben zum Teil ihre Arme noch unterwegs in die Ärmel oder knöpften ihre Kleider zu. Einige hatten Hüte auf, andre nichts; aber alle liefen

in der Richtung des großen roten Feuerscheins vor uns, der größer und größer wurde. „Wo ist das Feuer?" „Weiß nicht; fürchte, es ist das Hotel oder das Rathaus." „'s ist eine große Flamme!" „Hoffe nicht." „Schlimme Zeit für einen Brand." „Wie ist's mit dem Wasser?" So riefen die Männer gegeneinander.

Es war das Hotel. Das sahen wir gleich, als wir in die Hauptstraße einbogen. Es war alles voller Leute, großes Durcheinander und Lärmen, Rauch und Dunkelheit, oben drüber aber stürmten die roten Zungen der Flammen himmelan. Jim und ich hielten uns dicht bei Herrn Morris, der sich vorwärts drängte. Als wir dem Gebäude näher kamen, sahen wir Männer mit Leitern und Äxten, andre gaben Anweisungen, und wieder andre drangen beladen mit Kisten, Möbeln und Bündeln aus dem Hotel. Von den oberen Fenstern flog ein beständiger Hagel von Sachen herab zwischen die Menschenknäuel. Ein Spiegel traf Herrn Morris an den Arm und ein ganzer Pack Kleider fiel ihm über den Kopf, ihm fast den Atem nehmend; er schob aber alles beiseite und drang voran. Es war etwas Besonderes mit Herrn Morris, das merkte ich an dem ängstlichen Ton seiner Stimme, wenn er mit jemand sprach. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, denn wir waren festgekeilt im Gedränge, und wenn ich mich nicht zwischen seinen Füßen gehalten hätte, so wäre ich totgetreten worden; Jim, der größer als ich war, hatte sich von uns verloren.

Herr Morris rief nun auf einmal laut, daß es über das Getöse schallte: „Sind alle aus dem Hotel?"

Eine Stimme antwortete: „Ich will sehen!"

„Es ist Jim Watson, der Feuerwehrmann. Er wagt sein Leben, sich in diese Flammengrube zu stürzen. Watson, geh' nicht!" Aber ich glaube, der edle, mutige Feuerwehrmann hörte nicht auf diese Mahnung, denn gleich drauf vernahm ich die gleiche Stimme: „Er hat seine Leiter am dritten Stock; ist entschlossen zu gehen; wird aber nicht über den zweiten Stock gelangen."

„Wo sind Montagues?" rief Herr Morris; „hat jemand Montagues gesehen?"

„Herr Morris, Herr Morris!" rief jemand ängstlich, und Karl Montague drängte sich zu uns durch.

„Wo ist dein Vater?"

„Ich weiß es nicht."

„Wo hast du ihn verlassen?" fragte Herr Morris ängstlich, indem er den Knaben an sich zog. „Ich schlief in seinem Zimmer", erklärte Karl; „ein Mann klopfte an die Thür und rief: «Das Hotel brennt! Fünf Minuten Zeit zum Ankleiden und Hinausgehen!» Papa sagte mir dann, ich solle meine Kleider anziehen und hinabgehen, während er hinauf zu Mama eilen wollte."

„Wo war sie?" fragte Herr Morris rasch.

„Im vierten Stock. Da oben war sie mit ihrer Zofe Blanche. Sie wissen, daß meine Mutter nicht wohl war und nicht schlafen konnte; in unsrem Zimmer war's so unruhig, und darum zog sie hinauf, wo's still war." Herr Morris stöhnte tief. „Ach, ich bin so heiß und 's ist solcher Lärm", brach der Kleine mit Thränen aus, „und ich will Mama haben!" Herr Morris beruhigte ihn so gut er konnte, und zog ihn ein wenig aus dem Gedränge.

Während er das that, erscholl ein durchdringender

Schrei. Ich hatte nicht bemerkt, wer ihn ausgestoßen hatte, aber ich wußte, daß es der Italiener war. In gebrochener Sprache schrie er, daß das Feuer sich auf die Ställe ausdehne, und daß seine Tiere verbrennen würden. Wollte ihm niemand seine Tiere retten helfen? Da gab es allerlei Geschrei; einige riefen: „Re die Menschen zuerst! Laßt die Tiere gehen!" Andre riefen: „O Schande! Holt die Pferde heraus!" Aber niemand schien etwas zu thun, denn der Italiener fuhr fort, um Hilfe zu rufen. Ich hörte einige Umstehende sagen, man habe entdeckt, daß mehrere Personen, die im obersten Stock des Hotels schliefen, nicht gerettet wären. Sie sagten, daß in einem der obersten Fenster eine arme Magd um Hilfe gerufen habe. Hier unten in der Straße konnten wir niemand da oben, wohl aber Rauch aus den Fenstern qualmen sehen.

Die Luft war sehr heiß und dick, und mich wunderte nicht, daß Karl Montague krank war. Er wäre auf den Boden gefallen, wenn Herr Morris ihn nicht in seinen Armen aus dem Gedränge getragen hätte. Er legte ihn auf den Bürgersteig von Backsteinen, öffnete seine Weste, ging an den Schlauch, aus dem etwas Wasser rieselte, und ließ sich etwas davon in die Hand laufen. So bekam er genug, um Karls Kopf und Brust zu benetzen. Als das Kind zu sich kam, setzte sich mein guter Herr auf einen Stein und nahm das Kind auf seinen Schoß. Da lag es und stöhnte. Es war schwächlich und nicht so an rauhe Behandlung gewöhnt wie die Morrisknaben.

Mein Herr war schrecklich unruhig. Sein Gesicht war todbleich, und er schauderte, wenn ein Schrei aus

dem brennenden Hause drang. „O, dies ist schrecklich!“ sagte er, wandte sich von den Feuerflammen, die aufstiegen, und drückte den Knaben an seine Brust. Endlich erscholl herzzerreißendes Stöhnen, welches nicht von Menschen kam. Das Feuer mußte die Pferde erreicht haben. Herr Morris sprang auf, sank aber wieder zurück. Er wollte gehen, und konnte doch nichts helfen. Hunderte von Männern standen da, aber das Feuer hatte sich so rasch verbreitet, und sie hatten so wenig Wasser, daß nicht viel gethan werden konnte. Ich fragte mich, ob ich nicht etwas für die armen Tiere thun könnte? Vor Feuer war ich ja nicht bange, wie andre Hunde, denn das war eins der Kunststücke, auf die mich die Morrisknaben abgerichtet hatten, daß ich ein Feuer mit meinen Pfoten verscharren konnte. Sie pflegten ein Stück brennendes Papier auf den Boden zu werfen, und ich drückte es mit meinen Pfoten aus, oder wenn es dazu zu groß war, so zog ich etwa einen Teppich darüber und sprang darauf. Ich verließ Herrn Morris und lief um die Ecke herum, nach der hinteren Seite des Gasthauses. Es hatte hier nicht so viel gebrannt wie vorn, und auf den Häusern hier herum waren die Leute auf den Dächern mit nassen Teppichen, einige standen an den Fenstern, um zuzusehen, oder packten Sachen zusammen, um sie gleich fortschaffen zu können, wenn das Feuer sich ihnen nahen sollte. Es führte hier ein schmales Gäßchen nach dem Hotel zu, und ich ging da hinein, aber ich hörte vor mir ein so jämmerliches, durchdringendes Stöhnen, das mich stillstehen und schaudern ließ. Die Tiere des Italieners hatte das Feuer erreicht und sie jammerten nach ihm, daß er sie heraus

ließe. Ihre Stimmen waren wie die von Kindern in Todesangst und Todespein.

Ich konnte es nicht aushalten. Mich ergriff solcher Schrecken und solche Angst vor dem Feuer, daß ich mich wandte und rannte, dankbar, daß ich nicht drin war. Als ich in die Straße kam, stolperte ich über etwas. Es war ein großer Vogel — ein Papagei, und ich dachte erst, es sei Bello; aber dann fiel mir ein, wie Jäck gesagt hatte, der Italiener habe einen Papagei. Ich nahm ihn also in mein Maul, lief zu Herrn Morris und legte ihm das Tier vor. Er wickelte es in sein Taschentuch und legte es neben sich.

Ich saß zitternd bei ihm und verließ ihn nicht wieder. Niemals werde ich die schreckliche Nacht vergessen. Es schien, als ob wir stundenlang da gewesen wären; und doch war's nur eine kurze Zeit. Das Gebäude wurde bald zu einer großen roten Flamme, und es war wenig Rauch da; inwendig war auch alles lichterloh am Brennen, und nichts konnte gerettet werden. Die Feuerwehr und alle andren zogen sich zurück, und es ward still; alles sah nur schweigend nach den Flammen. Ein Mann trat still zu Herrn Morris — es war Herr Montague. Er war gewöhnlich ein wohlgekleideter Mann, mit wohlwollendem Gesicht, mit starkem graubraunem Haar. Jetzt war sein Gesicht schmutzig und schwarz, seine Kleider halb vom Körper gerissen. Herr Morris sprang auf, sobald er ihn sah, und rief: „Wo ist Ihre Frau?"

Der Herr sagte kein Wort, sondern deutete nur auf die Brandstätte. „Unmöglich!" rief Herr Morris; „ist das nicht ein Irrtum? Ihre schöne junge Frau, Herr

Montague? Kann es möglich sein?" Herr Morris bebte von Kopf bis zu Fuß.

„Es ist wahr", sagte Herr Montague ruhig; „geben Sie mir den Knaben!" Karl war wieder ohnmächtig, und sein Vater nahm ihn in die Arme und ging.

„Montague!" rief Herr Morris ihm nach; „mein Herz blutet Ihretwegen. Kann ich nichts für Sie thun?"

„Nein, ich danke Ihnen", sagte der tiefbetrübte Mann, ohne sich umzukehren; aber es war mehr Jammer in seiner Stimme als in der des Herrn Morris, und obgleich ich nur ein Hund bin, so wußte ich doch, daß ihm das Herz brach.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Billy und der Italiener.

Herr Morris hielt sich nicht länger auf. Er folgte Herrn Montague eine kleine Strecke auf dem Bürgersteig, wechselte eilig einige Worte mit Männern, die da standen, und eilte heim durch Straßen, die jetzt dunkel und verlassen, während des Feuers aber hell erleuchtet und belebt gewesen waren. Obgleich es Mitternacht war, wartete Frau Morris noch völlig angekleidet auf ihren Mann. Sie öffnete die Hausthür mit einer Hand und hielt eine Kerze in der andren. Ich fühlte mich elend und ängstlich und wollte meinen Herrn nicht verlassen, darum kroch ich neben ihm hinein.

„Mache kein Geräusch", sprach Frau Morris. „Laura und die Knaben schlafen, es schien mir am besten für sie zu sein, sie nicht zu wecken. Es war ein schreckliches Feuer, nicht wahr? Ist das Hotel abgebrannt?" Herr Morris warf sich auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen.

„Sprich doch, Wilhelm!" stöhnte Frau Morris; „'s ist dir doch nichts passiert?" Sie stellte ihre Kerze

auf den Tisch und setzte sich neben ihn. Er ließ seine Hände vom Gesicht herab und Thränen liefen an seinen Wangen hernieder. „Zehn Leben verloren", seufzte er, „und darunter Frau Montague." Frau Morris erbleichte vor Schrecken und rief: „Wilhelm, unmöglich!" Es schien als ob Herr Morris nicht stillsitzen könnte. Er stand auf und ging im Zimmer hin und her. „Es war ein schreckliches Ereignis, Margaretha! Ich möchte nie mehr dergleichen sehen. Erinnerst du dich, wie ich gegen die Errichtung dieser Fallgrube protestierte? Denke an die offnen, breiten Straßen umher, aber sie bestanden darauf, das Hotel bis an die Wolken hinauf zu bauen! Gott wird Rechenschaft fordern für die verlornen Leben von denen, die das Gebäude errichtet haben. Diese Mißachtung des menschlichen Lebens ist schrecklich. Ach, an die zarte Frau zu denken und an ihren schauerlichen Tod!"

Er setzte sich wieder auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen!

„Wo war sie? Wie ging es zu? Ist ihr Mann gerettet? Und Karl?" fragte Frau Morris in gebrochenen Worten.

„Ja, Karl und Herr Montague leben. Karl wird sich erholen; aber um seinen Vater ist's geschehen. Du weißt, wie lieb er sein Weib hatte! O, Margaretha, wann werden die Menschen klug werden? Was denkt der Herr von ihnen, wenn sie sagen: «Soll ich meines Bruders Hüter sein?» — Und die andren armen Kreaturen, die verbrannt sind! Ihr Leben ist in seinen Augen so teuer wie das der Frau Montague."

Herr Morris sah so schwach und krank aus, daß seine verständige Frau ihn nicht weiter fragte, sondern

Feuer machte und ihm eine Tasse warmen Thee bereitete. Dann mußte er sich auf das Sofa legen und sie blieb bei ihm sitzen, bis der Tag anbrach, erst dann überredete sie ihn, zu Bett zu gehen. Ich folgte ihr umher und berührte ihr Kleid mit meiner Nase. Ich war so glücklich, daß ich ein so gutes Heim hatte nach all dem Jammer, den ich in dieser Nacht gesehen. Meine Herrin stand einmal still, nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände und sagte mit Thränen: „Lieber alter Sepp, dies ist eine Welt voll Not; es ist gut, daß es jenseits eine bessere gibt!“

Am nächsten Morgen eilten die Jungens schon vor dem Frühstück in die Stadt und erfuhren den ganzen Hergang der Sache. Das Feuer fing im oberen Stock des Hotels an. Da waren im Zimmer etliche leichtsinnige junge Männer bei Wein und Kartenspiel. Sie hatten getrunken, bis sie stumpfsinnig waren. Dann warf einer die Lampe um, und als die Flammen sich so verbreiteten, daß sie dieselben nicht löschen konnten, weckten sie nicht die Leute in den andren Zimmern, sondern liefen hinunter, um Hilfe zum Löschen zu holen. Als sie mit Leuten vom Hotel zurück kamen, hatte sich das Feuer von ihrem Zimmer in einem hinteren Flügel schon nach dem Hauptgebäude, wo Frau Montagues Zimmer war und Mägde des Gasthofes schliefen, verbreitet. Jetzt war auch Herr Montague schon oben, aber der Weg zu dem Zimmer seiner Frau war bereits so voll Rauch und Feuer, daß es ihm unmöglich war, hindurchzudringen, so oft er's auch versuchte. Eine Zeitlang sah man ihn nicht; dann traf er Herrn Morris und nahm seinen Knaben Karl, brachte ihn auf ein Zimmer

in seinem Geschäftshause und schloß sich mit ihm ein. Einige Tage lang ließ er niemand zu sich, und als er danach herauskam, glich er von Ansehen einem alten Manne, und sein Haar war schneeweiß. Er begab sich dann in sein schönes Haus in der Umgebung der Stadt.

Fast alle Pferde, die zum Gasthaus gehörten, waren verbrannt, nur wenige hatte man herausgebracht, indem man Decken über ihre Köpfe geworfen, aber die meisten waren so erschrocken, daß sie nicht von der Stelle zu bringen waren.

Die Morrissöhne berichteten, daß sie den alten Italiener fanden, wie er auf einer Kiste saß und die rauchenden Trümmer anstarrte. Dann ließ er seinen Kopf auf die Brust hängen, und seine Augen waren voll Thränen. Seine Ponies, der Gänserich, die Affen, die Ziegen und seine so wunderbar dressierten Hunde, alles sei hin! nur seine Vögel habe er noch, und er sei ruiniert. Sein lebenlang habe er hart gearbeitet, diese Truppe abgerichteter Tiere zusammenzubringen, und nun sei alles fort. Das sei grausam und böse, und er wünschte zu sterben. Die Leute des Gasthofes hätten ihm erlaubt, die Kanarienvögel, Tauben und Wildtauben auf sein Zimmer zu nehmen, und so waren diese gerettet; aber sein Papagei sei verloren, ein Tier, das vierzig Fragen beantworten und neben andren Künsten auch eine Taschenuhr nehmen und sagen könne, wieviel Uhr es sei.

Jäck Morris sagte ihm, daß sie den Papagei daheim in Verwahr hätten, wo er mit ihrem eignen Papagei Bello einen feurigen Streit habe. Das Angesicht des alten Mannes erheiterte sich über diese Nachricht; und als Jäck und Karl erfuhren, daß Herr Bellini noch nicht

gefrühstückt habe. führten sie ihn in ein nahes Speisehaus und ließen ihm Braten und Kaffee vorsetzen, wofür er sehr dankbar war. Jäck sagte, daß ihm beim Essen die Thränen in die Kaffeetasse träufelten. Er erzählte ihnen, wie sehr er seine Tiere liebte und wie es sein Herz gerührt habe, als er sie schreien hörte, und sie doch nicht aus dem Feuer retten konnte.

Die Knaben kamen heim zum Frühstück und mußten dann zur Schule; Fräulein Laura ging nicht aus. Sie saß den ganzen Tag mit einem stillen, traurigen Gesicht. Sie konnte weder lesen noch nähen, und ihre Eltern waren ebenso schmerzlich bewegt. Sie sprachen leise von dem Feuer, und ich sah, daß sie trauriger um den Tod der Frau Montague waren, als wenn sie in gewöhnlicher Weise gestorben wäre. Frau Montagues kleiner Kanarienvogel Barry war mit ihr umgekommen. Sie wollte ihn immer bei sich haben, und sein Käfig war mit ihr auch in den Oberstock gebracht worden. Er starb wohl leichter als seine arme Herrin. Karls Hund entkam; aber er war so erschrocken, daß er aus ihrem Hause und aus der Stadt fortlief.

Nach dem Abendbrot ging Herr Morris in die Stadt, um dem Italiener ein gutes Quartier für die Nacht zu besorgen. Als er zurückkam, sagte er, daß der Italiener keineswegs ein so alter Mann sei, als es geschienen, und daß er ihm gesagt, er wolle in Fairport eine Summe Geldes für ihn sammeln, damit er sich wieder Tiere anschaffen und dressieren könne. Da sei er ganz vergnügt geworden und habe das zu versuchen versprochen.

„Und was können wir für den Italiener thun?“

sagte Frau Morris; „wir können ihm nicht viel Geld geben, aber wir könnten ihm einen oder zwei unsrer vierfüßigen Hausfreunde überlassen. Hier ist Billy, er ist ein kluger, kleiner Hund und erst zwei Jahre alt. Ihn könnte er leicht etwas lehren."

Da war auf einmal eine große Stille unter den Morriskindern. Billy war so ein sanfter, liebenswürdiger, kleiner Hund, daß er der Liebling aller war. „Ich denke, wir sollten es thun", sagte Fräulein Laura; „wenn es uns auch schwer wird."

Es gab noch eine längere Besprechung; aber endlich führte sie zu dem Schluß, daß Billy dem Italiener gegeben wurde. Er kam, um das Tierchen zu holen, war sehr dankbar und verbeugte sich mehrmals mit dem Hut in der Hand. Billy schien sich auch zu ihm zu neigen, und der Italiener sprach so freundlich mit ihm, daß wir wußten, er werde einen guten Herrn an ihm bekommen.

Herr Morris erhielt eine große Summe für den Mann, und als er ihm das Geld überreichte, da war derselbe so dankbar, daß er Herrn Morris die Hand küßte und versprach, auch öfter Nachricht von Billys Fortschritt und Wohlfahrt zu senden.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Dandy der Landstreicher.

Etwa eine Woche nach Billys Weggang wurden Morris durch die Ankunft eines neuen Hundes überrascht. Er kam an einem kalten, winterlichen Nachmittag gemächlich ins Haus und legte sich beim Feuer nieder. Er war ein gefleckter Bullenbeißer und trug ein silberbelegtes Halsband mit dem Namen Dandy eingraviert. Da lag er den ganzen Abend beim Feuer, und wenn ihn jemand von der Familie ansprach, so wedelte er mit dem Schwanz und sah freundlich aus. Ich knurrte erst ein wenig gegen ihn, aber er gab nichts darum, sondern schlummerte ein, deshalb hörte ich auf.

Er war so wohl erzogen, daß meine Herrschaft erst dachte, jemand möchte ihn verloren haben. Sie erkundigten sich am nächsten Tage und erfuhren, er sei im Sommer auf einer Jacht mit einem Herrn von New York gekommen. Es gefiel ihm auf der Jacht nicht, darum kam er ans Land, so oft er mit einem Boot kommen konnte, und ging das nicht, so schwamm er ans Ufer. Er sei ein „Landstreicher", sagte sein Herr, und

wollte nirgends lange bleiben. Die Familie Morris freute es, daß er so frei war, und sie jagten ihn nicht fort, dachten aber jeden Tag: „Gewiß wird er morgen weg sein."

Herr „Dandy" hatte jedoch ein angenehmes Quartier gefunden und war nicht gewillt zu wechseln, wenigstens nicht bald. Dazu war er so hübsch und hatte ein so einnehmendes Wesen, daß man ihn gern haben mußte. Ich mochte ihn nie leiden. Bei der Familie schmeichelte er sich ein, heuchelte ihnen Liebe vor, und wandte sich dann und lachte und spottete über sie in einer Weise, die mich erzürnte. Ich schalt ihn manchmal und knurrte gegen ihn bei Jim; der aber sagte immer: „Laß ihn gehen; du kannst ihn nicht bessern; er ist böse geboren; seine Mutter war nicht gut. Er hat mir erzählt, sie habe einen schlechten Namen unter allen Hunden ihrer Nachbarschaft gehabt. Sie habe gestohlen und sei fortgelaufen." Obgleich er mich oft erzürnte, so mußte ich doch lachen über seine Geschichtchen, weil sie so spaßig waren.

Wir lagen eines Tages auf dem Boden des hinteren Vorbaues in der Sonne, und er war mir ungewöhnlich zuwider, darum stand ich auf, um wegzugehen. Er stellte sich mir jedoch in den Weg und bettelte schmeichelnd: „Geh' nicht fort, alter Geselle: ich will dir Geschichten erzählen, um dich zu erfreuen, mein Junge; wovon soll ich erzählen?"

„Ich denke, deine Lebensgeschichte wird so interessant sein wie irgend etwas, das du aufschneiden kannst", sagte ich trocken.

„Schon recht; Wahrheit oder Dichtung; wie du willst.

Hier ist Thatsache — einfach, ungeschminkt! Geboren in New York; aufgezogen im Prachtstall; Prachtkutscher; Prachtherr; Damenfinger mit Edelsteinringen mich betasten; erstes Leid: zu Viehdock' gesandt, Ohren zu kürzen."

„Was ist Viehdock'?" sagte ich.

„Viehdoktor, Vieharzt. Ohren nicht kurz genug; Herr schickt mich wieder; Viehdock' schneidet wieder. Sommerszeit, Fliegen schlimm; Ohren eitern, Fliegen sehr fleißig. Kutscher stellt kleinen Buben an, sie zu jagen. Bube läuft weg in den Hof. Fliegen schrecklich. Dachte, sie mich auffressen oder ich Gehirn ausschütteln, sie weg zu kriegen. Mutter sollte bei mir bleiben, um meine Ohren zu lecken; sie aber Nachbarschaft durchstöbern. Endlich that Kutscher mich in dunklen Platz und ein Pulver an meine Ohren, und sie heilten."

„Warum hieben sie nicht auch deinen Schwanz ab?" fragte ich, indem ich seinen langen, dünnen Schwanz ansah, der fast dem einer Ratte glich.

„'s war nicht Mode, Herr Altvettel; Bullbeißers Ohren werden beschnitten, damit sie nicht zerrissen werden, wenn sie sich einander beißen."

„Du bist doch kein bissiger Hund?" sprach ich.

„Ich nicht. Zu mühsam. Ich mach's mir bequem."

„Ja, das glaub' ich", war meine spöttische Bemerkung. „Du bemühst dich für niemand, wie ich sehe; aber da wir vom Ohrenkürzen reden — was hältst du davon?"

„Nun", erklärte er, „'s nicht pläsirlich; aber einer möchte ebenso lieb aus der Welt als aus der Mode

sein. Nun meine Ohren fort sind, geb' ich nichts mehr drum."

„Aber denke an die armen Hunde, die nach dir kommen", mahnte ich.

„Was frag' ich nach denen?" trotzte er; „ich bin dann tot und aus dem Wege. Die Menschen mögen andren Hunden die Ohren und Schwänze und auch ihre Beine abhauen, wenn sie wollen!"

„Dandy!" rief ich zornig, „du bist der selbstsüchtigste Hund, den ich je gesehen habe."

„Rege dich nicht auf", bemerkte er kühl; „laß mich mit meiner Geschichte fortfahren. Als ich einige Monate alt war, kam mir der Stallhof zu enge vor, und ich wollte gern wissen, was draußen sei. Ich fand ein Loch in der Gartenmauer und stahl mich nachts hinaus. O, welcher Spaß das war! Ich wurde mit vielen Gassenhunden bekannt, und wie wir uns vergnügten! Wir bellten unter den Fenstern und machten die Leute böse; wir schlichen uns in Höfe und jagten die Katzen. Wir brachten fast jede Nacht eine um. Polizisten verfolgten uns, und wir liefen und rannten, bis uns das Wasser über die Zunge lief und der Atem ausging. Dann rannte ich heim und schlief den ganzen Tag. Als ich etwa ein Jahr alt war, fing ich an, auch bei Tage sowohl als bei Nacht herum zu schwärmen. Man konnte mich nicht zu Hause halten. Einmal lief ich drei Monate lang fort. Ich kam zu einer alten Dame an der Fünften Avenue, die Hunde sehr gern hatte. Sie besaß vier weiße Pudelhunde, und ihre Bedienten mußten dieselben waschen und ihre Haare

mit blauen Bändern flechten. Sie nahm die Tiere in ihre Kutsche und fuhr sie spazieren, auch trugen sie silberne und goldene Halsbänder. Der größte Pudel hatte einen Rubin in seinem Halsbande, der fünfhundert Dollar kostete. Ich fuhr auch aus mit ihr und manchmal begegneten wir meinem Herrn. Er schüttelte den Kopf über mich und ich hörte ihn zu dem Kutscher sagen, ich sei ein Nichtsnutz und er möge mich nach meinem Sinn kommen und gehen lassen."

„Wenn sie dich gehörig verhauen hätten", schaltete ich ein, „so wäre vielleicht ein guter Hund aus dir geworden."

„Ich bin so gut genug", prahlte Dandy. „Die jungen Damen, die manchmal mit meinem Herrn fuhren, sagten, es wäre aufgeblasen und ermüdend, zu gut zu sein. Um wieder auf meine Geschichte zu kommen: ich blieb bei Frau Richter Tibbett, bis ich ihre Thorheiten nicht mehr mochte. Sie machte sich an ihren Pudelhunden selbst zum Narren. Jeder hatte einen hohen Stuhl am Tische, und hier mußten sie sitzen und mit ihr fressen, wenn sie aß, und die Dienerschaft mußte sie Herr Bijon, Herr Tot, Fräulein Tiny und Fräulein Fluff titulieren. Eines Tages wollte Frau Tibbett mich auf einem Stuhl sitzen haben; ich wurde verdrießlich und biß sie. Da schlug sie mich hart, und ihre Bedienten steinigten mich fort."

„Da wir von Narren sprechen, Dandy", sagte ich, „so muß ich, wenn es nicht unhöflich ist, eine Dame so zu bezeichnen, sagen, daß Frau Tibbett eine Närrin war. Hunde sollten nicht aus ihrer natürlichen Stellung genommen werden. Warum nahm sie nicht einige arme

Kinder an ihren Tisch und in ihre Kutsche und ließ die Hunde hinten drein laufen?"

„Da sieht man gleich, daß du New York nicht kennst", lachte Dandy. „Arme Kinder werden nicht von reichen, alten Damen gehalten. Frau Tibbett haßte Kinder ohnehin schon. Außerdem würden Pudel im Schmutz verloren gehen oder umkommen, wenn sie hinter der Kutsche drein liefen; nur gescheite Hunde wie ich könnten da durchkommen."

Ich bezweifelte dies in etwas, sagte jedoch nichts. Er aber fuhr herablassend fort: „Du bist aber witzig, Sepp, wie die Franzosen sagen. Frau Richter Tibbett erlaubte ihren Hunden nicht Bewegung genug; denn deren Krallen wuchsen wie die Nägel der Chinesen, und die Haare wuchsen über die Ballen; sie hatten rote Augen und waren immer krank, und sie mußte sie pflegen, ihnen Heilmittel eingeben, und nannte sie ihre kleinen «Willy, Dilly, Hilly, Biddy Hündchen». Bah! Es wurde mir zuwider. Als ich fortging, kam ich zu ihrer Nichte, Fräulein Ball. Sie ist eine verständige junge Dame, und sie zankte oft ihre Tante, weil sie es so mit den Hunden trieb. Sie war fast zu verständig, denn ihr Mops und ich wurden fast zu Tode gebürstet und gerieben und mußten so lange Fußreisen machen, daß ich dessen herzlich müde wurde. Eine Frau, die von der Dienerschaft Trotzy genannt wurde, kam jeden Morgen und führte uns beide, und manchmal noch einen oder zwei andre Hunde, an unsren Ketten weite Strecken in stillen Straßen. Das war Trotzys Geschäft, und Fräulein Ball bewog viele junge Damen, die ihren Hunden nicht Bewegung machen konnten, dieselben von

Trotzy führen zu lassen, und die Damen sagten, die Hunde wären gesünder und sähen besser aus. Die Frau bekam fünfzehn Cents die Stunde für jeden Hund. Was das uns aber hungrig machte! Wie wir die Hundebrote verschwinden ließen! Aber es war ein totes Leben bei Fräulein Ball. Wir sahen sie nur eine kurze Zeit an jedem Tag. Sie schlief bis Mittag. Nach dem Imbiß spielte sie ein wenig mit uns im Gartenhause; dann wurden Spazierfahrten und Besuche gemacht; auch hatte sie immer Gesellschaft, oder es ging zum Tanz oder ins Theater. Ich entschloß mich bald zur Flucht, sprang an einem schönen Morgen aus einem Fenster und eilte heim und blieb da eine lange Zeit. Meine Mutter war übergefahren und getötet worden. Mein Herr bekümmerte sich nicht um mich, und ich konnte thun, was ich wollte. Als ich eines Tages mit andren bekannten Hunden herumlief, faßte mich auf einmal ein Junge, ehe ich's dachte, und lief fort mit mir. Beißen konnte ich nicht, denn er hatte mir ein Tuch ins Maul gestopft. Er brachte mich in eine Mietkaserne in einem Stadtteil, in dem ich nie gewesen war.

„Er gehörte einer sehr armen Familie an. O, waren die aber arm! Sechs Kinder, Mutter und Vater, alle in zwei kleinen Zimmern. Ich bekam kein Fleisch zu riechen, solange ich da war. Ich mochte ihr Brot nicht, und die Luft war zum Ersticken. Sie hielten mich in ihren Zimmern für mehrere Tage, und der nichtsnutzige Bube, der mich gefangen hatte, hielt mich nachts in seinem Arm. Das Wetter war heiß, und wir konnten manchmal nicht schlafen, sodaß wir aufs Dach gehen mußten. Nach einiger Zeit legten sie mich an eine

Kette in einem schmutzigen Hofe hinter dem Hause, und da schien's mir, als ob ich von Sinnen kommen müsse. Gern hätte ich sie alle totgebissen, wenn ich es hätte wagen dürfen. Es ist schrecklich, angekettet zu sein, besonders für einen Hund, der wie ich seine Freiheit liebt. Die Fliegen plagten mich, der Lärm machte mir Kopfweh, und mein Fleisch schrumpfte zusammen, weil ich keine Bewegung hatte. Ich war fast einen Monat da, während sie auf Anerbietung einer Belohnung warteten, aber es kam keine. Da nahm mich der Mann, der ein Hausierer war, eines Tages und führte mich an der Kette umher, um mich zu verkaufen. Ein Herr kaufte mich für seinen kleinen Sohn; aber der Mann gefiel mir nicht, und ich sprang in die Höhe und biß ihn; da ließ er die Kette fallen, und ich lief, um Polizisten und Buben zu entwischen, und kam mehr tot als lebend, wie ein Gerippe nach Hause. Mehrere Wochen lang hatte ich es gut, ich hatte jedoch keine Ruhe und lief wieder fort. Aber ich bin müde und will schlafen."

„Du bist aber nicht sehr höflich", wandte ich ein, „erst erbietest du dich, eine Geschichte zu erzählen, und dann willst du schlafen, ehe sie beendigt ist!"

„Sorge für Nr. 1, mein Junge", gähnte Dandy; „denn thust du es nicht, so thut es niemand." Und er schloß die Augen und war bald fest eingeschlafen.

Ich saß und betrachtete ihn: welch ein schöner, gutmütiger und doch wertloser Hund er war! Nach einigen Tagen erzählte er mir den Schluß seiner Geschichte.

Nach vielem Herumstreifen kam er eines Tages heim, als gerade die Jacht seines Herrn absegeln wollte, und

sie ketteten ihn an, bis sie an Bord gingen, und nahmen ihn mit, daß er die Reisenden bis Fairport unterhalten sollte.

Im November kam er zu uns und blieb den ganzen Winter. Er verspottete die Morrisfamilie immer, sagte, sie hätten ein totes, eckiges, altes Haus und er bleibe nur, weil Fräulein Laura ihn pflege. Er hatte eine kleine Wunde im Genick, und sie merkte bald, daß es Krätze war. Ihr Vater sagte, es sei schlimm für Hunde und es wäre am besten, daß Dandy totgeschossen würde; aber sie bettelte so sehr um sein Leben und sagte, sie könne ihn in einigen Wochen heilen, daß sie ihn behalten durfte. Dandy konnte nicht einmal zornig werden, aber er war der Wunde wegen so ängstlich erregt wie möglich. Er sagte, er sei angesteckt worden von einem kleinen räudigen Hund, mit dem er vor etlichen Wochen ein wenig gespielt hatte. Mit diesem wäre er nur kurze Zeit zusammen gewesen und hätte nicht gedacht, daß er angesteckt werden würde; aber er schien doch zu wissen, wie leicht das geschehe.

Bis er geheilt war, wurde er von uns getrennt; Fräulein Laura hielt ihn auf dem Speicher, bei den Kaninchen, wohin wir nicht konnten, und die Knaben führten ihn zur Bewegung im Garten umher. Sie probierte alle Arten von Heilmitteln an ihm, und ich hörte sie sagen, daß, obgleich es nur eine Hautkrankheit sei, so müßte doch sein Blut gereinigt werden. Sie gab ihm Pillen, die sie von Schwefel und Butter für uns machte, nämlich für Jim, Billy und mich, um unser Fell glatt und glänzend zu machen. Als er damit nicht geheilt wurde, gab sie ihm jeden Tag einige Tropfen

Arsenikum und wusch die kranke Stelle mit Karbolseife und Tabakwasser, und dies letztere heilte ihn.

Fräulein Laura zog immer, wenn sie sich ihm nahte, Handschuhe an und gebrauchte eine Bürste, wenn sie ihn wusch; denn wenn jemand die Räude von einem Hund empfängt, so kann er das Haar verlieren und sogar die Augenlider. Wenn man jedoch vorsichtig ist, so schadet es nichts, einen solchen Hund zu pflegen, auch habe ich noch nie jemand gesehen, der angesteckt wurde.

Nach und nach wurde Dandy gesund und konnte wieder heraus gelassen werden. Darüber war er sehr froh, wie er sagte, denn er mochte nicht mehr bei den Kaninchen sein. Er bellte sie an und erzürnte sie, und sie liefen auf dem Speicher herum und stampften in ihrer lächerlichen Weise nach ihm. Ich denke, er war ihnen ebenso sehr zuwider wie sie ihm. Jim und ich bekamen die Krätze nicht. Dandy war kein starker Hund, und durch seine unordentliche Lebensweise war er empfänglicher für die Krankheit. Wenn er hungrig war, dann überfraß er sich, und er wollte stets fettes Futter haben. Konnte er im Hause nicht bekommen, was ihm mundete, so stahl er und besuchte die Abfallhaufen hinter der Stadt.

Wurde er krank, so war er dümmer, als irgend ein Hund, den ich je gekannt habe. Er schien nie zu wissen, wann er Gras oder Kräuter oder ein wenig Erde fressen mußte, um sich selbst zu kurieren. Ein Hund sollte nie ohne Gras sein. Wenn Dandy krank wurde, so litt er eben, bis es besser wurde, und versuchte nie sich selbst von einem kleinen Weh zu heilen. Einige Hunde verstehen es, sich selbst ein Glied zu

amputieren. Jim erzählte mir von einem Hunde, namens Gyp, den Morris einst hatten, dem durch einen Schlag vom Pferde ein Bein gelähmt wurde, welches abstarb. Er wußte, daß das Bein tot war, und er nagte es ab bis an die Schulter, und obwohl er für eine Zeitlang viel zu leiden hatte, so wurde er doch endlich wohl.

Wieder auf Dandy zu kommen: ich wußte, daß er nur aufs Frühjahr wartete, um uns zu verlassen, und mir that's nicht leid. Am ersten schönen Tage lief er fort, und während des Frühlings und Sommers begegneten wir ihm manchmal wie er mit andren Straßenhunden in der Stadt umherlief. Eines Tages hielt ich ihn an und fragte ihn, wie er in dem stillen Fairport zufrieden sein könne? Da bekannte er, daß er vor Sehnsucht nach New York sterben würde, und er hoffe, daß seines Herrn Jacht kommen und ihn wieder mitnehmen werde.

Der arme Dandy verließ aber Fairport nicht mehr. Er war nach allem und allem kein so böser Hund. Es war nichts wirklich Bösartiges an ihm, und ich rede nicht gern von seinem Ende. Die Jacht seines Herrn kam nicht, und bald war der Sommer dahin, der Winter brach herein, und niemand wollte Dandy haben, weil er einen so schlechten Namen hatte. Er wurde hungrig und fror, und eines Tages sprang er gegen ein kleines Mädchen, um ihr Butterbrot zu rauben. Er sah den großen Haushund nicht, der auf der Schwelle lag. Dieser erhaschte ihn, ehe er fort konnte, und schüttelte und biß ihn fast zu Tode. Als der ihn beiseite geschleudert hatte, schleppte er sich zu Morris, und

Fräulein Laura verband ihm die Wunden und machte ihm ein Bett im Stall. An einem Sonntag-Morgen wusch und fütterte sie ihn sorgsam, denn sie wußte, daß er nicht lange mehr leben könne. Er war so schwach, daß er das Futter, das sie ihm ins Maul schob, kaum mehr fressen konnte, darum ließ sie ihn etwas Milch von ihrem Finger lecken. Da sie nun zur Kirche ging, konnte ich sie nur bis ans Thor begleiten und ihr nachsehen, soweit ich konnte.

Als ich zurückkam, war Dandy fort. Ich suchte, bis ich ihn fand. Er war in die dunkelste Ecke des Stalles gekrochen, um zu sterben, und obgleich er viel litt, gab er doch keinen Laut von sich. Ich saß bei ihm und dachte an seinen Herrn in New York. Hätte der das Tier recht aufgezogen, so möchte er jetzt nicht in so bitterem Todeskampfe liegen. Ein junges Hündchen sollte gerade so erzogen werden wie ein Kind, und wenn nötig, Strafe bekommen. Dandy fing schlecht an, und da er in seinem bösen Wesen nicht gezügelt wurde, blieb er so bis zum Ende. Armer Dandy! Armer, schöner Hund eines reichen Herrn! Er öffnete seine schwachen Augen zu einem letzten Blick auf mich, und dann nach einem Schauder lagen seine wunden Beine still. Er brauchte nun nicht mehr zu leiden!

Als Fräulein Laura heim kam und erfuhr, daß er tot sei, weinte sie bitterlich. Die Knaben nahmen ihn von ihr weg und machten ihm ein Grab in der Gartenecke.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Das Ende meiner Geschichte.

Ich bin jetzt zum letzten Kapitel meiner Geschichte gekommen. Als ich zu schreiben anfing, gedachte ich, die Ereignisse jedes Jahres zu erzählen, aber das würde zu lang werden, und weder Fräulein Laura noch die Knaben und Mädchen würden es gern lesen. Darum will ich gerade hier aufhören, so gern ich auch fortfahren möchte, denn über vergangene Zeiten zu reden, hat mir so viel Freude gemacht, daß ich nur ungern aufhöre.

Solange ich bei Morris war, habe ich viel Angenehmes erfahren, aber ich kann nicht alles niederschreiben, noch auch sagen, wie Fräulein Laura und die Knaben aufwuchsen, bis sie jetzt völlig entwickelt sind. Ich will meine Geschichte nur bis zu diesem Zeitpunkt führen und dann aufhören und mich in meinen Korb legen, denn ich bin jetzt ein alter Hund und werde leicht müde.

Als ich zu Morris kam, war ich ein Jahr alt, und bin nun zwölf Jahre da gewesen. Ich bin nicht mehr in dem gleichen Hause, sondern bei meinem lieben Fräu-

An amusing incident is connected with this picture — B. & C. had been out some time & they were going to have a new edition. Someone connected with the Publication Society

„Tolly setzte sich zwischen die beiden Kinder."
Seite 233.

asked permission to put in a children & dog — I consented but have forgotten who the person was who wished to introduce these nice children whom I never saw. M. S.

lein Laura, die jetzt Frau Gray heißt. Sie heiratete Herrn Harry vor vier Jahren und ist jetzt bei Herrn und Frau Wood auf dem Dingley-Landgut. Die alten Morris wohnen in einem separaten kleineren Hause nahebei für sich. Der betagte Herr Morris ist nicht mehr so kräftig und kann nicht mehr predigen. Die Knaben sind alle aus dem Hause. Jäck heiratete das schöne Fräulein Bessie Drury und wohnt auf einem großen Landgut in der Nähe. Frau Bessie sagt, sie hasse es, eine Bauersfrau zu sein, aber sie sieht immer so zufrieden und glücklich aus, daß sie mir zu irren scheint. Karl ist ein Kaufmann in New York, Ned ist Schreiber in einer Bank, und Willy studiert auf einer Hochschule, die Harvard heißt. Er sagt, er werde, wenn er ausstudiert habe, bei Vater und Mutter wohnen.

Die alten Freunde der Familie Morris kommen oft auf Besuch zu ihnen. Frau Drury kommt jeden Sommer auf ihrem Wege nach Newport, und Herr Montague und Karl kommen jeden zweiten Sommer. Karl bringt immer seinen alten Hund Brisk mit, der jetzt auch wie ich schwach wird. Wir liegen dann auf dem Vorbau in der Sonne und hören zu, wie unsre Leute von vergangnen Tagen reden, und fühlen uns wieder jung. Wir haben auch einen schottischen Schäferhund bei uns. Er ist sehr schön und ist der beständige Begleiter der lieben Frau Laura Gray. Er und ich sind warme Freunde, aber er kann viel besser vorwärts als ich. Eines Tages brachte eine Freundin einen kleinen Knaben und ein Mädchen mit, und Colly (so hieß mein schottischer Freund) setzte sich zwischen die beiden Kinder, und der Vater derselben nahm ein Lichtbild von den

„Colly setzte sich zwischen die beiden Kinder."
Seite 333.

dreien ab. Ich liebte ihn so sehr, daß ich ihnen sagte, ich wolle sein Bild in mein Buch setzen lassen.

Wenn im Sommer die Morrisknaben alle hier sind, dann haben wir viel Vergnügen. Darauf freuen wir uns schon während des ganzen Winters, denn sie machen's lebendig im alten Bauernhause. Herr Maxwell versäumt nie, im Sommer nach Riverdale zu kommen. Er hat eine solche Gesellschaft von Lieblingsvieh, daß er sagt, er könne sie alle nicht weiter von Boston als hierher bringen, und weiß nicht, was er mit ihnen anfangen soll, es sei denn, er richtete eine Menagerie ein. Kürzlich fragte er Frau Laura, ob sie dächte, der alte Italiener Bellini würde ihn als Teilhaber ins Geschäft nehmen. Er wußte nicht, was aus ihm geworden war, und darum erzählte Frau Gray ihm alles.

Vor einigen Jahren kam Herr Bellini einmal mit einer neuen Truppe von abgerichteten Tieren nach Riverdale. Sie waren fast so gut wie seine frühern, aber er hatte nicht so viele. Morris und viele andre besuchten seine Vorstellung, und Frau Laura sagte nachher, daß sie, als der kleine Billy sich verbeugte und seine Kunststücke machte und durch Reifen sprang, den Ball auffing und andres, sie hätte sich krank lachen mögen. Sein Herr hatte um Morris' willen ihn besonders zum Liebling gemacht und ihn mehr wie einen Menschen als einen Hund behandelt. Billy schien sich etwas einzubilden, als er zu Besuch auf das Gut kam; aber er war ein so lieber, kleiner Hund, trotzdem er von seinem Herrn fast verwöhnt und verdorben war, daß Jim und ich ihm nicht böse sein konnten. Nach einigen Tagen gingen sie weg, und wir hörten nur Gutes von ihnen, bis letzten

Winter ein Brief von einer Krankenwärterin in einem Spital New Yorks an Frau Gray kam. Darin stand, daß Herr Bellini seinem Ende nahe sei und wünschte, daß sie an Frau Gray schreiben möchte, er habe alle seine Tiere außer dem kleinen Billy verkauft, den sie ihm gütigst geschenkt habe, und er sende ihr den zurück, und wolle bis zum letzten Atemzuge um des Himmels reichsten Segen bitten für sie und die Ihrigen, die sich seiner in der Not angenommen haben.

Am nächsten Tage kam Billy als eine dünne, magere weiße Vogelscheuche an, wollte aber nicht fressen und erbebte beim leisesten Geräusch. Er horchte auf Bellinis Fußtritte, die er aber nicht mehr hörte, denn eines Tages blickte Herr Harry von seiner Zeitung auf und sagte: „Laura, Bellini ist tot!“ Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und Billy, der bei dem Namen aufgesprungen war, fiel zurück. Er wußte, was sie meinten, und horchte von dem Augenblick an nicht mehr auf Fußtritte, sondern lag ganz still, bis er starb. Frau Gray ließ ihn in ein kleines hölzernes Kästchen legen und in der Ecke des Gartens begraben, und wenn sie ihre Blumen pflegt, spricht sie wohl mit Bedauern von ihm und dem armen Dandy, der im Garten zu Fairport liegt.

Der Papagei Bello, der bei Frau Morris ist, erweist sich so klug wie immer. Ich habe gehört, daß diese Tiere oft sehr — bis zu hundert Jahren — alt werden. Wenn das ist, dann mag Bello uns alle überleben. Er bemerkt, daß ich blind und schwach werde, und wenn ich zu Frau Morris gehe, dann ruft Bello mir zu: „Halt' die Lippe fest, Schöner Sepp; sprich

nie vom Sterben, Schöner Sepp! Setz' das Spiel fort, Schöner Sepp!"

Frau Morris sagt, sie wisse nicht, wo Bello seine gemeinen Worte auflese. Ich glaube, Ned lehrt ihn das. Wenn der im Sommer heimkommt, dann sagt er oft mit schelmischem Blinzeln der Augen: „Komm in den Garten, Bello!" und legt sich in die Schaukel, und der Vogel sitzt in den Ästen und dann geht das Gespräch stundenlang fort. Im Herbst betrübt Bello immer seine Herrin mit gemeinen, rohen Worten. Das muß Ned hinterlassen haben.

Ich bin froh, daß ich meine Tage in Riverdale zu enden hoffen darf. Fairport ist ein schöner Platz, aber es ist dort nicht so offen und frei wie auf diesem Landgute. An jedem sonnigen Morgen mache ich einen Spaziergang. Ich gehe unter die Pferde und Kühe, und stehe still, um zu sehen, wie die Hühner die Körner auflesen. Dies ist ein angenehmer, traulicher Platz, und ich hoffe, daß meine liebe Frau Laura viele Jahre leben und sich hier freuen kann, wenn ich fort bin.

Ich habe wenig Unangenehmes, die Schweine ärgern mich hier und da, wenn sie im Frühjahr die Knochen herauswühlen, die ich im Herbst begraben habe; aber das sind Kleinigkeiten, die ich nicht beachte. Ich bekomme hier viele Knochen und würde froh sein, wenn ich einige arme Stadthunde hätte, die sie mir fressen helfen. Für Schweine, denk' ich, sind sie doch nicht gut.

Herr Harry hat in einem der Gebäude ein zahmes Eichhörnchen, das mich viel neckt. Es weiß, daß ich es nicht einholen kann, weil meine Beine von Rheumatismus so steif sind, darum macht sich der kleine Schaden-

froh das Vergnügen, mir zu zeigen, wie gelenkig er sei, indem er um mich herumspringt und mir mit seinem Schweif ins Gesicht schlägt; auch will er mich locken, hinter ihm drein zu springen, daß er dann über mich lachen kann; aber ich nehme keine Notiz von ihm.

Der Schiffsjunge, der einst den Kindern den Papagei Bello geschenkt hatte, ist jetzt ein großer starker Mann, und ist Erster Maat auf einem Schiff. Manchmal kommt er her und bringt allemal der Familie Morris Geschenke an ausländischen Früchten und Kuriositäten mit.

Malta, die Katze, lebt noch bei Frau Morris. Dävy, die Ratte, ist nicht mehr; auch der alte Jim ist tot. Er ging eines Tages im letzten Sommer hinweg, und niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Morris suchten überall nach ihm, setzten auch eine Belohnung für den Finder aus, aber er wurde nirgends gesehen. Ich denke, er fühlte, daß er sterben werde, und ging an eine verborgene Stätte. Er erinnerte sich, wie Fräulein Laura sich über Dandys Tod grämte, und wollte ihr den größeren Kummer ersparen. Er war immer ein nachdenkender Hund und stets besorgt gewesen, niemand wehe zu thun. Ich bin selbstsüchtiger. Ich möchte nicht von Frau Laura weggehen, auch nicht einmal um zu sterben. Wenn meine letzte Stunde kommt, dann möchte ich ihr wohlwollendes Angesicht über mich gebeugt sehen, und dann frage ich nichts danach, wieviel ich leiden muß.

Sie ist noch so zartfühlend wie immer, aber sie versucht, sich nicht allzusehr über Betrübnisse und Leiden in der Welt zu grämen, denn sie sagt, das würde sie schwächen, und sie bedürfe doch aller Kraft, etwas Erdennot zu lindern. Sie thut in Riverdale viel Gutes,

und ich glaube nicht, daß jemand weitherum so beliebt wie sie ist.

Sie hat den vor Jahren gefaßten Entschluß, alles ihr mögliche zum Schutze der Tierwelt zu thun, nicht vergessen. Herr Harry und Herr Maxwell helfen ihr in nobler Weise. Des letzteren Arbeit beschränkt sich meist auf Boston, und die jungen Eheleute Gray thun viel schriftlich; denn Riverdale ist ein Musterstädtchen geworden, wo alle Tiere gut behandelt werden. Auch in andrer Hinsicht kann es ein Vorbild sein. Es scheint, als ob alle andren Verbesserungen mit der menschlichen Behandlung der Tierwelt Hand in Hand gingen. Bedachtsames Verfahren mit der Tierwelt hat die Leute überlegtes Betragen gegen sich selbst gelehrt, und die kleine Stadt ist rühmlichst bekannt im Staate wegen ihrer guten Schulen, auch findet man da gute bürgerliche Gesellschaft, gute Geschäfte und ernstes Christentum. Manche Leute ziehen hin, um ihre Kinder erziehen und ausbilden zu lassen. Die Bürger von Riverdale sehen sehr darauf, was für Leute hinziehen, um dort zu wohnen. Ein Mann, der vor zwei Jahren hierher kam und ein Geschäft anfing, wurde gesehen, wie er ein Kätzchen mit einem Fußtritt hinaus schleuderte. Am nächsten Tage kam ein Bürgerausschuß zu ihm und sagte, sie hätten Grausamkeit mit großer Mühe aus der Stadt verbannt, und sie wollten dieselbe von niemand wieder eingeführt haben, und sie dächten, es sei besser für ihn, sonstwo hin zu ziehen. Der Mann war höchst erstaunt und sagte, er habe noch nie Leute gesehen, die es so sehr genau nähmen. Er hätte nicht grausam sein wollen, hätte auch nicht gedacht,

daß es dem Kätzchen etwas ausmache; nun er aber die Sache recht überlege, sähe er wohl ein, daß Katzen ebenso wenig getreten sein wollten als er selbst, und er wolle versprechen, nicht mehr grausam zu sein. Ferner sagte er, daß, wenn die Bürger nichts dagegen hätten, so wolle er dableiben; denn da man hier die unvernünftige Kreatur sorgsam behandele, so werde man gewiß mit Menschen noch besser verfahren, und es werde gut sein, hier seine Kinder zu erziehen. Sie ließen ihn, versteht sich, bleiben, und er ist um seiner Güte gegen alle Lebewesen willen berühmt, und er hilft Frau Laura, wenn sie ihn anspricht, um ihre humanen Pläne auszuführen.

Es gibt einige sehr wichtige Worte von Frau Gray, das Ergebnis ihrer langen Erfahrung bei der Sorge für die Tierwelt. Sie sagt, daß rohe und grausame Besitzer von Tieren gestraft werden sollten; aber zu bloß gedankenlosen Leuten sollte man nie so viel sagen: „Thu's nicht; überfüttere nicht; laß sie nicht hungern; überarbeite sie nicht; schlage sie nicht; und so weiter durch die lange Liste roher Behandlung", sondern man sage einfach: „Sei gütig gegen sie. Mach' dich mit ihren Bedürfnissen bekannt und genüge ihnen. Niemand kann sagen, wie dein Vieh behandelt werden soll, als du selbst; denn du bist immer bei ihm, kennst sein Temperament, seine Fähigkeit zur Arbeit, weißt, wieviel Futter, wieviel Ruhe es bedarf, und auch wie verschieden es von jedem andren Stück Vieh ist. Wenn es krank oder beschwert ist, dann mußt du für es sorgen, denn fast jedes Tier liebt seinen Herrn mehr als Fremde, und wird schneller heil unter der Pflege seines eignen Herrn."

Frau Gray sagt, daß, wenn Männer und Frauen ihr Vieh in jeder Hinsicht gut behandelten, so würden sie sich wundern, wieviel Angenehmes diese unvernünftigen Tiere ihnen schaffen würden, und wie treu und dankbar sie ihnen sein würden.

Jetzt muß ich meine Geschichte beschließen. Lebt wohl, ihr Knaben und Mädchen, die ihr sie lest; und wenn es nicht unrecht für einen Hund ist, das zu sagen, so möchte ich beifügen: „Gott segne euch alle!" Bin ich in meiner schwachen Weise im stande, euch die Thatsache einzuprägen, daß Hunde und viele andre Tiere ihre Herrschaften lieben und ihnen nur zu Gefallen leben, dann ist meine kleine Geschichte nicht umsonst geschrieben. Meine letzten Worte sind: „Knaben und Mädchen, seid gütig gegen die Tiere, nicht nur weil ihr dabei nichts verlieret; sondern weil ihr das sein solltet; denn sie sind von derselben gütigen Hand auf die Erde gesetzt worden, die alle lebendigen Kreaturen erschaffen hat."

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

A curious bit of animal psychology is connected with the burglar illustration.

Beaut. Joe was a real dog and lived near Meaford Ont. One day his cruel master cut off his ears and tail because he would not obey him. He wanted him to fight, and Joe would not attack another dog unless he had some cause of quarrel.

So when the poor dog lay writhing on the ground, Mr. Moore of Meaford who owned the farm drove up and took the suffering animal from the tenant farmer.

Now, as is well known, a dog rarely turns against a former master, but Joe did.